
Google


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Wilhelm Weigand.

Essays.

(Voltaire. — Rousseau. — Taine und Sainte-Beuve. — Zur Psychologie der Décadence. — Zur Psychologie des 19. Jahrhunderts.)



München, 1892.
Carl Merhoff's Verlag.



Les gens de lettres qui ont rendu le plus de services au nombre des êtres pensants répandus dans le monde, sont les lettrés isolés, les vrais savants renfermés dans leur cabinet, qui n'ont ni argumenté sur les bancs des universités, ni dit des choses à moitié dans les academies, et eeux-là ont presque tous été persécutés.

Voltaire.

Jede Entwickelung, jedes Werden ist schmerzlich. Wenn schon Goethe die Wahrheit dieses Satzes an sich erfahren mußte und in der Erinnerung an seine eigene Werdezeit die Ablehnung alles Fremden empfahl, das eine gleichmäßige Entwickelung stören kann, wie tief müssen erst die Söhne des 19. Jahrhunderts die Richtigkeit dieses Ausspruchs fühlen und bedauern, daß ihnen, als den Sprossen einer überreichen Zeit, die freiwillige glückliche Vereinsamung und aristokratische Abgeschlossenheit ganz unmöglich geworden ist. Das rückwärts blickende Bedauern kommt in den allermeisten Fällen spät genug, wenn überhaupt die freudige Begeisterung über die Tiefe des historischen Blickes, den die Menschen von heute ohne jede Ahnung seiner drohenden Gefahr genießen, die wehmütige Stimmung aufkommen läßt. Zwar ziemt sie uns, die wir in einer Dämmerung, zwischen zwei Welten, dahinleben, im höchsten Grade, wäre es auch nur als den Erkennenden, die abseits stehend einem großen Schauspiel zusehen und auf die Stimme des Dunkels lauschen, von allerlei Geheimnissen angelockt und bezaubert. Wir alle leiden an unserer Jugend, weil wir tausend Lockungen ausgesetzt sind, weil wir uns stark genug wähnen, alle Welten zu durchwandern, alle Lasten zu tragen, alle Hindernisse zu überwinden, weil wir nicht in der Einsamkeit leben dürfen; aber das Gefühl wehmütigen Bedauerns bleibt nicht aus, wenn nur erst jener Gedanke, daß wir zum ersten Male die Entwickelung übersehen, ja die Zukunft vorausnehmen können, den goldenen Reiz der Neuheit eingebüßt hat. Das ganze Leben ist nur ein Ringen nach der Freiheit vor der Vergangenheit, im Hinschreiten nach einer Zukunft, welche die Dankbarkeit gegen die verflossene Zeit in würdigster Weise aus-

übt, indem sie ohne Haß und Neid in ihren Abgrund taucht, um einen sicheren Einblick in das halbverschollene Leben zu gewinnen; wir alle müssen uns, ob wir es wollen oder nicht, mit der Vergangenheit auseinander setzen: wir ruhen auf ihren Schätzen. Sie schickt die verhüllten Worte der relativen Offenbarung, welche einst das höchste gewesen, in unser Wachen und Träumen; wir leben von der Vergangenheit und wir sterben an ihr. Freilich gibt es einen hohen Punkt des Lebens, wo auch wir uns frei glauben, wo wir im Besitze vollster Lebenskraft über alles hinwegschreiten, über die Dankbarkeit, dieses widerspenstige Gefühl, wie über alle Schätze, von denen wir nehmen, wir uns bereichern und glücklich machen konnten — wenn das höchste Lebensbewußtsein im reichen Erfassen alles dessen, was unserem Geschlechte eigen, Glück genannt werden darf. Wie das Leben, so sind die großen Epochen der Menschheit voller Widersprüche und Gegensätze, und ein Jeder sucht sich aus dem großen Abgrund der Vergangenheit, in der die Jahrhunderte zerschellten, heraus, was er zu seinem eigensten Leben bedarf, um zu kämpfen und zu siegen. Jedes Jahrhundert braucht die Vergangenheit auf, um ein neues Leben beginnen zu können. Der Herbst einer Civilisation ist vielen eine Frühlingszeit; aber nicht jeder Lenz wird zu einem Menschheitsfrühling, der in berauschender Fülle aus den Trümmern des Alten sproßt. —

Man ist so glücklich in den lang verschollenen Zeiten: Da ist jeder Streit erloschen, ein mildes Licht vergoldet auch die Trümmer der Geschichte. Das Leben erscheint größer, tiefer, würdiger, als ein gewaltiges Schauspiel, ja, fast als ein Kunstwerk, dessen Vollendung in heiteres Erstaunen versetzt. Viele, es sind die romantischen, glücksbedürftigen Naturen, kehren nur mit ausgesprochenem Widerwillen in die harte Gegenwart zurück, die, des groben Streites voll, der Poesie zu ermangeln scheint. Hier muß man reich sein, um überhaupt ein reiches Leben mit trunkenem Übermut zu erfassen, muß zu verschwenden haben und lauten Lärm und Püffe ertragen können. Auch dem Kräftigsten mag zuweilen die dämmernde Ruhe der Vergangenheit als müde Stille des Landes der Dichtung erscheinen, wo es sich gut mit hohen Geistern reden läßt. Die Vergangenheit gibt uns ein Rätsel auf: sie ist die Sphinx, die jeder in den Abgrund stürzen muß, wenn er glücklich leben will.

Es scheint sonderbar, ist aber nur natürlich, daß gerade die Romantik Mutter der modernen historischen Kritik geworden: alle Müden und Überfeinen sind von Natur aus Romantiker, welche das Gefühl erhöhten Lebens gerne da suchen, wo es kräftig genug war, eine Welt zu überwinden. Fernerhin darf nicht vergessen werden, daß die historischen Romantiker dem Bürgertum entsproßten, also einer Klasse, die durch historische Verhältnisse, Neigung und Begabung außer Stand gesetzt war, das große freie Leben der Götter dieser Erde zu führen, und so der hungernden Phantasie eine erhitzende Nahrung bieten mußten. Und wenn wir alle mehr oder minder als Sklaven der Vergangenheit dahinleben, so darf es auch nicht Wunder nehmen, wenn die jungen Dichter den Reiz der alten Zeit zu süß befinden und die Aufgabe der modernen Poesie in der Verschmelzung der Romantik und der nackten Darstellung des heutigen Lebens sehen: sie wollen eben auf kein Gefühl, auf keinen Reiz verzichten, tiefe Sehnsucht und alten Schmerz im Herzen tragen und doch den Mut zum klaren Erfassen der Wirklichkeit besitzen.

Wie spät erst hat die Menschheit *sehen* gelernt! Und wie Wenige haben Augen, so daß auch heute noch ein Jeder, der die Außenwelt als reiches Schauspiel genießt, sich rühmen mag, er gehöre zu denen, für welche diese Welt existiert. Und sonderbar, die bunte Menge leidet an dem Unglück der feinfühligen Naturen, welche unfähig geworden sind, die Last einer überreichen Kultur mit Leichtigkeit zu tragen; aber sie kennt nicht ihre sonnigen Stimmungen, sie genießt nicht ihr heimliches Glück, das Glück eines greisenhaft weisen Egoismus, der nicht weiß, wie lange die geistige Welt noch dauern mag, welche er einst für ewig hielt. Zu den brennendsten Schmerzen der Jugend, die einem Chaos von Einflüssen ausgesetzt ist, gehört das allmählige Aufdämmern der Wahrheit, daß alle sogenannten Offenbarungen nur relativ sind, daß sie eines Tages, gleich vielen andern, auch im großen Abgrund der Zeiten zerscheitern müssen.

Die Menschen leben immer, wie sie eben können, und so hat denn auch das Geschlecht von heute, neben anderen Reizmitteln, die Selbstbeobachtung als großen Anreiz zum Leben erfunden. Den Blick, welchen eine übermäßig historische Bildung geschärft, zum Erfassen der reizvollsten Einzelheiten ge-

schickt gemacht hat, senkt es in das eigene Innere, ohne jene zarte Scham der Frauen, welche ihre Krankheiten wie ihr tiefstes Glück verschweigen. Unsere Zeit, welche sich der Leidenschaft zur Wahrheit gar zu gern zu rühmen pflegt, hat es sogar dahin gebracht, die allgemeine Müdigkeit, den zeitweiligen Oktoberfrieden des Niederganges als besonderes Glück zu empfinden, insofern er Muße zum Träumen und zur Erinnerung an ferne, langsam erkannte Zustände läßt. Die feinsten Geister dieser Epoche haben sich zuweilen gefragt, ob dieses schamlose Selbstbeschauen, die Unbehaglichkeit vor der eigenen Persönlichkeit, die Fähigkeit, als geistreicher, müßiger Zuschauer der inneren Komödie wichtig zu thun, nicht eine allgemeine Krankheit verrate: denn der gesunde Mensch stärkerer Zeiten kennt diese Selbstbeschauung nicht; er weiß nichts von dem Experimentieren mit der eigenen Krankheit, nichts von der Bewunderung greisenhafter Narzisse, die sich auf den Strom des Lebens neigen und mit lüsternem Behagen sehen, wie die Woge um das eigene Antlitz stündlich wechselt, bald trüber, bald klarer hinabrinnt ins Meer der Ewigkeit. Und so gibt es nur noch wenige Geister, die, gleich dem alten Puritaner Carlyle, sich selbst als wandelndes Mysterium zu empfinden vermögen: unsere Zeit hat eben die Fähigkeit zu tiefer Bewunderung verloren, weil ihr Geist nur mehr dem Funken gleicht, der von einer Welt zur andern springt, und, seiner Waghalsigkeit froh, eine goldene Brücke des Augenblicks über jeden Abgrund schlägt. — Das Leben scheint nur Oberfläche. Doch auch die Seichtesten suchen ihm Tiefe zu geben, indem sie es als Problem empfinden. Der Dichter, wie der Mann der Wissenschaft, die mit ihm als einem Problem zu schaffen haben, thun gut, sich der Kritik nicht als Reizmittel zum Leben, sondern als Mittel zur Befreiung zu bedienen. Es darf nicht Wunder nehmen, daß einige Söhne dieses bürgerlichen Jahrhunderts die Meinung ausgesprochen haben, mit der Poesie sei es für immer vorbei, die Kritik sei die einzige, die größere, die zehnte Muse. Es gehört zu den schönen Täuschungen frommer Seelen, daß die Masse die Dichtung nötig hat, um überhaupt geistig leben zu können. Nein, sie bedarf ihrer nicht, und auch ausgezeichnete Köpfe kennen eher die tiefe Freude der Erkenntnis, als den einsamen Schauder der Schönheit, die sich nur Wenigen in seltenen Stunden und Augenblicken enthüllt.

Es ist so süß, die Woge des Lebens zu verfolgen, wie sie ausgeht von irgend einem Werk, in tausend Herzen winzige Fleckchen erobert, Seen, Buchten und Einschnitte schafft, in denen sich der blaue Himmel und andere wunderbare Dinge spiegeln mögen. Der Blick für die Einflüsse des Lebens ist viel häufiger, als der Sinn für Poesie, die mit der Zeit zu einem Genußmittel feiner und feinster Seelen wird. Es gibt stille Zeiten, in denen Mensch und Werk im goldenen Bande des Friedens heranreifen, und laute Zeiten, in denen die Frucht der Früchte, das Individuum, mit schwerem Laut vom Baume der Welt herniederfällt. Wir leben in den letzteren, aber wir wissen auch, daß alle guten Dinge der Ruhe bedürfen, um reifen zu können. Der moderne Mensch empfindet sich nur zu tief als wandelnde Ironie, zumal, wenn er sich gesteht, daß die Entwickelungsgeschichte fast aller Männer des 19. Jahrhunderts eine interessante Krankheitsgeschichte ist, obgleich gerade die Gesundeten dies nicht immer eingestehen wollen. Das notwendige Hasten aus einem geistigen Zustand in den andern ist krankhaft, und leider bleibt es keinem einzigen von uns erspart. Die Spannkraft eines Geistes zeigt sich darin, ob er kürzere oder längere Zeit braucht, die verschiedensten Zustände zu überwinden, zu beherrschen, seiner Persönlichkeit nutzbar zu machen. Jeder, der mehr oder minder an seinem Werden gelitten, weiß nur zu wohl, welche Gefahr ihm auf dem Wege begegnet: es ist der Dilettantismus, das kritiklose Schwelgen in allen Zuständen des Geistes und des Lebens. Der Dilettantismus ist kein Anfang, sondern ein Ende. Er droht allen, die sich ihres übermäßig historischen Sinnes rühmen: Allen, welche die Vergangenheit als großen Baum des Lebens aufsuchen, um in seinem Schatten Frieden und Genuß zu finden, sowie allen Romantikern, deren es wohl immer viele geben wird.

Die Naturwissenschaft mag wohl das Leben eines Volkes mit dem Leben eines einzelnen Genius vergleichen und glauben, daß auch ihm nur ein Frühling, ein Sommer und ein Herbst beschieden sind. Die einzelnen Geschlechter kümmern sich sehr wenig darum, weil sie, obgleich mit einem schweren Erbe belastet, jung ins Leben treten, von vorne anfangen und die Selbsterkenntnis, den goldenen Besitz des Alters, teuer, wenn auch nicht ganz so hoch wie die Väter bezahlen müssen. Und was bedeutet eigentlich Selbsterkenntnis eines Volkes? Gibt es eine

solche, oder haben stets nur einzelne Individuen das Recht, davon zu reden, weil sie an den Schwächen und Vorzügen ihrer Nation am meisten gelitten haben? Wo treffen wir heute noch eine ganze ungebrochene Kultur, die man mit Recht als Volkskultur preisen oder tadeln könnte? Nirgends, selbst in Frankreich nicht, obwohl es die Franzosen, als ein höchst kluges Volk, von jeher gut verstanden haben, der fremdesten Idee ein nationales Gewand umzuhängen, sie ihrer besonderen Eigentümlichkeiten zu entkleiden.

Das 19. Jahrhundert ist ein Chaos. Nur den gottbegnadetsten Geistern mag es gelingen, sich in den Wogen seiner Brandung eine goldene Insel zu schaffen, wo ein kühler Friede Muße und Sammlung gibt, das ferne Leben mit dem Blicke des Weisen zu umfangen und den stillen Rätseln der Vergangenheit nachzuspüren, als deren Söhne wir einen ungeheueren Kampf ausfechten müssen, wäre es auch nur in unserem Innern. Als Sprossen einer Zeit, die nur Helden im Dulden emporkommen läßt, lassen wir gerne unsern Blick mit fragender Neugier auf jenen Männer ruhen, die mit freudigstem Herzen, mit klarstem Geiste ein schönes Leben lebten. Sind sie ein Anfang oder ein Ende? Ist Voltaire vielleicht die letzte Form eines besonderen Menschen, des Vollenders und Verschwenders einer großen Kultur, welche in schöner Einseitigkeit ein ganzes Geschlecht von Glücklichen hervorbrachte? Und Rousseau, unser eigentlicher Ahn, obgleich wir es leugnen möchten, der erste Mensch des demokratischen Zeitalters, der erste Plebejer des Geistes, der erste angekränkelte Litterat, das erste moderne Individuum, der erste entzückende Kranke, der Vater jener verkrüppelten Titanen, die seit einem Jahrhundert die Welt mit ihren genialen Klagen und Ausbrüchen einer ungeheueren Begehrlichkeit erfüllen?

Das reichste Leben, zumal in Zeiten gereifter, mürber Kultur ist, wie schon erwähnt, voller schreiender Widersprüche und Gegensätze. Jede Epoche zeigt ein Janusgesicht: selbst auf ihren Höhenpunkten schaut sie zugleich rückwärts und vorwärts, fluchend und segnend, begeistert und müde. Auch das 18. Jahrhundert gehört zu den Epochen der Kontraste. Im Vergleich zu ihm erscheint die reiche, überströmende, grausame Zeit der italienischen oder englischen Renaissance von jugendlicher Einheit, Kraft und Schönheit. Aus dem lebhaften Ge-

fühle ungeheuerer Gegensätze und Widersprüche entspringt der Haß und die Begeisterung, mit denen auch heute noch Tausende auf dieses glorreiche Säkulum zublicken, um die eigenen Bestrebungen der verschiedensten Art gleichsam durch die Würde einer nahen Vergangenheit zu rechtfertigen oder zu vernichten.

Das 18. Jahrhundert räumt auf mit einem Erbe, das für hochgebildete Geschlechter von unschätzbarem Werte war; der menschliche Geist durchbricht die morschen Schranken, in denen der Geist der Renaissance seine wunderbaren Blüten getrieben; ein Gefühl der lebensfreudigen, geistessichern Kraft, ja der Frechheit treibt ihn an, die ersten Steine zum neuen Tempelbau zu legen, an dem wir alle arbeiten, schwereren Herzens als die glücklicheren Söhne jenes greisenhaften, begeisterten Jahrhunderts. Goethe hat es das Säkulum des Geistes, Michelet das große Jahrhundert genannt.

Gellender Spott, wie ihn die Korruption alter Zivilisation gebiert, mischt sich der begeisternden, freudigen Zuversicht junger und alter Herzen, die nur vor dem reichen Leben der Gesellschaft der liebenswürdigen Zweifel pflegen; der frechste Cynismus der Sitten vermag nicht das Gefühl der Aufopferung und Treue zu ertöten; man begeistert sich für Tugend und fröhnt jeder Ausschweifung; der Sarkasmus der Spötter und Psychologen besteht neben dem tiefen Naturgefühl, der weinerlichen Sentimentalität und der Geisthascherei der feinen Gesellschaft; die bewundernde Nachsicht für das freche Abenteurertum eines Liebesaventuriers Casanova, ein Zeugnis für die Lebenskraft dieser Zeit, ist stärker als der Ahnenstolz der müssigen Adelsgeschlechter; Millionen hungern, während die Schönheitskomödie der Gesellschaft, von Versailles nach Paris, der Vaterstadt Molières, verlegt, ihre Vollendung erreicht und die Blicke aller Großen der Throne auf dies einzige Schauspiel lenkt; die größten Denker, welche von heiligem Eifer für die Rechte einer allgemeinen Menschheit glühen, werden von einer geistreichen Gesellschaft geschätzt in den Salons, wo die Idee zur Konversationsmünze herabsinkt und die ausschweifenden Abbés als Maîtres de plaisir das gallische Lachen Lafontaine's pflegen; der Aberglaube, das Vorrecht jeder verfallenden Zeit, sowie ein schamloser Charlatanismus, — man denke an Cagliostro — blühen neben der allgemeinen Begeisterung für Aufklärung und Wissenschaft; der Adel gelangt als Lebenskünstlerschaft, die er

allerdings teuer bezahlen muß, auf seine schöne Höhe, während das schlichte Bürgertum beginnt, die aufgesparte Geisteskraft und sittliche Tüchtigkeit in den Dienst der Menschheit und seiner eigenen Interessen zu stellen; und endlich: dies ganze zärtliche, begeisterte, modetolle Jahrhundert endet mit der ungeheuersten Revolution, deren Greuel mit den schönen Phrasen über Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit bedeckt, ja beschönigt werden.

Ein Jahrhundert der Gegensätze: das Jahrhundert der Voltaire und Rousseau. Goethe, den man billigerweise dem 18. Jahrhundert zuteilen mag, steht über dessen Leben, obwohl er als Kind seiner Zeit einige von seinen Schwächen teilt: er ist der erste moderne Mensch, der Mann der freien harmonischen Bildung, des hellen, sonnigen Schaffens, der göttlichen Kunst, die, als Blüte seltensten Geistes, den Bewunderer mit einer stillen Wehmut erfüllt, weil sie vielleicht auf lange hinaus nicht mehr möglich ist. Wem fällt es ein, mitten im Schlachtlärm schreckensschwangerer Tage an einer Venus von Milo zu meißeln, von deren erhabenen Zügen ein göttlicher Frieden ausstrahlt, wie der Glanz des Meeres um eine eben geborene jungfräuliche Insel!

Das ganze 18. Jahrhundert, mit allen seinen großen und kleinen Seiten, seinen entsetzlichen tiefen und weiten Ausblicken, ist so ziemlich in Voltaire und Rousseau enthalten. Ich werde versuchen, sie in die Mitte ihrer Zeit zu stellen, sie aus ihrer Natur und ihrer näheren und ferneren Umgebung zu erklären, um endlich zu zeigen, inwiefern sie Menschheitstypen sind, soweit der Mann einer solch' ausgesprochenen eigenen Zeit dies eben sein kann.

Die Abstammung des großen Kämpfers erscheint uns gleich als höchst bedeutungsvoll: Voltaire (am 22. November 1694 in Paris geboren) entstammt jenem tüchtigen Bürgertum, das sich eben anschickte, die Staffel zu betreten, welche es zu seiner heutigen Macht emporführen sollte. Seine Eltern waren aus der Provinz Poitou, und man behauptet, die Bewohner dieses Gebietes besäßen wohl einen klugen, nüchternen Verstand, Hartnäckigkeit und Zähigkeit, aber nicht jene Begeisterung, die zu großen uneigennützigen Thaten anspornt. Es ist wahr, vom Don Quixote besitzt Voltaire nichts, was man heute nicht mehr von seinen Landsleuten sagen kann, die, bei großer Beweglichkeit des Geistes, natürlichem Verstande, liebenswürdiger Herzens-

kälte, doch die größte Charakterveränderung aller Europäer erlitten und gar oft die Kastanien für die Menschheit aus dem Feuer geholt haben. Das neugeborene Kind war kaum lebensfähig, und klein und schwächlich blieb der rastlose Mann bis in sein arbeitsames Greisenalter, nicht ohne mit allerlei Nebenabsichten über seine Kränklichkeit zu spotten: Je suis né tué, pflegte er scherzend zu sagen. Außerordentliche Beweglichkeit ist gar oft das Erbteil dieser reizbaren, halbkränklichen Leute, bei denen der ewig regsame Geist keinen schweren Körper aufrecht zu erhalten hat. Seine Erziehung erhielt Voltaire bei den Jesuiten, deren Einfluß auf den begabten Schüler leicht erkennbar ist. Die Väter der Gesellschaft Jesu, ausgezeichnete Lateiner, waren ohne jede Sicherheit und Größe des Geschmackes, sowohl in der Kunst, die sie verweichlichten, indem sie den kleinlichen, allegorischen Jesuitenstil schufen, als in der Literatur, wo sie, gleich allen ihren Zeitgenossen, in engherzigster Weise das römische Schrifttum dem griechischen vorzogen. Voltaire vermochte sich nie von dieser engherzigen Kleinlichkeit der Anschauungen freizumachen: Vergil steht ihm höher als Homer, Horaz war ihm teuerer als die griechischen Lyriker, und gleich seinen Lehrern heiligt auch ihm während seiner bedeutsamen öffentlichen Wirksamkeit der Zweck die Mittel, wie er denn, auf der Höhe eines europäischen Ruhmes, nie vor einer kleinlichen Lüge zurückscheut, wenn es gilt sich zu bereichern oder vor möglichen Verfolgungen zu wahren. Nach einer oberflächlichen Erziehung, während welcher er Proben eines übermütigen, frühreifen Geistes gegeben — der Jesuitenpater Le Jay prophezeite ihm, er werde der Verfechter des Deismus werden — trat er in die große Welt, aber nicht als demütiger Bourgeois, etwa wie Labruyère, der feine Beobachter der Übergangsepoche, sondern als Edelmann und großer Herr des Geistes, welcher er auch Zeit seines Lebens blieb. Der Vater des jungen Arouet, wie er damals noch hieß, war der Notar der berühmten Hetäre Ninon de l'Enclos, die, ein wahres Wunder an Schönheit und Geist, drei Generationen des großen Jahrhunderts durch ihren Geist und Liebenswürdigkeit entzückt, und bis zu ihrem Tode die beneidenswerteste Freiheit des Geistes bewahrt hatte, welche ein heiterer Verstand und glückliche Naturanlagen gewähren können. Der begabte Knabe wurde in ihrem Testamente mit einem Legat von 2000 Livres zum Ankaufe von Büchern be-

dacht, eine pikante Thatsache, die oft genug bedeutsam hervorgehoben worden: der feine Spötter war unter den Erben des alten, frivolen, gesunden Galliertums, welches zu den Füßen der Hetäre die heitere Lebensart gelernt hatte. — Die französische Gesellschaft zu Anfang des 18. Jahrhunderts war, wie die Literatur, noch ganz in dem Bann des sogenannten „großen Jahrhunderts" befangen, und es ist nicht erstaunlich, daß sich Voltaire nie zu einer gerechten Würdigung desselben erheben konnte, wenn er auch in seinem späteren Alter zur Ansicht gelangte, jene Epoche sei mehr eine Zeit großer Talente, denn großer Aufklärung gewesen, welcher Ausspruch deutlich genug den Kämpfer kennzeichnet. Als Voltaire im Alter von 20 Jahren als geistvoller, schnell berühmt gewordener Poet in die vornehme Gesellschaft ausschweifender Grandseigneurs trat, war Paris im Beginn, die große Zentralstadt Frankreichs zu werden, die nach und nach alle geistreichen Köpfe der Nation, alle Männer von Zukunft an sich ziehen sollte; als eine Heimat der Heimatlosen, der verwegenen Abenteurer und talentvollen Literaten, die hier, voll Unternehmungsgeist und tüchtigem Hunger nach den Genüssen eines reich entwickelten Lebens, die blutige Arena finden sollten, wo selbst ein Sieg ein glänzendes oder ruhmvolles Leben erschloß. Ein interessantes Schauspiel, dieses Emporkommen der „Kotstadt" (Lutetia), die, als Königssitz der Literatur, zu einem eiternden Geschwür des Landes wurde, auf das Blücher später jenes Schicksalswort herabsprechen sollte: La France mourra de ça. —

Die französischen Könige sahen dies Emporkommen der übermütigen Stadt nicht gern, mit richtigem Ahnungsvermögen, das dem Geschlechte der Bourbonen sonst nicht eigen. Große Städte gleichen großen Damen: sie haben ihre Launen, ihre großen, oft wechselnden Bedürfnisse, sie sind skeptisch, hungrig nach Genüssen, schmähsüchtig, eine stete Gefahr für die veraltete Form des Staates und des Lebens, und ergeben sich dem Stärksten. Aber schon bedurften die französischen Könige dieser Stadt, welche sie von ihren Schlössern aus mit mißtrauischen Augen betrachteten: Molière brachte das Lachen des lebensheiteren Paris in die pompösen Gemächer von Versailles, wo die feine Höflingsschar zwar im Geheimen gähnte, wenn die komischen Abenteuer der Bourgeois Jourdain und Monsieur Dimanche auf der Bühne von den Komödianten des Königs agiert

wurden, aber doch pflichtschuldigst lachte, ohne zu ahnen, daß diese verachteten, höchst komischen Känze aus einer andern Welt die Schönheitskomödie am Hofe des allerchristlichsten Königs eines Tages ebenso wenig verstehen könnten, als die Edelleute die Leiden und Schicksale der verspotteten, lächerlichen Bürger. Der Edelmann des ancien régime ist eine ganz seltene Menschenpflanze, die wohl nicht mehr so rasch wieder gedeihen wird, selbst in Zeiten höchster Kultur, feinster Lebenskunst und größten Schönheitsbedürfnisses. Ein Sproß des verbauerten Kleinadels, der, arm und bescheiden, ohne höfische Bildung und Geschmeidigkeit, im besten Einvernehmen mit seinen Bauern in der stillen Provinz ein glanzloses Dasein führte, François de Chateaubriand hat in seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Jenseits" den Ausspruch gethan: „Jeder Adel durchläuft drei Entwicklungsphasen, die der Dienstleistung, der Privilegien und des Verfalls (décadence)"; was wohl sagen will, auf den Dienstadel folgt der Hofadel und auf diesen der genießende Salonadel, oder auch Betteladel, dessen Sprossen als Söhne Epikurs, de grege porcorum, ein scheinbar glänzendes Dasein ernst nehmen müssen, um überhaupt leben zu können. Der große Staatsmann Richelieu hatte mit starker Hand die Gewalt des Adels gebrochen, und dem König von Frankreich eine Machtfülle verliehen, wie sie damals kein großer Fürst besaß. Der Adel erkannte bald seinen Vorteil, indem er sich demütig dem Alleinherrscher zu Füßen schmiegte, welcher nicht nur Ehren und Würden, Geld und Gut austeilte, sondern auch das feinste Haus machte, wo es jedem Hochgebornen freistand, feinere Genüsse und die maßvollste Lebenskunst zu finden. Einzelne altmodische Kritikerköpfe schmollten allerdings in einem Winkel der Provinz, wo sie als kleine Könige herrschten und den vornehmen bunten Schwarm glänzender Statisten verachteten, den der Sonnenkönig brauchte, um seiner Schönheitskomödie Würde und Glanz zu verleihen. Aber schon die Söhne dieser Unzufriedenen, zu denen auch der Vater des berühmten Herzogs von Saint-Simon gehörte, konnten sich der Pflicht des Edelmanns nicht entziehen: sie erschienen am Hofe, durch den Glanz des Königtums geblendet und gezähmt. Das Feuer alten Mißtrauens und unabhängigen Stolzes glimmt allerdings in Vielen fort, wie in dem schon erwähnten Herzog, und zwang ihn, wenn er abends müde vom Spionieren und Scherwenzeln nach

Hause zurückgekehrt war, seine Seele frei zu schreiben, indem er allen Haß, allen Groll in seine Tagebücher goß, die als spannendste Denkwürdigkeiten jener Zeit den späteren Beobachter und Freund der Wahrheit entzücken. Der Mensch ist auf den Menschen angewiesen. Der Höfling aber ist gezwungen, jeden Nachbar als Feind zu betrachten, der ihm beim großen Wettbewerbe um die Gnade des allmächtigen Herrn zuvorkommen kann; er muß lächeln lernen, auch wenn der Gram sein Herz verzehrt, alle Fröhlichkeit, alle Trauer mäßigen, um nicht aufzufallen; er muß die Nüance beherrschen und selbst in seinen Schmeicheleien jenen Ton der ehrerbietigen Demut festhalten; er muß sich selbst beherrschen, seinen Charakter glätten lernen; er läuft Gefahr ein leeres schönrednerisches Wesen zu werden, anstatt ein Muster harmonischer Bildung. „Ein erfahrener Höfling, der seinen Hof kennt, ist Herr seiner Geste, seiner Augen und seines Gesichtes; er scheint tief und undurchdringlich zu sein; er versteckt die unangenehmen Pflichten; lächelt seinen Feinden und maskiert seine Leidenschaften; er verleugnet sein Herz und spricht und handelt gegen seine Gefühle; diese ganze Überfeinerung ist das Laster, das man Falschheit nennt, und oft ist es dem Höfling so unnütz, wie die Frömmigkeit, die Aufrichtigkeit und die Tugend." So urteilt der resignierte Prinzenlehrer und Beobachter Labruyère, der das Getriebe kleiner und großer Leidenschaften mit den wehmütigen Augen des Weisen ansieht, welcher nur von ferne zuschauen darf. Will man den edelsten Eindruck von der großen Schönheitsparade im Schlosse von Versailles, das Geist vom Geiste Ludwigs XIV., empfangen, so lese man die Tragödien Racines. Dieser zärtliche, die Franzosen sagen große Dichter, welcher den alten heroischen Corneille entthronte, war selbst das Muster eines klugen Höflings, trotz seiner bürgerlichen Abstammung; fein, diskret, zartfühlend, liebenswürdig, gewandt im Umgange mit den Großen, besonders mit dem Könige, dem er das Gallische des Amyot in zierliches Französisch übersetzt, kurz, der talentvolle Sohn einer höchst verfeinerten, höfischen Kultur. Die römische und griechische Verkleidung der Helden des Dichters ist längst, auch von den Franzosen, als hübsche Maskerade anerkannt worden. Die Helden in Aulis und der Komödiant auf dem Throne, Nero, sprechen wie feine Höflinge, die hinter einem liebenswürdigen Lachen gar oft den giftigsten Haß verbergen müssen, und jene Kunst einer müßigen Gesell

schaft, durch eine Schmeichelei zu verwunden oder zu töten, durch langjährige Übung und Duldung trefflich verstehen. Sie sind galant, sie tragen Federhüte, Kanonenstiefel, Handschuhe, Bänder, Perrücken, die ganze Kleidung des Hofes. Sie sind weit, sehr weit von der Natur entfernt, wie das ganze Jahrhundert, welches ein Geisteserbe aus Büchern nahm und die Natur als häßlich ausschloß, worauf diese, wie zu erwarten war, ihre Rache nahm und sich durch Hinterthüren in die Wachstuben, die Vorzimmer, die Frauengemächer, ja in die Wohnräume des Königs schlich. Niemand hat je die Natur ungestraft verletzt, und gerade für solche Zustände mag das Wort des düsteren Christen Pascal seine volle Geltung bewahren: Qui veut faire l'ange, fait la bête. —. Dem Edelmann von mäßiger Begabung blieb als Mittel gegen die glänzende Langeweile die Galanterie, nicht die Liebe, denn diese ist und bleibt die Frucht natürlicher Verhältnisse. Die Galanterie, das tändelnde geistreiche Spiel mit der Liebe, war, wie auch l'amour-goût, die Geschmacksliebe Stendhals, französischen Ursprungs. Die Franzosen sind geborene Liebeskünstler, wenn auch die Liebe als Leidenschaft in dem fruchtbaren aber nur mittelmäßig schönen Frankreich seltener auflodert als sonstwo. Freier inmitten des starren Regelzwanges war die Frau: sie liebt und wagt es ihre Liebe zu zeigen, weil der junge galante König der Liebe bedarf. Die ersten Geister des Landes betrachteten es als Vorrecht, die Maitressen des Königs zu liefern, und nicht gering war der Zorn der großen Herren und Damen, als die Witwe des Possenreißers Scarron, die Schulmeisterin Madame de Maintenon, durch ihr kluges Betragen und ihre berechnete Zurückhaltung vor dem Werben des brünstigen Königs den Alkoven beherrschte. Aus dem Zwange des Lebens in Versailles, wo es galt, zu heucheln, zu betteln, dem Aufstehen, Ankleiden, Beten, Essen des königlichen Sultans beizuwohnen, wo auch der Gewandteste, um mit Chamfort zu reden, täglich eine Kröte verschlucken mußte, wo der Geist sich nur in heimtückischer Weise, durch verborgenen Spott und lächelnde Satire, befreien konnte, retteten sich die Höflinge nach Paris. Je älter der König, je größer die Heuchelei unter dem Drucke der Jesuiten und der Madame de Maintenon wurde, desto mehr verschlechterten sich die Sitten, bis endlich, unter dem Sohne der derben Pfälzerin, dem begabten aber schwachen Regenten Philipp von

Orléans, sich die schmachvollste Orgie entfesselte. Nun ist aller Zwang verschwunden, ja verpönt, die ersten Salons öffnen sich und pflegen den neuen, höchst übermütigen Geist, der auf den Straßen seine Spottlieder absingt.

Als Erbe einer reichen, in vieler Hinsicht nationalen Kultur gewöhnt, sich in den feinsten Formen des Hofmannes zu bewegen, und durch jeden Blick, jede Bewegung eine Huldigung oder überlegenen Stolz auszudrücken, vollendet in seinen Manieren bis in die frechste Ausschweifung, ohne einen festen Kreis von Pflichten, war der Adel auf den Genuß angewiesen, um sich die Langeweile zu vertreiben, die ja immer das Produkt einer übermäßigen Civilisation ist und besonders sinnlichen Genüssen nachzufolgen pflegt. Aus der Gesinnung stolzer abweisender Unabhängigkeit, die dem feudalen Adel zur Zierde gereichte, war mit der Zeit das Gefühl monarchischer Ehre geworden. Nie gab es stolzere Prinzen und Prinzessinen als am Hofe Ludwigs XIV., vor dem sich der eigene Bruder nicht ohne feierliche Aufforderung niedersetzte, und zwischen ihnen und dem Volke, taillable et corvéable à merci, stand die unendliche Stufenleiter des Adels. Man beachte nur das bedeutsame Erstaunen der Zeitgenossen, als Labruyère seinen Sittenschilderungen jene berühmte Betrachtung über die Bauern einfügte: „Man sieht gewisse wilde Tiere, Männchen und Weibchen, in der Gegend zerstreut; sie sind schwarz, fahl, sonnverbrannt, an die Erde gefesselt, die sie mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit umgraben; sie haben etwas wie eine artikulierte Stimme, und wenn sie aufstehen, zeigen sie ein menschliches Gesicht; und in der That, sie sind Menschen; des Nachts ziehen sie sich in Löcher zurück, wo sie von Schwarzbrot, Wasser und Wurzeln leben; sie ersparen den anderen Menschen die Mühe des Säens, Arbeitens, Erntens, damit jene leben können und verdienen auf diese Weise, daß sie selbst nicht an dem Brote Mangel leiden, das sie gesäet haben.“ Wer in einer gezwungenen oder freiwilligen Knechtschaft dahinlebt, muß, um der Selbstverachtung zu entgehen, einen Menschen haben, dem er sich unendlich überlegen fühlt. Wenn der Edelmann den König unerreichbar hoch über sich thronen sah, so brauchte er nur auf das Volk zu blicken, um sich selbst stolz gehoben zu fühlen; er stand als Herrgott über der dunklen Menge, die ausgeschlossen war vom holden Spiel des Lebens, in dessen Bannkreis man keine Blicke für

das Häßliche der Natur besaß. Embellir la nature! das ist das krystallisierte Losungswort des Jahrhunderts, wie der vielgeschmähten Zeit des Rococo gewesen, wo alle Formen anfingen, sich gleichsam in einem grazientollen Rausch aufzulösen. Der Sonnenkönig hatte selbst den Park um seine teuere Schöpfung Versailles in einen Salon verwandelt, die Natur nach seinen Begriffen verschönert, indem er ihre Üppigkeit beschnitt, geradlinige steife Alleen mit zugestutzten Tannen als Leuchtern, Rundbogentempel, künstliche Grotten schuf, an den Wegen Hermen und Götter aufstellte, die uns schon nicht mehr als freie Gebilde der Renaissance, sondern als Werke eines höfischen Geschmackes anmuten.

Der Salonadel, welcher in dem Göttersitz Paris seine Rolle zu spielen begann, mag in mancher Hinsicht als vollendete Blüte der gallischen Nation betrachtet werden. Es blieb das Vorrecht eines bevorzugten Standes, dessen Ahnen einst das Befehlen übten, sich ohne Rücksicht auf die notwendigen Berechnungen und Einschränkungen des kleinen bedrängten Mannes zu geben; und die Frechheit des Adels war, bei aller Urbanität und zierlichen Denkart, welche ja einen wichtigen Teil der Lebenskunst ausmachen sollen, groß und ohne Rücksicht. Man machte in diesem geistreichen Jahrhundert Staat mit seinen delikatesten Erlebnissen. Die Ausschweifung wurde zu einem System erhoben, die wollüstigen Abbés „Maîtres ès débauche“, die kleinen Häuser ein hochwichtiges Intermezzo in der Liebeskomödie, wo man, dem Beispiele des Fürsten folgend, das Geld des Volkes und das Mark des Lebens verbrauchte, nicht ohne durch Geist einen sühnenden Schimmer auf das ganze Thun und Treiben zu werfen. Jedes Leben ist ein Streben nach Macht, um mit dem Philosophen zu reden, und dies Machtbedürfnis besaßen die vornehmen Herren in hohem Grade. Spottet doch schon Lafontaine:

Tout petit prince a des ambassadeurs,
Tout marquis veut avoir des pages.

Und zu diesen Pagen kann man wohl auch die Litteraten rechnen, welche, als die Söhne einer neuen Zeit, das Jahrhundert, ja die Welt, mit ihrem Leben, ihrem Geist, ihren Irrtümern, ihren großen Gedanken erfüllen und die französische Revolution langsam vorbereiten sollten, unter dem lauten Beifalle der Ari-

kokraten, die eine seltsame kinderhafte Unschuld des Geistes in allen großen Lebensfragen bewahrten.

Während der Regentschaft, da Voltaire als Günstling der Musen in der Gesellschaft großer Herren seinen Geist versprühte, besaß Frankreich noch wenig Salons. Der Litterat hatte noch nicht die soziale Bedeutung späterer Jahrzehnte. In der vornehmen Gesellschaft nahm man ihn als zeitweiligen Genossen auf, wenn er die heitere Gastfreundschaft als belebendes Element des Kreises durch seinen Geist bezahlte. Die großen Herren aus königlichem Geblüte, wie z. B. ein Nachkomme des großen Condé, hielten sich einen Hausdichter — wie etwa die früheren Fürsten der Renaissance einen Hofnarren, und ein solcher Poet, von Gunst und Gnade abhängig, befand sich ungefähr im Verhältnis des gelehrten griechischen Sklaven zu einem Trimalchio; oft war er, unter ahnenstolzen Leuten, der schmählichsten Behandlung ausgesetzt, wie der arme Santeuil, dem der Sprosse Condé's Schnupftabak in den Wein goß, so daß der „Säugling der Musen“ daran starb. Der österreichische Adel hielt sich anstatt eines Dichters einen Componisten, wie denn der liebenswürdige geniale Haydn ohne jegliches Gefühl der Bitterkeit zeitlebens in einem solchen Abhängigkeitsverhältnis stand, das dem modernen Menschen unerträglich scheint. Voltaire aber betrat mit dem Gefühl des Gleichstehenden, als Grandseigneur des Geistes, die vornehmsten Kreise, wie er denn in Wahrheit ein großer Herr bis an sein Ende geblieben ist. Das Leben mit den Vornehmen war ihm frühes Bedürfnis geworden, weil es ihm das angenehme Bewußtsein seiner stets erneuerten Macht in jedem Augenblick fühlbar machte. In der glänzenden Gesellschaft der Villars, Richelieu, Sully bewegte er sich mit der freien Behaglichkeit eines jungen übermütigen Edelmannes; er machte der Marschallin Villars, deren Gemahl sehr eifersüchtig war, den Hof, der Herrin, nicht der Magd, wie etwa sein Spottgenosse Piron gethan hätte. Ein Gefühl triumphierender Liebe geleitet den jungen Dichter: denn als solchen verehrte ihn das beginnende Jahrhundert, das heißt das feine Publikum seiner ersten Versuche, dessen Sinn für die Nüance im höchsten Grade ausgebildet war. Allerdings betrachtete mancher den unebenbürtigen Eindringling mit scheelen Augen. Der Chevalier de Rohan ließ den Dichter von einem Diner wegrufen und ihn durch seinen Lakaien prügeln, worauf er ihm,

das Maß vollzumachen, jede Genugthuung versagte; ja, der Dichter wurde noch obendrein in die Bastille geworfen. Aber das Leben auf den großen Herrensitzen war süß, die Frauen schön, Typen zwischen den stolzen Gestalten des grand siècle und den sensitiven Freundinnen der Encyklopädisten, der Geist rege, die Schmeicheleien zart und gewinnend, der Umgang frei und doch in den Grenzen liebenswürdigsten Anstandes! Jedoch Voltaire war damals schon, in den Frühlingstagen seines jungen Ruhmes, der kluge Geschäftsmann, welcher, um seiner vollen Unabhängigkeit willen, früh darauf ausging, ein stattliches, großes, herrliches Vermögen zu erwerben. Während er auf den Edelsitzen dichtete, liebte, den Weltmann spielte, dachte er an seine Finanzen, und ließ beim Regenten, dem sein Geist wohl bekannt war, eifrig um Gunst und Privilegien werben. Denn, um die Schönheitskomödie des großen Lebens mit Anstand, Würde, Übermut spielen zu können, bedarf es des Geldes und wiederum des Geldes, so gut wie zum Kriegführen.

Was war dieses feine Leben denn anderes, als ein lachender Kampf gegen die Langeweile auf den Höhen der Überkultur, wo schwache, aber gereizte Seelen, ein kaltes Herz und ein greisenhafter Verstand herrschen, oft über Sklaven, noch öfter über feinsinnige Epikuräer, die selten zu einem großen Gefühl des Lebens gelangen? Das Geld fließt wie ein verborgener Strom durch die Welt des 18. Jahrhunderts, nicht offen wie im 19., wo jeder nur im Golde die zusammengedrängte Möglichkeit aller Genüsse findet. Wie heute, suchten arme Söhne großer Häuser ihre Wappen mit dem Golde der emporgekommenen Finanz zu vergolden, um das übermütige Leben mit dem Gelde der verachteten Frau weiter führen zu können. Die Bastardtöchter des Königs brachten ihren Männern gewaltige Summen zu: so verheiratete Ludwig XIV. seinen eigenen Neffen, den Sohn der Pfälzerin, mit der Tochter der Montespan, welche Heirat die Mutter des Bräutigams so aufbrachte, daß sie ihn öffentlich ohrfeigte, was aber die Ehe durchaus nicht hinderte. Als Trost für diesen Schimpf erhielt der Herzog von Chartres das Palais Royal, 2 Millionen Bargeld, 150,000 Franken jährliche Pension und für 600,000 Franken Juwelen. Andere heirateten die Maitressen der Prinzen oder die Töchter der betitelten Beischläferinnen. In vielen Häusern wurde die Ehe nur wenigen Sprossen erlaubt, wie bei den Larochefoucauld:

von 25 Kindern durften sich während dreier Generationen nur sieben vermählen; sechs Töchter steckte man in ein Kloster, drei blieben alte Jungfrauen. Die Söhne wurden Priester oder Malteserritter, als welche sie das Leben der anderen großen Herren führen konnten. Die Kirche war eine glänzende Versorgungsanstalt für jüngere Söhne, welche in den reichen Klöstern und auf den zahlreichen Bischofssitzen die Mittel zu einem Leben großen und größten Stils fanden und Ärgernis und Ursache gaben, daß die Revolution sich auch gegen die Klerisei kehrte, obwohl, wie Toqueville nachgewiesen hat, die Revolution im Grunde keine antireligiösen Ziele verfolgte. Die maris-philosophes waren häufig unter dem Adel, ohne komisch zu wirken, wie der Bourgeois George Dandin, der es ja so wollte! Als die Herzogin von Chaulnes auf dem Totenbette lag, verlangte auch ihr philosophischer Gemahl ins Sterbegemach zu treten, und als man der Herzogin, welche gerade die Sakramente erwartete, den Wunsch des Wartenden mitgeteilt, antwortete sie: „Er möge warten, er kann mit den Sakramenten hereinkommen." Das ging so in einem hin! So zeichnet sich allmählich die Kaste ab, für welche Voltaire vornehmlich als Dichter und Grandseigneur des Geistes schrieb: eine Gesellschaft, die das Leben zu einem Fest gestaltet, als Erbin einer alten, greisenhaften Zivilisation, geistreich und geistliebend bis zu dem Grade, daß sie mit dem Geiste spielt, der zum vernichtenden Blitz wird, welcher die tiefste Sehnsucht und jahrhundertlanges Elend erleuchtet; von ständig wechselnder Neugierde vor allem Neuen, unwissend, frech, gedankenlos, mauläffig, ohne tiefe Leidenschaften, fein, anmutig, leicht beweglich, lebensfreudig, stolz und zuvorkommend, liebenswürdig und servil, als letzte Blüte einer gealterten Kultur, die nicht lange dauern konnte. Ja, damals verstand man in Paris, wie sonst nirgends, glücklich zu sein: „Man verstand zu leben und zu sterben in jener Zeit, man litt nicht an Gebrechen. Hatte man die Gicht, so ging man dennoch aufrecht einher, ohne das Gesicht zu verziehen: aus Wohlerzogenheit verbarg man seine Leiden; man fühlte sich frei von Geschäftsangelegenheiten, welche das Familienleben verderben und den Geist schwerfällig machen, man verstand es, sich zu ruiniren, ohne daß man es merken ließ, wie feine Spieler, welche verlieren, ohne Unruhe oder Ärger zu zeigen. Man hätte sich halb tot zu einer Jagdpartie tragen

lassen; man war der Ansicht, es sei besser, auf einem Balle oder im Schauspiel, als in einem Bette zu sterben, zwischen vier Wachskerzen und häßlichen schwarzgekleideten Männern. Man war Philosoph, man heuchelte keine Sittenstrenge, obwohl man sie zuweilen, ohne damit zu prunken, besaß. War man tugendhaft, so geschah es des Geschmackes wegen, ohne Pedanterie oder Prüderie. Man genoß das Leben, und war die Stunde des Abschiednehmens gekommen, so suchte man den anderen nicht den Geschmack daran zu verderben." So pflegte die alte Urgroßmutter der George Sand zu sagen, und diese fügt hinzu: „Gewiß, diese Philosophie des Reichtums, der Unabhängigkeit und Duldung, der feinen Mäßigung war angenehm; aber man braucht fünf oder sechsmalhunderttausend Franken, um sie zu behalten; auch sehe ich nicht, wie die Elenden und Unterdrückten davon Nutzen ziehen könnten." — (Histoire de ma vie, tome 1, p. 44.) — Ja, dieser Herbst der altfranzösischen Kultur, deren goldene Herbststille Voltaire mit seinem Lächeln erheiterte, war von bezaubernder Schönheit für die Glücklichen, und man wird das Heimweh, das leise Bedauern bei Denjenigen begreifen, die, als geborne Künstler, gewöhnt sind, dem Leben als ästhetischem Problem allein Berechtigung zuzugestehen. Paris war der sonnige Olymp des Geistes, wo die Götter saßen und lachten und Jeden aufnahmen, der den Geist als Geschenk der gütigen Natur erhalten hatte. Paris war das Zaubereiland in einem unermessenen Meer des Jammers, nach dem die Abenteurer und Genies, die Charlatane und Fürsten steuerten, um entzückten Herzens zu erfahren, wie angenehm es sich leben ließ in den lichten Räumen, wo Amoretten aus den lichten goldleistenumrahmten Wänden niederlachten. Und wer, wie mancher Fürst des Nordens, fernbleiben mußte, suchte wenigstens ein Echo des Gelächters oder der zarten sinnigsten Plauderei zu erhaschen, indem er sich das Bedürfnis gegenseitiger Mitteilung zu nutze machte: Der baronisierte Deutsche Melchior Grimm war der außerordentliche Gesandte der nordischen Majestäten am Hofe des französischen Geistes und ein Meister der diplomatischen Berichte über das holde, selige Leben. — Der Moralist wird ein anderes Urteil über diese einzige Kultur fällen als der Künstler: er muß sie verdammen. Darf überhaupt eine Kultur nach etwas anderem beurteilt werden, als nach den Früchten, die sie zeitigt, nach

den Individuen? Waren diese Männer, deren Vertreter in jener denkwürdigen Nacht des 4. August, von plötzlicher Begeisterung ergriffen, alle Vorrechte ihres Standes opferten, reif für das Verderben, das, wie ein Titanenwetter, über sie hereinbrach? Hatten sie nicht alle Tugenden und Züge verloren, die wir am Manne schätzen? Schon ihr Äußeres war unmännlich geworden: die Züge sind rosig, weich, rund, der Mund süß, der ganze Schwarm gleicht einem Haufen erwachsener Amoretten. Was konnte ein Zeitalter, das wieder ganze Männer erstehen sah, mit Leuten anfangen, als deren Typus der Herzog de Lauzun gelten kann, dieser flatterhafte Don Juan aus Eitelkeit, ohne Leidenschaften, der Meister einer liebenswürdigen Halbironie, welche nichts ernst nehmen kann, auch die heiligsten Dinge nicht.

Voltaire schrieb, seinem eigenen Geständnis zufolge, nur für die gute Gesellschaft, la bonne compagnie, und er trägt Sorge, daß wir erfahren, was er eigentlich unter derselben versteht: „Ich muß wohl zugeben, daß diese Welt aus einem Haufen von Schurken, Fanatikern und Dummköpfen besteht, unter denen eine kleine Schar, die gute Gesellschaft genannt, lebt. Diese kleine Schar, reich, wohl erzogen, unterrichtet, höflich, ist gleichsam die Blüte der Menschheit; für sie sind die edeln Vergnügungen geschaffen; ihr zu gefallen, haben die größten Männer gearbeitet; sie allein verleiht den Ruhm."

Voltaire liebte wohl die Menschheit im allgemeinen, aber er haßte die Kanaille, andere sagen, die Menschen überhaupt, welche geschaffen sind, um einigen auserwählten oder feinsinnigen Geistern die Muße zu behaglichem Genießen oder auch zum Denken, zu geistiger Arbeit zu verschaffen.

Weltleute, die, auf der Höhe des Lebens stehend, eine reiche Erfahrung, feine Sinne und ein rasches Auffassungsvermögen besitzen, vermögen wohl in geistreicher Weise über die Dinge ihres Gesellschaftskreises zu sprechen; aber die höchsten Ideen lassen sich nicht ungestraft in die Salons herabziehen, ohne zu verlieren: und so hat denn auch das achtzehnte Jahrhundert von einem großen Grundstock erstarrter Gemeinplätze gelebt und ist auch daran gestorben. In der vornehmen Gesellschaft herrschte eine einzige Göttin: die Mode. Unfähig, sie zu verachten oder zu lenken, machte sich Voltaire zu ihrem Diener, dessen leicht beschwingtes Wort mit Spannung erwartet, mit Beifall aufgenommen wurde. Er hielt den Menschen für

ein Gesellschaftswesen, das seine besten Eigenschaften nur im heitern Verkehr mit Ebenbürtigen finden und genießen könne: er war aristokratischer als die Enkel der alten Barone, die, ohne seinen aufnahmsfähigen, blendenden Geist, mehr auf ihre Mitmenschen angewiesen waren. —

Was aber veranlaßte Voltaire, diese gute Gesellschaft zu fliehen? War es sein dreimaliger Aufenthalt in der Bastille, die er 1717 zum ersten Mal betreten, oder das bestimmte Gefühl, daß er, dem der Reichtum trotz aller Betteleien nicht mühelos in den Schoß fiel, doch nur als geistreicher Parasit an den vornehmen Tischen geduldet wurde?

Er beschloß, im Alter von 32 Jahren, nach London ins Exil zu gehen. „Ich bin noch sehr ungewiß, ob ich mich nach London zurückziehen werde: ich weiß, daß in jenem Lande alle Künste geehrt und gelehrt werden, daß es wohl Standesunterschiede, aber keine anderen zwischen Männern als die des Verdienstes gibt; in jenem Lande denkt man frei und edel, ohne durch knechtische Furcht abgehalten zu werden. Wenn ich meiner Neigung folgte, wäre dies der Ort, wo ich mich niederlassen würde, mit dem alleinigen Gedanken, da denken zu lernen. Aber ich weiß nicht, ob mein kleines Vermögen, durch so viele Reisen in Unordnung geraten, ob meine schlechte Gesundheit, schlechter denn je, und meine Neigung für die tiefste Zurückgezogenheit mir erlauben, mich zwischen das Tohuwabohu von Whitehall und London zu werfen. Ich habe sehr gute Empfehlungen dorthin, und man erwartet mich mit ziemlicher Güte. Doch kann ich Ihnen nicht sagen, ob ich die Reise machen werde. Es bleiben mir im Leben nur noch zwei Dinge übrig: das eine, sie zu wagen, sobald ich dazu im stande bin; das andere, mein Leben in der Dunkelheit der Zurückgezogenheit zu enden, die meinem Unglück und meiner Menschenkenntnis zusagt." So schrieb der ehrgeizigste der Männer, der in England, wo ein reiches öffentliches geistiges Leben in voller Freiheit blühte, für seine weltgeschichtliche Aufgabe reifen sollte: als Dichter ging er fort, als Denker kehrte er zurück. Aber war Voltaire wirklich ein Dichter, ein Mann der Begeisterung, ein Schöpfer, den das großartige, schmerzliche, rätselvolle Schauspiel Leben ergriff, entzückte, begeisterte, hinriß, zu tiefen Äußerungen zwang? Voltaire war 32 Jahre alt, als er in sein bedeutungsvolles Exil ging. In einem solchen Alter ist der Mensch, zumal wenn er ein

großer Arbeiter ist, noch entwickelungsfähig, läßt aber auch schon ein Urteil über sein Wirken und seine wahrscheinliche Natur zu. Der Dichter betrat das Leben und den Parnaß spielend, nicht mit jenem Bangen schöpferischer Gemüter, deren Überfülle nicht weiß, welchen Lauf sie nehmen, welches Strombett sie höhlen soll. Er nahm die Formen, wie sie größere Väter geschaffen, auf, ohne an ihrer Vortrefflichkeit zu zweifeln und den geringsten Versuch einer glücklichen Neuerung zu machen. So sind seine Alexandriner und kleineren Verse, trotz ihrer Glätte und leichten Vollendung, dürftig und trocken und lassen auf den ersten Blick erkennen, daß ein beweglicher, geistreicher Mann mit scharfem Verstande und nüchterner Phantasie sie leichten Sinnes geschaffen hat.

Voltaire ist kein Künstler, wie der zärtliche Racine, dessen Verse, von weichster Grazie, wie Musik tönen; er ist zufrieden, wenn er irgend einen alten berühmten Vers, leicht verkleidet, in seinen Dialog einschieben und den neuen, polemischen Gehalt in eine anerkannte, längst bewunderte Form gießen kann. Der Mann des Kampfes bedarf der frischen Formen als einer sicheren Waffe, die, unter Umständen, tötliche Wunden beibringen kann. Das heitere Spiel der Verse wird zum Zeitvertreib, ihr Gang nüchtern, trocken, prosaisch. Man vergesse es nicht: Voltaire ist der Erbe des klassischen Geistes, er kämpft nie gegen seine Form und selten gegen seinen Inhalt. Was ist dieser klassische Geist? Taine hat ihn deutlich genug geschildert. Erbe der römischen Kultur, schwebt er gleichsam über dem Leben, ohne dessen reiche Mannigfaltigkeit zu sehen und zu erfassen; er ordnet, trennt ab, im Hinblick auf die Vergangenheit; er vermeidet das Individuelle und begnügt sich mit einer durchaus allgemeinen Erkenntnis des Lebens und der menschlichen Seele. Allgemeine Wahrheiten in geschliffenster Form, wie die berühmten Maximen Larochefoucauld's, befriedigen seinen Wahrheitsdrang. Anstatt Charaktere zu zeichnen mit all' den feinen reichen, seltsamen, widerspruchsvollen Zügen des Individuums, schaffen seine Dichter allgemeine Typen, die das Wissen der Epoche in klassisch gebauten Tiraden vortragen.

Ein solcher Geist wird leicht zum Geiste der Gesellschaft; er sieht nur die Gipfel des Lebens, er bietet gleichsam ein Abbild des Hofes, an dem sich auch die Natur in ihrer unmoralischen Nacktheit nicht zeigen durfte. Den Zeitgenossen, welche,

als Leute der feinen Welt, jede Andeutung allgemeinster Art verstehen und genießend verfolgen konnten, bot die Einfachheit, Klarheit und Majestät dieses Geistes die reichsten Genüsse: werden doch solche naturferne Menschen immer, um mit Rabelais zu reden, zu Abstraktoren von Quintessenz. Welch' eine langsame Versteifung von dem tollen genialen Satyr der gallischen Renaissance bis zum feinen Stilisten Labruyère! Dort das überschäumende Leben, die Narretei überreicher Naturen, bestialische Triebe, Gelehrsamkeit und Pedanterie, Urwüchsigkeit und Genialität, Verstand und Phantasie im tollsten Gemisch, gallischer Geist, des Humors nicht zu vergessen, und das alles in einem Stile, welcher die lebenden und die toten Sprachen plündert! Und hier die geschliffene Sentenz, der fünfmal destillierte Gedanke, greisenhafte Schärfe des Blickes und die leicht erkennbare Bitterkeit einer geheimen Herzenswunde, und vor allem der künstlich einfache Stil einer alten Litteratur, deren Freunde das Versteckte, Scharfsinnige, fein Ausgedrückte, Geistreiche verlangen. Der resignierte Moralist spricht an einer Stelle seines Buches jenes viel citierte Wort aus: „Ein Mann, der als Christ und Franzose geboren ist, bewegt sich in der Satire gezwungen; die großen Stoffe sind ihm verboten. Er berührt sie zuweilen, um sich herauf zu kleinen Gegenständen hinzuwenden, die er durch die Schönheit seines Geistes und seines Stiles erhebt."

In England sah Voltaire zum ersten Male mit Erstaunen das freie öffentliche Leben eines großen Volkes: unzähligen, kleinen Sekten, sowie den radikalsten Freidenkern war es gestattet, sich öffentlich auszusprechen, für ihre Überzeugung zu leben und zu wirken. Hier sah er, zu seiner höchsten Verwunderung, welch' geachtete Stellung die englischen Schriftsteller, die Addison, Dryden, Swift einnahmen, die man zu hohen Würden im Staate berief, während die französischen Litteraten unter dem Zwange der Zensur, der willkürlich erteilten Privilegien, der Furcht vor einer despotischen Regierung dahinlebten. Man begreift, daß der große Kämpfer nicht müde wurde, während seines ganzen Lebens auch in seinem Vaterlande diese Freiheiten zu fordern.

Voltaire kehrte als vollendeter Litterat von England zurück, ja, ich möchte ihn den Typus des Litteraten großen Stils nennen, als welcher vom Dichter sehr verschieden ist. Der

Dichter darf in gewissem Sinne unwissend sein, wenn solches auch in den Tagen reifer Kultur zur Unmöglichkeit wird. Ist er der gebende, der schaffende Teil, so besteht das Wissen des Litteraten im Aufnehmen: ihm ist die ganze Zivilisation als Erbe zugefallen, er hebt ihre halbversunkenen Schätze, als Arbeiter, der unermüdlich schafft, um den Strom der Ideen über alle Herzen zu leiten. Großartiges Aufnahmsvermögen, ein klarer, ordnender Verstand, die Gabe einer gewandten Darstellung genügen, um einen Litteraten zu bilden, der, als eigentliche Charaktergestalt, erst späteren Kulturen zu Fluch und Segen ersteht. Frühere glücklichere Zeiten kennen dies Kulturprodukt nicht. Von ihm fordern wir Ehrenhaftigkeit, Bildung, leichtbeweglichen Geist, Schärfe des Denkens, Formgefühl, das erworben werden kann; seine Waffen sind Geist und Witz, den nur zu oft der Tag gebiert und auch verschlingt. Voltaire ist der Litterat als Grandseigneur, mit allen Schwächen und guten Eigenschaften, die das Litteratentum im Menschen entwickelt, indem es ihn zum Büchermenschen und Belauscher der Tagesmeinungen macht. Der Heroenverehrer Carlyle, der letzte Puritaner der Litteratur, rechnet es der modernen Zeit schwer an, daß sie keine Dichter (vates) mehr hervorbringen könne, sondern höchstens nur ein leidendes Geschlecht von großen Bücherschreibern, die selten anerkannten Priester einer glaubenslosen Menschheit. Der Litterat kann, wenn er ein lebhaftes Empfindungsvermögen besitzt, die dichterische Thätigkeit heucheln, sich die stehenden Formen aneignen und vielleicht eine ganze Generation täuschen, nicht aber die Zukunft, welche den Schöpfer von dem Arbeiter strengstens scheiden muß. Um als Schriftsteller großen Stils auf eine ganze Nation wirken zu können, bedarf es einer freien Stellung: denn auf den Brotschreibern ruht ein Fluch, und nur das freiwillig Gebotene, aus reinem Drange Entsprungene, Erlebte, hat Wert.

Als Sohn einer späten Epoche ist der Litterat häufig dem Unglück ausgesetzt, schon deshalb, weil die Größe des geistigen Erbes, der Zwang mühseliger Aneignung, die Zufälle der Entwicklung, die selten friedlich verläuft, und die wechselnden Strömungen der Zeit aus ihm ein höchst reizbares Wesen machen. Niemand beschaut als Narciß ungestraft die eigene Seele. —

Mit der Rückkehr Voltaires in sein Vaterland im Jahre

1730 beginnt die zweite Periode im Leben des großen Kämpfers: Voltaire bei der „göttlichen Emilie" und bei den Königen. Der Mann, welcher um diese Zeit die launige Grabschrift verfaßte:

Ci-gît, au bord de l'Hippocrène
Un mortel longtemps abusé.
Pour vivre pauvre et méprisé
Il s'est donné beaucoup de peine,

wird zu einer europäischen Berühmtheit; sein Gedicht, die Henriade, das Lied der Toleranz und Aufklärung, zum bewunderten Nationalepos, und für einen Augenblick scheint der Dichter jene Bemerkung der Vorrede: „Les Français n'ont pas la tête épique" selbst widerlegt zu haben. Seine leichten Poesien, flüchtige Gelegenheitsgedichte, blitzen wie sausende Schwerter oder funkeln wie Diamanten. Der Fürst des Geistes und Spottes tritt in nähere Beziehung zu Königen, Prinzen, Prinzessinnen, zu den hervorragenden Männern des höchsten europäischen Adels. Allüberall, auf der Reise, nach Tische, bei schöngeistigen Abendmahlzeiten, ist er bereit, in Versen zu huldigen, zu spotten, zu lachen, als vollendeter Litterat, der die Form beherrscht, ohne durch die Musik des Verses je in die glückliche ahnungsvolle Stimmung des einsamen Poeten versetzt zu werden. Ich blättere unter seinen zahlreichen Episteln und finde solche: an den Prinzen Eugen von Savoyen, an den Regenten, den König von England, den Prinzen Conti, den Herzog von Sully, Katharina II., den großen Friedrich, den Kaiser Franz I., an die Marquise de Pompadour 2c. Die vollendete Gabe der Improvisation bereitet dem Schenkenden und dem Empfangenden gleichen Genuß. Die Huldigungen sind oft in mythologischem, sehr oft aber auch in gallischem Stil gehalten, und der esprit gaulois, der holden Naivetät entkleidet, lacht greisenhaft frei, zu frei für christlich-germanische Ohren. Ich citiere die:

Epitre connue sous les noms des Vous et des Tu.

Philis, qu'est devenu ce temps
Où dans un fiacre promenée,
Sans laquais, sans ajustements,
De tes grâces seules ornée,
Contente d'un mauvais soupé
Que tu changeais en ambrosie,
Tu te livrais, dans ta folie,
A l'amant heureux et trompé,

Qui t'avait consacré sa vie?
Le ciel ne te donnait alors
Pour tout rang et pour trésors,
Que les agréments de ton âge,
Un coeur tendre, un esprit volage,
Un sein d'albâtre, et de beaux yeux.
Avec tant d'attraits précieux
Hélas! qui n'eût été fripponne?
Tu le fus, objet gracieux;
Et (que l'amour me le pardonne!)
Tu sais que je t'en aimais mieux.

Ah, madame! que votre vie,
D'honneurs aujourd'hui si remplie,
Diffère de ces doux instants!
Ce large suisse à cheveux blancs,
Qui ment sans cesse à votre porte,
Philis, est l'image du temps:
On dirait qu'il chasse l'escorte
Des tendres Amours et des Ris;
Sous vos magnifiques lambris
Ces enfants tremblent de paraître.
Hélas, je les ai vus jadis
Entrer chez toi par la fenêtre,
Et se jouer dans ton taudis.

Non, madame, tous ces tapis
Qu'a tissus la Savonnerie,
Ceux que les Persans ont ourdis,
Et toute votre orfèvrerie,
Et ces plats si chers que Germain
A gravés de sa main divine,
Et ces cabinets où Martin
A surpassé l'art de la Chine;
Vos vases japonais et blancs,
Toutes ces fragiles merveilles,
Ces deux lustres de diamants
Qui pendent à vos oreilles,
Ces riches carcans, ces colliers,
Et cette pompe enchanteresse
Ne valent pas un des baisers
Que tu donnais dans ta jeunesse.

Der Ton dieser rasch entworfenen Episteln ist bald trocken, cynisch, lüstern, mit Cypris und den lachenden Göttern als mythologischem Rüstzeug, bald voll natürlichster Anmut, welche später Alfred de Musset zum Entzücken aller echten Gallier erben wird, die immer voll nationaler Befriedigung Geist von ihrem Geist erkennen. —

Voltaire hatte nicht gleich nach seiner Rückkehr eine ruhige Stätte in seinem Vaterlande gefunden, und während er durch Spekulationen, Kapitalanlagen, Güterkäufe und Rentenerbettelungen den Grund zu seinem großen Vermögen legte (im Alter von 40 Jahren besaß er schon etwa 80,000 Franken Rente, die er nach und nach bis auf 250,000 erhöhte), sehnte er sich nach einem stillen Paradies: „Mein Gott, welch' köstliches Leben wäre das," (so schreibt er an seinen Freund Cideville), mit drei oder vier talentvollen, neidlosen Litteraten zusammen zu leben, sich zu lieben, stille seine Kunst zu pflegen, für sie zu leben und sich gegenseitig aufzuklären. Ich träume, ich werde eines Tages in diesem Paradiese leben." Dies Paradies fand der große Spötter in Cirey, einem Landgute auf der Grenze zwischen Lothringen und der Champagne, welches der Marquise du Châtelet, einer gelehrten Edeldame gehörte, die er schon früher kennen gelernt hatte. Mit ihr lebte er vom Jahre 1735 an bis zu ihrem Tode in einer höchst seltsamen Ehe zusammen. Voltaire, der reiche Mann, trug viel zur Verschönerung des endlich gefundenen Asyls bei, in dessen Räumen aller Schmuck der Zeit: Amoretten, Liebesgöttinnen, galante Schäfer, feine Porzellanfigürchen aus Meißen oder Sèvres die leichten Wände zierten. Das Boudoir der Marquisin war, wie entzückte weibliche Augenzeugen berichten, „du dernier galant", ein köstlicher Ort, um zu lieben und geometrische und physikalische Studien zu treiben. In der That, die vierzehn Jahre, welche Voltaire mit seiner Freundin, die einen Philosophen im Sinne des ausschweifenden Adels zum Gatten hatte, auf dem einsamen Schlosse verlebte, gehören zu den glücklichsten Zeiten seines vielbewegten Lebens. Die vornehme Gesellschaft sah auf ähnliche Verhältnisse, wenn nur angemessene Treue bewiesen wurde, nicht nur mit Duldung, sondern sogar mit Beifall. Man führte das gewöhnliche Leben der großen Welt in Cirey: zahlreiche Gäste kamen in das Schloß, große Herren und Damen, der Parvenüs des Geistes nicht zu vergessen. Man spielte Komödie, dreißig Akte an einem Tage, witzelte, spöttelte, klatschte, hörte Voltaire zu, der im Badezimmer, vor einem kleinen Kreise, die ersten Gesänge seiner „Pucelle" vorlas. Die Schloßherrin von Cirey, oder, die Sprache des Jahrhunderts zu reden, die Nymphe des Ortes, ist eine der eigentümlichsten Gestalten unter den großen Damen jener Zeit. Von hohem Adel, eine

geborene Breteuil (sie ist 1706 geboren, also zwölf Jahre jünger als ihr berühmter Geliebter), studierte sie zuerst alte Litteraturen, später Geometrie und Physik und übersetzte Newton. Sie war von der verachtenden Frechheit der großen Weltdame, von genialem Geiste ohne alle hingebende Anmut, eine gelehrte Virago, und die böse Welt behauptete, nicht ohne Grund, sie verdanke ihrem Geliebten nicht nur in der Zukunft, sondern auch in der Gegenwart zu leben. Als ein richtiger Blaustrumpf, dem jedes Gefühl des Lächerlichen fremd, wurde sie hartnäckig von der boshaften Welt verspottet, und es bedurfte der galanten Verse Voltaire's, um ihr Erscheinen in den vornehmen Kreisen zu bezahlen. Voltaire rächte sich an den Spöttern dieser müßigen Welt, indem er sie wieder verspottete: schon 1730 hatte er an seine achtungswerte Emilie über Paris geschrieben:

Là, tous les soirs, la troupe vagabonde
D'un peuple oisif, appelé le beau monde
Va promener de réduit en réduit
L'inquiétude et l'ennui qui la suit;
Là, sont en foule d'antiques mijaurées,
Jeunes oisons, et bégueules titrées,
Disant des riens d'un ton de perroquet,
Lorgnant des sots et trichant au piquet;
Blondins y sont, beaucoup plus femmes qu'elles,
Profondément remplis de bagatelles,
D'un air hautain, d'une bruyante voix,
Chantant, dansant, minaudant à la fois.
Si, par hasard, quelque personne honnête,
D'un sens plus droit et d'un goût plus heureux,
Des bons écrits ayant meublé sa tête,
Leur fait l'affront de penser à leurs yeux,
Tout aussitôt leur brillante cohue
D'étonnement et de colère émue
Bruyant essaim de frelons envieux
Pique et poursuit cette abeille charmante.

(A. M. la marquise du Châtelet, Sur la calomnie.)

Der vornehmen Dame war die Liebe zu Voltaire durch den Geist, nicht durch das Herz gekommen. Der Dichter selbst bewundert sie höchlichst um ihrer Gelehrsamkeit willen und besingt seine Urania, die göttliche Emilie, in zierlich galanten Versen:

Je vous adore, ô ma chère Uranie!
Pourquoi si tard m'avez vous enflammé?
Qu'aurais-je fait des beaux jours de ma vie?
Ils sont perdus, je n'avais point aimé.

Ah, quel bonheur de te voir, de t'entendre!
Que ton esprit a de force et d'appas!
Dieu, que ton çoeur est adorable et tendre,
Et quel plaisir je goûte dans tes bras.
Trop fortuné, j'aime ce que j'adore.

Diese hübschen Reimereien besagen die Wahrheit: Voltaire bewunderte, wenigstens eine Zeit lang, was er liebte, bis denn auch hier, wie das zu gehen pflegt, die kurze Liebe einer langen nachsichtigen Freundschaft wich, deren heitere Ruhe dem rastlosen Manne freie Muße zu seinen Arbeiten ließ. Die Marquisin, welche, nach Art gelehrter Frauen, in ihrem Freunde vor allem den Ruhm liebte, war etwas später ruhiger geworden, söhnte sich aber mit dem trockenen Gleichmut des Jahrhunderts rasch mit dem neuen Verhältnis aus. Man vergesse es nicht; Voltaire war und blieb, zu aller und jeder Stunde, ein Litterat. Die Marquisin dachte viel über das Glück nach, und als überzeugte Epikuräerin forderte sie, um glücklich zu sein: Freiheit von Vorurteilen, Tugendhaftigkeit, Gesundheit, den Besitz von Geschmack und Leidenschaften, sowie die Fähigkeit, Illusionen zu hegen; der Mensch war nach ihrer Meinung dazu da, sich angenehme Empfindungen und Gefühle zu verschaffen, welch' epikuräischer Glaube von den geistreichsten Köpfen des Jahrhunderts befolgt wurde. Sie verstand es, nach ihrer Weise glücklich zu sein. Ein Hauptcharakterzug dieser gelehrten Frau war der gänzliche Mangel an Scham, wie sie sich denn von dem Kammerdiener Voltaire's, Wagnière, nackt im Bade bedienen ließ, im Hochmut der Edelfrau, für die der Dienende kein Mann, sondern nur eine Sache ist. Man mag sie zu jenen Frauen rechnen, die libri aut liberi haben müssen, und so eroberte denn eines Tages der dreißigjährige, elegante, geistreiche, aber trockene Reimer und Dragoner Mr. de St. Lambert das Herz der entschlossenen Dame, welche bald darauf an den Folgen dieser späten Leidenschaft, an einer Frühgeburt, starb, welches Ereignis dem erzürnten Voltaire den tragikomischen Ausruf entlockte: Quel besoin aviez vous de lui faire un enfant! Die ganze Welt, die sonst so nachsichtig war, sprach von Skandal,

indem sie die Marquisin verurteilte, aber nicht den unwiderstehlichen Dragoner, welcher nach einer solchen Heldenthat eine glänzende Laufbahn vor sich sah. —

Ein Mann, der durch sein ganzes Wirken und Talent auf den Umgang mit den Großen angewiesen war, mußte natürlich in einem glänzenden Verhältnis zum Hofe seines Vaterlandes das Ziel höchsten Ehrgeizes erblicken. So fehlt es denn auch in seinen Werken nicht an den niederträchtigsten Schmeicheleien, mit welchen er den abscheulichen Ludwig XV., einst „Vielgeliebter" geheißen, bedachte. Im Jahre 1742 erschien er zum ersten Mal bei Hof; er erhielt den Titel: Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi, ohne allerdings die Gunst des langweiligen Königs zu gewinnen. Später wurde die Pompadour, welche den Geist zu schätzen wußte, seine Gönnerin. Im Jahre 1776 schrieb der glorreiche Greis in der Erinnerung an seine Höflingszeit an den Abbé Duvernet: „Die behauptet haben, ich sei in den Jahren 1744 und 45 Höfling gewesen, haben eine traurige Wahrheit vorgebracht. Von aller Zeit, die ich in meinem Leben verloren, beklage ich zweifelsohne diese am meisten. Es war nicht die Zeit meines Ruhmes, wenn ich je eine solche besaß."

Die lächerliche Oper, „der Tempel des Ruhmes", welche, wie sich gebührte, vom Publikum ausgepfiffen wurde, hatte dem schmeichelnden Poeten die frühe Gunst des jämmerlichsten aller Monarchen erzwungen. Er machte seinem geheimen Ärger in folgenden Versen Luft:

Mon Henri quatre, ma Zaïre
Et mon Américaine Alzire
Ne m'ont jamais valu un regard du Roi.
J'avais mille ennemis avec très peu de gloire,
Les honneurs et les biens pleuvent enfin sur moi
Pour une farce de la foire.

1736 war Voltaire in Briefwechsel mit dem preußischen Kronprinzen, dem nachmaligen Friedrich dem Großen, getreten. Die Briefe des jungen geistreichen Fürsten enthielten Ausbrüche leidenschaftlicher Bewunderung, denen der eitelste der Männer nicht widerstehen konnte: er gelangte bald zur Einsicht, der junge Prinz, welcher sich glücklich erachtete als Zeitgenosse Voltaire's zu leben, mache Verse wie Catull zu den Zeiten Cäsars, spiele die Flöte wie Telemach, und sei, alles in allem genom-

men, ein August-Friedrich-Vergil, dessen dringende Einladung zu einem dauernden Aufenthalt im Norden nicht ausgeschlagen werden dürfe. Da sich Voltaire ohnedies in dem launenhaften Paris, wo er viele Feinde besaß, nicht mehr heimisch fühlte, da er sich ferner nach einer politischen Rolle sehnte, und der Preußenkönig die Berufung eines andern Litteraten vorgeschoben hatte, so entschloß sich der „Dichter", die Reise anzutreten. Nicht umsonst hat die weltberühmte Episode Voltaires, der Aufenthalt am preußischen Königshofe, das größte Interesse erregt. Ein junger Prinz, von genialen Anlagen, lernt, inmitten einer teilweise barbarischen Civilisation und unter dem Drucke einer übermäßigen väterlichen Strenge, die vornehmste, reife, allherrschende, höchst raffinierte, ja schon etwas mürbe gewordene Kultur seiner Zeit kennen. Er fühlt sich von lebhafter Bewunderung zu dem Manne ergriffen, der, in überaus glänzender Weise, als Vertreter dieser Kultur auf ganz Europa wirkt, das einstweilen die Tyrannei des französischen Geistes mit Heiterkeit erträgt, sogar England nicht ausgenommen, dessen junge Edelleute Paris als die feinste Schule des großen Lebens besuchen. Der Vater des preußischen Kronprinzen, im Sinne dieser vornehmen Kultur ein barbarischer Deutscher in seinen Vorzügen und Schwächen, ohne alle Schönheit des Südens, ein Korporal auf dem Throne, fürchtet vielleicht mit Recht, der Sohn könne durch die Berührung mit der verachteten Civilisation seine geistige Mannhaftigkeit einbüßen, und widerstrebt den Neigungen seines Erben mit roher Strenge. Das Verhältnis von jungen Söhnen roherer Völkerschaften zu einer alten Kultur kann schädlich werden, wenn jene nicht an einer kraftstrotzenden Überfülle des Lebens leiden. Der junge geistliebende Prinz besaß diese Überfülle. Von durchaus begrenztem Geschmack, ein Sohn seiner Zeit, welche allem historischen Blicke fremd, verehrt er in Voltaire nicht nur den Meister des Geistes und Witzes, sondern auch den großen Dichter; ja, er wagt es, denselben neben die großen Männer des Altertums, das er nur aus fragwürdigen, französischen Übersetzungen kennt, zu stellen. Selbst ein Stück Litterat, greift er, nicht ohne die Melancholie der starken Geister, welchen das Leben nicht genug Raum zu Thaten zu bieten scheint, (Alexander) in seiner Jugend zur Feder, um in der einzigen Kultursprache dem großen Manne zu huldigen, und seinen eigenen Geist schaffend

zu genießen. Aber noch hält er das feine, blitzende Instrument, die alt gewordene französische Sprache, nicht sicher in seiner Hand, und so erwacht der Wunsch in ihm, den größten Dichter der Zeit, den vorurteilsfreien, witzigen Apostel der Aufklärung, an seinem nordischen Hofe, unter einem abhängigen Häuflein französischer Schöngeister, zu besitzen. Schon früher, bei flüchtigen Begegnungen, hatte der König Gelegenheit gehabt, zu erkennen, daß in Voltaire der Schriftsteller ungleich größer war, als der Mensch. Der Dichter, unsicher in seinem Vaterlande, mit seinen Landsleuten schmollend, die es nicht an Spottschriften auf seine großen Schwächen fehlen lassen, wird von dem geistreichen König mit lebhafter Zärtlichkeit empfangen und zum Kammerherrn mit Schlüssel und einem Gehalt von 20,000 Franken ernannt. Die Flitterwochen dieses eigentümlichen Verhältnisses erscheinen dem König wie dem Dichter reizend: an den schöngeistigen Soupers lacht der französische Geist in seiner ganzen Grazie, in seinem ganzen Übermut; er verschont nichts, weder Vorurteile noch ehrwürdige Meinungen, weder den König, noch Voltaire, die sich beide in dieser Orgie des Geistes ausgenießen, berauscht auf der Höhe ihres geistigen Daseins. Aber beide Naturen waren wenig gemacht, um sich dauernd zu gefallen. Voltaire besaß nicht den ruhigen Seelenadel eines d'Alembert, der dem Könige Achtung abgezwungen hatte. Friedrich, der aufgeklärte Despot und Menschenkenner, sah mit wachsendem Mißvergnügen, daß der Kreis französischer Schöngeister, seiner eigentlichen Hofnarren, in Uneinigkeit geriet durch die Anwesenheit eines überlegenen Mannes, den er nebenbei berufen, damit er seine Verse korrigiere. Die Prosa Friedrichs des Großen war mit der Zeit gut, ja ausgezeichnet geworden, so daß sie mit Ehren neben der klassischen Sprache seines Freundes stehen kann. Der König besaß Esprit, im französischen Sinne des Wortes, wie er denn selbst geistreiche Wendungen fand, z. B. faire rire l'esprit, die den heiteren Besitz der Sprache glänzend beweisen. Aber wie meisterhaft auch sein französischer Stil mit der Zeit wurde, so wollte er doch nie recht das Versemachen lernen, wenn ihm auch hie und da ein Gedicht gelang, dessen männlicher Ton den tieferen Charakter eines vielgeprüften Mannes verrät. Wie alle geistreichen Leute, konnte auch Voltaire keinen Witz auf der Zunge behalten, und so bezeichnete er eines Tages seine Korrektur-

thätigkeit mit dem Ausdruck „schmutzige Wäsche waschen", was den König, der zum reizbaren Geschlecht der Dichter gehörte, nicht wenig aufbrachte, um so mehr, als in diesem Vergleich bei aller Ungerechtigkeit doch auch ein Körnchen Wahrheit enthalten war. Der König hingegen, der vielleicht nicht daran dachte, seinen Freund für immer zu behalten, wie seine anderen französischen Schöngeister-Hofnarren, ließ ein Wort von ausgepreßter Orange fallen, welches Voltaire hinterbracht wurde. Dieser verdarb es vollends mit seinem selbstgewählten Herrn, als er in jenen schmutzigen Diamantenhandel mit dem Berliner Juden Hirsch geriet, gewinnsüchtiger Weise die sächsischen Steuerscheine aufkaufte und gegen seinen Feind Maupertuis, den Präsidenten der Berliner Akademie, sein witziges Pamphlet „Diatribe du docteur Akakia" ausgehen ließ. Voltaire, der Streitereien müde, verließ, aufs tiefste gekränkt, Berlin, wurde jedoch in Frankfurt a/M. angehalten, ohne den Willen des Königs hart behandelt, und rächte sich durch eine Schmähschrift, nicht ohne zugestehen zu müssen, daß bei den Soupers des Königs viel Geist verbraucht wurde. Doch traten diese beiden Männer wieder in Briefwechsel mit einander, indem sie sich mit besonderer Offenheit die Wahrheit sagten. So schrieb der König, welcher selbst am Vorabende großer Schlachten seinen Hang zum Dichten in französischer Sprache nicht zügeln konnte, an den Patriarchen: „Ich achte in Euch das schönste Genie, welches die Jahrhunderte hervorgebracht haben; ich bewundere Euere Verse, ich liebe Euere Prosa, besonders die einzelnen kleinen Stücke in Eueren vermischten Schriften. Nie besaß vor Euch ein Autor solch' feinen Takt, solch' sicheren feinen Geschmack wie Ihr. Reizend in der Konversation, wißt Ihr in der gleichen Zeit zu unterhalten und zu unterrichten. Ihr seid das verführerischeste Geschöpf, das ich kenne, fähig, Euch jedermanns Liebe zu erwerben, wenn Ihr wollt. Ihr besitzt so viel Grazie des Geistes, daß Ihr zu gleicher Zeit diejenigen beleidigen und ihre Verzeihung verdienen könnt, die Euch kennen. Ihr wäret vollkommen, wenn Ihr nicht ein Mensch wäret." Es war der Geist, der diese beide Männer immer wieder zu einander zog. Getrennt durch Stand, Bildung, Nationalität, besaßen sie viel Gemeinsames: Beide waren Männer der That, auf ihre Art eifrig mit dem Wohle der Menschheit beschäftigt, die sie mehr oder weniger verachteten, organisatorische Naturen und —

Litteraten. Der König, in dessen Natur wir einen dämonischen Zug ganz deutlich wahrnehmen, verstand es, nach dem Ausspruch Voltaire's, nicht nur geistreich zu sein, er machte auch, daß seine Vertrauten Geist bekamen.

Nach einigem Schwanken in der Wahl seines Aufenthaltsortes kaufte der königsmüde Grandseigneur endlich in der Nähe von Genf ein Landgut, Les Delices. Als Beispiel Voltairescher Odendichtung möge hier ein Bruchstück des Gedichtes stehen, mit dem der Asylsuchende seine Besitzung begrüßte:

L'Auteur arrivant dans sa terre près du Lac de Genève.

(Mars 1755.)

O maison d'Aristippe! ô jardins d'Épicure!
Vous qui me présentez, dans vos enclos divers,
Ce qui souvent manque à mes vers,
Le mérite de l'art soumis à la nature,
Empire de Pomone et de Flore, sa soeur,
Recevez votre possesseur!
Qu'il soit, ainsi que vous, solitaire et tranquille!
Je ne me vante point d'avoir en cet asile
Rencontré le parfait bonheur:
Il n'est point retiré dans le fond d'un bocage;
Il est encore moins chez les rois,
Il n'est pas même chez le sage:
De cette courte vie il n'est point le partage.
Il faut y renoncer: mais on peut quelquefois
Embrasser au moins son image.

Que tout plaît en ces lieux à mes sens étonnés!
D'un tranquille océan l'eau pure et transparente
Baigne les bords fleuris de ces champs fortunés;
D'innombrables coteaux ces champs sont couronnés.
Bacchus les embellit; leur insensible pente
Vous conduit par degrés à ces monts sourcilleux
Qui pressent les enfers et qui fendent les cieux.

. . . .

Mon lac est le premier: c'est sur ces bords heureux
Qu' habite des humains la déesse éternelle,
L'âme des grands travaux, l'objet des nobles voeux,
Que tout mortel embrasse, ou désire, ou rappelle,
Qui vit dans tous les coeurs, et dont le nom sacré,
Dans les cours des tyrans est tout bas adoré,
La Liberté. . . . .

. . . .

Liberté! liberté! ton trône est en ces lieux;
La Grèce où tu nacquis t'a pour jamais perdue,
Avec ses sages et ses dieux.
Rome, depuis Brutus, ne t'a jamais revue.
Chez vingt peuples polis à peine est-tu connue.

. . . . . .

Descends dans mes foyers en tes beaux jours de fête,
Viens m'y faire un destin nouveau.
Embellis ma retraite, où l'Amitié t'appelle;
Sur de simples gazons viens t'assoir avec elle.
Elle fuit comme toi les vanités, des cours,
Les cabales du mondes et son règne frivole.
O deux divinités! vous êtes mon recours.
L'une élève l'âme, et l'autre la console:
Présidez à mes derniers jours.

Um nicht der Gesellschaft zu entbehren, erwarb Voltaire ein Haus in Lausanne, um dort den Winter zu verbringen, sodann die Besitzung Tournay mit allen grundherrlichen Rechten, und endlich im Jahre 1758 das Gut Ferney, mit einem kleinen Städtchen, das er in kurzer Zeit in einen blühenden Ort umwandelte. Nachdem er lange bei den Königen gewesen, hatte er sich zum König im eigenen Heim gemacht, und als Patriarch von Ferney entwickelte er nun jene ungeheuere Thätigkeit, die ihm die Verehrung von ganz Europa erwarb. Mit Fürsten und Litteraten, ja mit dem Papste stand der Kämpe der Aufklärung in Briefwechsel. Berühmte und unbekannte Freunde kamen, um ihm zu huldigen. Er lebte nach der Weise großer Herren jener Zeit, ließ sich ein Theater bauen, auf dessen Bühne er zeitweilig selbst neben den berühmtesten Pariser Künstlern auftrat. Er schrieb zahllose Zeitschriften, die fast alle vorzüglich zu nennen sind. Er dichtet oft in wenigen Tagen irgend eine Tragödie, die nie eine Aufführung erlebt. Der Mann der That war eben so rührig als der Schriftsteller: er veröffentlicht Kommentare zu den Werken Corneille's, um dessen Urenkelin, welche er bei sich aufgenommen, eine Aussteuer zu verschaffen, er ruht nicht, bis er die Ehre der Familie Calas, den man des Sohnesmords angeklagt, nach dreijährigen Bemühungen wiederhergestellt hatte; er rettet einen Angeklagten, namens Sirven, der seine Tochter ermordet haben sollte; er bewirkt die Freisprechung der Frau eines gewissen Montbailli, den man wegen Verdacht des Muttermordes hingerichtet hatte;

er gab die Richter, welche den jungen Labarre, der ein Kruzifix verstümmelt haben sollte, verurteilt hatten, dem Zorne der öffentlichen Meinung preis. Ganz Europa, das mit den französischen Litteraten für Freiheit, Toleranz, Aufklärung schwärmte, und von einem Meer zärtlicher Empfindsamkeit überflutet schien, sah mit Bewunderung auf die menschenfreundlichen Bestrebungen des ehrwürdig gewordenen Cynikers. Im Jahre 1774 erlebte der Unermüdliche die Thronbesteigung Ludwigs XVI. und seiner eigenen Ideen, durch die Wirksamkeit seiner Schüler Turgot, Malesherbes, Necker. Bald darauf ertönt von der Bühne des Théâtre français herab das weltgeschichtliche Lachen seines geistigen Sohnes Figaro-Caron de Beaumarchais, unter dem brausenden Jubel der Söhne und Enkel jener Edelleute, an deren Tischen er als junger Mann seiner Laune freien Zügel schießen ließ. Im Frühling des Jahres 1778 erlebt der 84jährige Greis seine Apotheose, seine Krönung, um mit einem geistreichen Edelmann jener Tage zu reden. Verehrer der Geschichte, welche aus der Reihe der bedeutsamen Geschehnisse gerne die pittoresken heraussuchen, auch wenn sie die stillen sind, haben von einem weltgeschichtlichen Ereignis gesprochen, von einem rührenden Vorspiel zur schrecklichen Titanentragödie, der das Satyrspiel, die sprühende Komödie in hundert Akten vorausging. Hatte die leichtsinnige Stadt, in welcher durch J. J. Rousseau die allgemeine Gefühlsseligkeit zur Mode geworden war, wirklich die Heroenverehrung gelernt? Oder war es nur ein künstlicher Rausch, der die Herzöge, Grafen, Marquis, Ritter, alle die glatten Künstler des Antichambrierens in Bewegung setzte und auch das Oeil de boeuf, ja die naturschwärmerischen Teilnehmer am Schäferspiel in Trianon, wo die Natur sich englisch zu geberden suchte, ergriff? Starb Voltaire an seinem Ruhme, an einem excès de gloire, um den Ausdruck seiner alten bissigen Freundin, der Marquisin Dudeffant, zu gebrauchen? War vielleicht der Adel, der nun so zärtlicher Gefühle voll, bereit, seine Stellung für die Menschheit zu opfern? Hatte der Alte eine Ahnung, daß die zärtliche Stimmung, in welcher alle Herzen schwammen, eigentlich von seinem Nebenbuhler Rousseau geschaffen worden war? Der Begeisterungsrausch dauerte nicht lange, und nach dem Jubel um den großen Greis legte sich die Ahnung düsterer Zukunft wieder auf die Gemüter.

Voltaire starb in der Stille, halbvergessen von der großen

Hauptstadt, am 30. Mai 1778. Über das Ende des Kämpfers gingen verschiedene Gerüchte um, deren auch Mozart, welcher damals in Paris war, gedenkt: wie ein Hund, von Gewissensbissen gefoltert, soll der Patriarch verschieden sein. In Wirklichkeit lehnte der Sterbende alle Tröstungen der Religion ab, indem er unwillig über die zudringliche Geistlichkeit den Ausspruch that: „Man möge ihn doch endlich mit jenem Manne (er meinte Christus) in Ruhe lassen.“ Seine Leiche wurde am 11. Juli 1791 aus der Abtei Scellières, wo man sie in aller Stille beigesetzt hatte, feierlich ins Pantheon übertragen, wo sie bis zum Mai 1814 ruhte; die Männer der einziehenden Reaktion ließen sie auf den Schindanger werfen. So groß war der Haß der Abkömmlinge des ancien régime gegen Voltaire, in dem sie nun einen der hauptsächlichen Urheber ihres großen Unglücks verabscheuten.

Männer von bedeutendem Ruhme und Ansehen, welche es nicht verstanden haben, ihre Kraft in einem großen Werke zu konzentrieren, sondern, um eben dieses Ruhmes willen, darauf angewiesen sind, dem Tagesgeist zu dienen, um ihn zu erhalten, haben einen schweren Stand vor der Nachwelt. Der Reiz alles Persönlichen ist mächtig, aber von flüchtiger Dauer. Voltaire, welcher den ungeheuersten Verstand, aber keine Seele, kein Herz besaß, was auch seine Lobredner und Mitkämpfer sagen mögen, war das Gegenteil jener stolzen Künstler unserer Zeit, die, voller Verachtung aller anerkannten Gewalten, im Stillen ihre Werke förderten und mit Stolz an jenes Wort eines großen Dichters dachten: „Der geringe Künstler in seiner Dachstube ist mehr wert, als der größte Eroberer.“ Das springende, unruhige Wesen, das Erstreben des Tagesruhms um jeden Preis, waren schon die Ursache, daß viele der besseren Zeitgenossen Voltaire's wohl mit Bewunderung, aber auch mit einer leisen Verachtung auf den „König des Geistes“ blickten. Noch heute ist der Name Voltaire's in Frankreich eine Parteiparole in dem großen Streit, den das 18. Jahrhundert begonnen hat, woher es denn auch rühren mag, daß gar Wenige dem Kämpfer gerecht geworden sind. In Deutschland, dessen ältere Bildung von europäischer Bedeutung man als Gegensatz zur Voltaireschen empfinden kann, liest man den „armen Philosophen“ kaum. Dem gläubigen Frankreich erscheint er noch heute als eine Art Höllenbote, den Spekulativen hingegen als eine Mittelmäßigkeit. Die Aristo-

kraten des Geistes betrachten ihn als den Typus des Durchschnittsfranzosen, welcher keinen reifen Geschmack, keine Ehrlichkeit des Denkens kennt, wenn er seinem Interesse, seinem ganz ungeheueren Egoismus dienen kann.

Das Buch des Aufklärers David Strauß will den großen Kämpfer ehren, gibt aber, neben einer gerechten Würdigung, kein frisches Bild dieser proteusartigen Natur, die verlangt, daß man sich auf den gallischen Standpunkt stelle, um ihr gerecht zu werden.

Goethe, welcher Voltaire in „Wahrheit und Dichtung" in höchst treffender Weise gewürdigt hat, nennt ihn, in seinen Noten zur Uebersetzung von Diderots „der Neffe Rameau's", den seiner Nation gemäßesten Schriftsteller. Nun kann ein solcher, wie der Dichter, die Ideale seiner Nation schaffen, so daß ein entzücktes Volk oft nach längerem Widerstreben sein eigenes Bild erkennt und die neugewonnenen geistigen Schätze zum Maßstabe alles Kommenden macht; oder ein regsamer, begabter Geist kann sich die Errungenschaften einer alten Kultur überlegenen Mutes aneignen, fremde Strömungen befruchtend in seine Heimat leiten und als Erbe, als Vollender, als Verschwender der geistigen Güter seine Zeitgenossen entzücken, Muster, Lehrer, Meister werden. Vom ersten Tage seines Auftretens an ist Voltaire Sieger über die Geister — der guten Gesellschaft. Er verletzt nicht durch Neuheit, er zerbricht nicht in frischem Schaffensmute die belebende Form; er vollendet den gallischen Geist, von dem jeder, zu behaglichem Lebensgenusse, ein Teil zu besitzen wünscht. Dieser Geist, welcher ganz Europa beherrscht, ist geschwätzig, fein, heiter, frech und übermütig; er erfaßt raschen Blicks die Oberfläche, ohne in die Tiefe zu dringen; er ordnet, sichtet, wählt, verschleiert; er funkelt und prasselt in der kleinen Litteratur, den Schriften erotischen Charakters, bei Voltaire und Crébillon; er überschreitet den Rhein, leuchtet an den verfinsterten Fürstenhöfen, ja er findet den Weg in Goethes Seele, welcher im schlesischen Feldzug die Geschichte von Hans Carvel's Ring in einem Epigramm besingt, welche der gute Lafontaine in lüsterne, drollige Verse gebracht. Der gallische Geist, der bei Rabelais als überschäumender, gelehrter und doch naturwüchsiger Riese lachte, wird bei Voltaire zum kleinen Affen, der auf den Trümmern einer Welt mit goldenen Bällen spielt, oder zum geschmeidigen, frechen,

geistvollen, kurzatmigen, korrumpierten Höfling, welcher unter den Zeichen des Verfalls seine galanten Bücklinge macht. Er hat in den Salons verlernt, die Natur in jeder Form zu sehen; ohne Sinn für das Schöne und Pittoreske, für die herrliche Außenwelt, räumt er als großer Herr mit einem alten Erbe auf. Auf seiner Reise nach Berlin, zum Salomo des Nordens, bemerkte Voltaire nur, daß es in Flandern schönes Getreide und gute Straßen gäbe, und daß Cleve der schönste Ort der Natur sei, welcher an das Bois de Boulogne gemahne. Der gallische Geist ist Meister der Persiflage, der komische Geist par excellence, wie die Franzosen glauben. Mit sicherem Blick übersieht er rasch das Verhältnis zu Personen, Dingen und Ideen. Er steigert sich fast nie zum Genie, aber er verrät Geschmack und Sicherheit des Urteils, woraus dann leicht jene eitle Selbstvergötterung folgen mag, die auf andere Völker, als auf vollständige Barbaren, geringschätzig herabblickt.

Voltaire ist der unbestrittene Fürst dieses Geistes. Er besitzt die Gabe, in jedem Augenblick den Funken des Witzes aufblitzen zu lassen; aber er ist unfähig, ein gutes Lustspiel zu schreiben, nicht weil ihm die Menschenkenntnis, sondern weil ihm die liebevolle Betrachtung des Lebens, der Humor, fehlt. Seine dem Lafontaine nachgeahmten komischen Erzählungen entbehren der liebenswürdigen Naivetät des Fabulisten: sie sind ein Beweis dafür, daß der Geist im 18. Jahrhundert alt, die Lüsternheit greisenhaft und die philosophische Reife mürber und bitterer geworden waren. —

Auf welchem seelischen Hintergrunde aber blitzte dieser freche Geist des Spottes so machtvoll empor? Wie Voltaire keine Scham kennt, so kennt er auch keine Ehrlichkeit: er lügt, wie nie ein Mensch gelogen, als echter Schüler der Jesuiten, um des Zweckes willen. Er verleugnet seine Bücher, nachdem er sie schon eingestanden; er ist rachsüchtig, boshaft, heimtückisch, der eitelste der Menschen, ein wahrer Tigeraffe, um seine eigene giftige Benennung der Franzosen zu gebrauchen; es fehlt ihm alle Würde, wie ihn denn das geringste Libell in namenlosen Zorn versetzen kann; er, der für eine Million Ruhm besitzt, schachert um zwei Sous Gloire; als Kammerherr des Königs von Preußen läßt er die Kerzen der königlichen Gemächer in seiner kammerherrlichen Tasche verschwinden; er geht zur Beichte und kommuniziert, und dies noch in späteren Jahren, als großer

Herr und Freund der Könige, nur um den priesterlichen Verfolgungen zu entgehen und sein Epikuräerdasein durch kein Wölkchen gestört zu sehen; er ist geizig, ein schamloser Höfling; vor den Schwächen der Menschheit zeigt er ein freudiges Grinsen; die wunderbare Beweglichkeit seines Wesens läßt ihn alles ergreifen, aber nichts mit Tiefe behandeln. Ja, man kann sagen, daß dieser unbestreitbare Wohlthäter der Menschheit zu den schmutzigsten Seelen gehört, die je des Ruhmes teilhaftig wurden. Wie gemein benahm er sich gegen den armen verfehmten Rousseau, der allerdings kein großer Herr war, dem man schmeicheln mußte, sondern nur ein Mensch ganz neuer Art, ein Plebejer, welcher unkluger Weise seinen Büchern seinen Namen vorzusetzen wagte. Männer mit feinem Sinn für das Lächerliche haben behauptet, daß der Grandseigneur Voltaire nie den Bourgeois ganz ablegen konnte, so große Lust er dazu auch haben mochte. —

Alles in allem genommen ist Voltaires Leben ein höchst glückliches Leben zu nennen: nach der Behauptung der Psychologen gehört zu einem solchen ein gut Stück Bosheit, ja Bösartigkeit, und ein konservativer Sinn. Ja, der Patriarch ist in mancher Hinsicht der Typus des konservativen Franzosen. Was verlangt er, um ein glückliches Leben zu führen? Frieden, mochte es auch unter einem Despoten sein; Zeit, um der ungeheuersten geistigen Neugierde zu fröhnen; schöne, kluge, liebenswürdige Menschen um sich zu versammeln, mit ihnen zu plaudern, zu philosophieren, ohne den Dingen durch allzutiefes Eindringen den Zauber zu nehmen; freien Sinn, um die Konservation, die Hüterin aller feinen Dinge der Vergangenheit, zu achten, wo sie der Selbstherrlichkeit des genußsüchtigen Individuums nicht hemmend entgegentritt, und die Kanaille zu verachten, welche höchstens dazu da ist, das Selbstgefühl zu vermehren, indem sie Gelegenheit zu guten Werken gibt. — Welch' einer Wirksamkeit konnte sich Voltaire rühmen!

J'ai fait plus en mon temps que Luther et Calvin! ruft der glorreiche Greis in einem Augenblicke stolzen Selbstgefühles aus. Allerdings ist der Ausspruch nicht wahr, sondern zeigt nur den Mangel eines bestimmten historischen Sinns. Voltaire war mehr Niederreißer als Grundleger. Doch dies ist unter Umständen genug, die Unsterblichkeit zu erlangen. In seiner Grabschrift steht, neben anderen Dingen, zu lesen, daß er die Atheisten bekämpft

hat. In der That, der Patriarch von Ferney war einer der überzeugtesten Deisten, die je gelebt haben, und der Tempel in seinem Wohnorte, welcher die Aufschrift trug: »Deo erexit Voltaire«, wurde gewiß mit aufrichtigem Herzen gebaut. Er meint:

Tout annonce d'un Dieu l'éternelle existence.
On ne peut le comprendre, on ne peut l'ignorer.
La voix de l'Univers annonce sa puissance
Et la voix de nos coeurs dit qu'il faut l'aimer.

Voltaire war kein Materialist, wie Diderot und Helvetius, und als geistvoller Tigeraffe sprang er gewandt über die Gründe hinweg, welche die Philosophen ihrem Patriarchen in den Weg warfen. Als mit Kant, Schelling, Hegel die deutsche Philosophie in Europa zur Herrschaft gelangte, mußte Voltaire mit einem Male als armer Philosoph erscheinen, um mit Carlyle zu sprechen.

Er war kein systematischer Kopf, sondern als vollkommener Lateiner ein guter Realist, wie jeder normale Durchschnittsfranzose. Jene strengen Worte, welche schon im vorigen Jahrhundert ausgesprochen wurden: „Mit ihm feierte die Mittelmäßigkeit ihre schönsten Triumphe", erscheint einem anspruchsvolleren Geiste einfach wahr. Die Franzosen sind ausgezeichnete Psychologen, aber zahme Philosophen; diese klar ordnenden, ausbauenden oder teilenden Geister stehen vor den deutschen Systemen mit dem angeborenen Mißtrauen des Südländers vor dem Norden. Es war die Mittelmäßigkeit der englischen Philosophie, welche dem geistreichen Franzosen erlaubte, ihr witziger Verkünder zu werden, sie in die Salons herabzuziehen, wo man mit geistreichen Freunden am lachenden, heiteren Mahle saß. Die Franzosen sind, auch heute noch, die große, vermittelnde Nation, welche das ausgezeichnete Mittelmäßige in vollkommenster Form allen Völkern zugänglich macht. Sie sind die größten Kochkünstler, auch in der Küche des Geistes, das unschätzbare gallische Gährungsmittel der modernen Kultur. Sie fassen den Menschen gern in seinen nächsten Beziehungen auf, und so mag selbst der Drang der einzelnen Geister nach völliger Weltabgeschlossenheit — die meisten der Karthäuser Mönche sind auch heute noch Franzosen — aus dem Bedürfnis vollkommener Lebenkünstlerschaft entstehen. Ihre Denker sind Moralisten, d. h. geistreiche Weltleute, welche sich für die verlorenen Illu-

sionen schadlos halten, indem sie sich auf den Höhen der Gesellschaft durch den Geist befreien und ihren Erfahrungen das ewige Gepräge geben. Viele Sentenzen der berühmten Moralisten wurden ungemein rasch Gemeingut der Nation und zirkulieren auch heute noch wie Münzen, auf denen das Bild des Fürsten halb verwischt erscheint. Mit seinem ungeheueren Verstande hat Voltaire selbst den Mangel frischer, charaktervoller Geister in Frankreich trefflich erkannt und begründet: „Gerade weil es viel Geist in Frankreich gibt, werden die überlegenen Köpfe (Genies) von nun ab seltener zu finden sein.“ Er selbst vermochte nicht, seinen Gedanken das monumentale Gepräge zu geben. Er steckte seine Einfälle nur zu oft in das Gewand eines Narren, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen. Er arbeitete für die Stunde, für den Tag, der den Geist gar rasch verbraucht. Der große Kämpfer war im Grunde nur der größte Journalist, der je gelebt und gewirkt hat, ein Journalist, der jede Form als Waffe zu benützen wußte. Dem Deisten kam die Metaphysik als Feld des Zweifels und Roman der Seele vor. Gott war ihm einzig und allein Verstandsbedürfnis. Er kennt nie jenen heiligen Schrecken des Christen Pascal, dieser tiefen Natur, welche das Gefühl eines gähnenden Abgrundes zu ihren Füßen nie verließ. Er hat sich oft mit Gott beschäftigt, weil das 18. Jahrhundert seine religiösen Zweifel laut und lärmend kundgab.

Soit, qu'un être inconnu, par lui seul existant
Ait tiré depuis peu l'univers du néant,
Soit qu'il ait arrangé la matière éternelle,
Qu'elle nage en son sein, ou qu'il règne loin d'elle,
Que l'âme, ce flambeau si souvent ténébreux
Ou soit un de nos sens ou subsiste sans eux,
Vous êtes sous la main de ce maître invisible.

(Poème sur la Loi naturelle, I.)

L'univers est un temple où siège l'Eternel.
Là, chaque homme à son gré veut bâtir un autel.

(ibid. III.)

Und die Flamme, die auf diesem Altare brennt, ist die Vernunft, la raison, das Licht, welches in alle Tiefen hinab leuchtet, in den Schleier, der auf die Welt geworfen ist, und den Betrachter, trotz allem Geschauten, immer wieder freudig stimmt. Diese gealterte und doch jünglingshaft beschränkte Zeit

trägt nicht schwer an der Erkenntnis: Faust's Schmerz ist Voltaire fremd. Es gab eine Zeit in seinem Leben, wo die Geister, die er rief, die Philosophen, nicht ohne ein gewisses Mitleid sagten: Es geht abwärts mit dem Patriarchen! Aber dieser blieb fest in seinen Anschauungen. Er glaubte an jene drei alten Beweise für das Dasein Gottes: den kosmologischen, den teleologischen, den moralischen Gottesbeweis. „Diese Welt," so meint er, „muß ihre Bewegung von einer Ursache haben, die von Ewigkeit her existiert, von Gott, dem erhabensten Baumeister, welcher die Welt zu einem bestimmten Zweck geschaffen. Gibt es eine Uhr ohne Uhrmacher?" Si une horloge n'est pas faite pour montrer l'heure, j'avouerai alors que les causes finales sont des chimères, et je trouverai bon, qu'on m'appelle cause-finalier, c'est à dire imbécile.

Über diese kindlichen Witzeleien kam Voltaire nie hinaus; er wiederholt sie unzählige Male. Nachdem ihm, dem populären Philosophen, das Dasein eines Künstler-Gottes außer Frage steht, gibt er sich mit dem Gedanken zufrieden, daß es unmöglich sei, etwas Genaueres über dessen Natur zu erfahren, wie die Priester, die Lakaien des artisan suprême, behaupten. Diese Lakaien nun, welche im Namen ihrer Götter das Richtschwert auf dieser Erde schwingen, verdienen, daß man mit Stockschlägen über sie herfalle. Der consensus sapientium aller Zeiten erscheint Voltaire als gewichtige Stütze seiner Anschauungen.

Consulte Zoroastre et Minos et Solon,
Et le martyr Socrate et le grand Cicéron:
Ils ont tous adoré un maître, un juge, un père.
Ce système sublime à l'homme est nécessaire.
C'est le sacré lien de la société,
Le premier fondement de la sainte equité,
Le frein du scélérat, l'espérance du juste.
Si les cieux, dépouillés de son empreinte auguste,
Pouvaient cesser jamais de le manifester,
Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.
Que le sage l'annonce et que les rois le craignent,
Rois, si vous m'opprimez, si vos grandeurs dédaignent
Les pleurs de l'innocent que vous faites couler,
Mon vengeur est au ciel; apprendrez à trembler!

Der Psychologe mag aus dem Eifer, mit welchem Voltaire seine theologischen Spekulationen betrieb, erkennen, wie mächtig die theologische Weltanschauung war, die der Deist zu bekämpfen

hatte, denn sie zwang den freien Geist, sich gleicherweise auf einen theologischen Standpunkt zu stellen. Voltaire haßte die Atheisten, die Männer, welche die geheime Stimme leugneten, die, nach seiner festen Überzeugung, in jedes Menschen Brust lebt, und gut und böse unterscheidet; wohl gesteht er zu, daß es hie und da gute Stubenatheisten geben möge; aber als Herrscher, Richter, Bürger sei der Atheist ein gemeinschädliches Tier, ja ein Ungeheuer, so gut wie der Fanatiker. Übrigens war Voltaire, der die Menschen als mißtrauischer Weltmann beurteilte, aus praktischen Gründen der Überzeugung: Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer; mais toute la nature nous crie qu'il existe.

Er ist der Erfinder jenes berühmten Wortes, das wir so oft aus dem Munde der Gewaltherrscher vernommen haben: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben!" Warum? Es könnte ja die holde Behaglichkeit des weisen Epikuräers stören und ihn eines Tages totschlagen, was Voltaire thatsächlich zu fürchten schien, als er eines Tages seine Lakaien hinabschickte, während Condorcet und d'Alembert in freiester Weise über göttliche Dinge sprachen. Im Jahre 1755 wurde die Hauptstadt Portugals von einem Erdbeben heimgesucht, das ganz Europa mit Schrecken erfüllte. Wenn Voltaire vielleicht lachend an den bekannten Ausspruch von Leibnitz geglaubt hatte: Tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles, so stand er nun vor einem Ereignis, das ihn, als den Mann seiner Zeit, lebhaft bewegte. Er mußte sich über die Bedeutung dieser Katastrophe aussprechen, und so entstand sein Gedicht: Sur le désastre de Lisbonne 1755 ou Examen de cet axiome: Tout est bien. Früher, als Schüler Pope's, als geistreiches Weltkind, war er Optimist gewesen; nun empfand er plötzlich, daß jenes Wort, Alles ist gut, im absoluten Sinne genommen, ein Hohn auf die Schmerzen unseres Lebens sei, indem er diesem Geständnis seiner Vorrede hinzufügt, noch kein Philosoph habe den Ursprung des Übels in der Welt zu erklären verstanden. Da lesen wir

Ou l'homme est né coupable, et Dieu punit sa race,
Ou ce maître absolu de l'être et de l'espace,
Sans pitié, sans courroux, tranquil, indifférent,
De ses premiers degrés, suit l'éternel torrent;
Ou la matière informe, à son maître rebelle,
Porte en soi des défauts *nécessaires* comme elle;

Ou bien Dieu nous éprouve, et ce séjour mortel
N'est qu'un passage étroit vers un monde éternel.
Nous essuyons ici des douleurs passagères:
Le trépas est un bien qui finit nos misères.
Mais quand nous sortirons de ce passage affreux,
Qui de nous prétendra mériter d'être heureux.
Quelque parti qu 'on prenne, on doit frémir, sans doute.
Il n'est rien qu'on connaisse, et rien qu'on redoute.
La nature est muette, on l'interroge en vain;
On a besoin d'un Dieu qui parle au genre humain.
Il n'appartient qu'à lui d'expliquer son ouvrage,
De consoler le faible, et d'éclairer le sage.
L'homme, au doute, à l'erreur abandonné sans lui,
Cherche en vain des roseaux qui lui servent d'appui.
Leibnitz ne m'apprend point par quels noeuds invisibles,
Dans le mieux ordonné des univers possibles
Un désordre éternel, un chaos de malheurs,
Mèle à nos vains plaisirs de réelles douleurs,
Ni pourquoi l'innocent ainsi que le coupable,
Subit également ce mal inévitable.
Je ne conçois plus comment tout serait bien:
Je suis comme un docteur: hélas, je ne sais rien!

Doch diese Zweifel schaden nicht dem Manne der That, dem großen Kämpfer, dem leidenschaftlichen Weltmann und cynischen Epikuräer, welcher immer wieder die Hoffnung hegte:

Un jour tout sera bien, voilà notre espérance
Tout est bien aujourd'hui, voilà l'illusion!

Die Welt ist zwar ein Rätsel, aber der Mensch ist zur Thätigkeit, zum Genusse geboren. Unermüdliche Kampflust und der heitere Genuß eines reichen Daseins verscheuchten rasch wieder die grausame Stimmung, in welcher sein berühmter Candide entstand, diese grausamste Verhöhnung des Optimismus in einer Novelle, deren Ausgang so platt wie das Leben. —

Nur einer früh erworbenen Ueberzeugung blieb Voltaire unerschütterlich treu: er bestritt, sofort nach seiner Rückkunft von England, die Cartesianer mit ihrer Lehre von den angeborenen Ideen, als strenger Schüler Locke's, welcher die sinnliche Erfahrung als die Quelle der Erkenntnis betrachtet. Uebrigens blieb er auch hier auf halbem Wege stehen, während Condillac die weiteste Konsequenz zog und bis ins 19. Jahrhundert zählte: ich nenne nur den Sensualisten Stendhal und Taine. In seiner Jugend glaubte er an den freien Willen

und bekämpfte die Ansicht Friedrichs des Großen, welcher jede Willensfreiheit leugnete. In seinen späteren Jahren gelangte er mit den Materialisten dahin, die Seele einfach als Erzeugnis, als allgemeine Funktion des menschlichen Körpers zu betrachten. Jenes Schlagwort der Materialisten: „Der Mensch ist, was er ißt", gab ihm mannigfache Gelegenheit zu geistreichen Scherzen; aber im Grunde paßte diese Ansicht nicht in die Weltanschauung eines großen Herrn. Als vorwiegend praktischer Mann, der selbst in seiner Jugend durch die bestehenden Verhältnisse gelitten hatte, liebte er die Gerechtigkeit, an deren Walten hier auf Erden er, trotz aller augenscheinlichen Gegenbeweise, fest glaubte, und so steht er auch nicht an, die Unsterblichkeit der Seele anzunehmen, damit sein gerechter Gott — denn Gott muß ja gerecht sein! — Gelegenheit erhalte, die endliche Gerechtigkeit auszuüben und die Harmonie dieser Welt des Uebels zu vollenden. Ein Denker um des Denkens willen hätte sich nie mit diesem Ausweg begnügt. An allgemeinen Wahrheiten und geistreichen Aussprüchen über die menschliche Seele fehlt es natürlicherweise bei dem Erben des klassischen Geistes nicht. Der Mann, welcher den reizenden Ausspruch gethan:

La politesse est à l'esprit,
Ce que la grâce est au visage,

hat einen besonders scharfen Blick für die gemeine Seite der menschlichen Natur. Aus den furchtbaren Kämpfen, welche viele Denker durchmachen, wenn sie das Gebiet der Freiheit und Notwendigkeit berühren, ging der lebenssprühende Mann lachend hervor, als höchster Vergötterer der Vernunft, welche die Menschen endlich doch zu einem würdigen Leben führen muß. —

Voltaire besaß keine richtige Ansicht von der natürlichen Verschiedenheit der Völker, obwohl er den Ausspruch gethan: „Drei Dinge beeinflussen fortwährend den menschlichen Geist: das Klima, die Regierung, die Religion." Sein Versuch über die Sitten gehört zu seinen besten Werken. — Als Politiker betrachtet sieht Voltaire neben Montesquieu und Rousseau ärmlich genug aus, obwohl es nicht an höchst geistreichen Gedanken über Regierende und Regierte in seinen Schriften fehlt. Ueberall, wo sein Blick auf wirkliche Verhältnisse, auf Einzel-

heiten des menschlichen Lebens fällt, findet er Anlaß, ausgezeichnete, ja, tiefe Bemerkungen zu machen. Als Bewunderer der englischen Konstitution, deren Wirkungen er beobachtet hatte, ohne ihre Natur zu ergründen, mochte er, wie fast alle seine aufgeklärten Zeitgenossen, die Einführung derselben in Frankreich wünschen. Aber an die Art und Weise dieser höchst schwierigen Verpflanzung, an die historischen Verhältnisse seines Vaterlandes, an die politische Unmündigkeit seiner Nation dachte er nur zuweilen. Er war im Grunde seines Herzens, wenigstens bis in sein späteres Alter, monarchisch gesinnt, wie sich das für einen Grandseigneur, Großgrundbesitzer und Rentner, welcher überdies das Jahrhundert Ludwigs XIV. bewunderte, wohl schickte. Es ist wahrscheinlich, daß er nie so recht den „Geist der Gesetze“ des Präsidenten Montesquieu, noch den „Gesellschaftsvertrag“ seines Gegners Rousseau verstanden hat. Die höchste Erscheinung des Jahrhunderts als Staatsmann, Friedrich der Große, den er wohl hie und da nörgelnd einen Despoten nannte, war wohl im Allgemeinen sein Ideal eines Herrschers, zumal auch der Preußenkönig, gleich ihm, die Toleranz empfahl und übte. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens war er nicht weit vom Republikaner entfernt. „Eine willkürlich regierte Gesellschaft gleicht vollkommen einer Rinderherde, die zum Dienst des Herrn ins Joch gespannt wird. Er nährt sie nur, damit sie ihm diene; er pflegt sie nur in ihrer Krankheit, damit sie gesund und ihm nützlich sei; er nährt sie, um sich von ihrem Fleisch zu sättigen, und er benützt die Haut der einen, um die anderen an den Pflug zu schirren.“ Worin besteht die Freiheit? Nur in der Abhängigkeit vom Gesetz. Dieser Satz aus einem Kapitel über die öffentliche Verwaltung hat eine andere Bedeutung in einem Lande, wo der König durch eine Lettre de cachet über jeden Unterthan verfügen kann, als in einem modernen Staate, welcher die Gesetze im Interesse einer Klasse oder eines Hauses gibt. — Es darf nicht wunder nehmen, daß der große Schriftsteller nicht die Gleichheit liebte. Ihm, dem ausgesprochenen, gewordenen Aristokraten erscheint es nützlich, ja notwendig, daß die Gesellschaft in verschiedene Kasten geteilt sei; er hegte nie die Schwärmereien der zeitgenössischen Schöngeister für das niedere Volk, das jene nie gesehen, das er aber, als Großgrundbesitzer, wohl kannte, und und auch gelegentlich mit Abneigung betrachtete. Wer seine Ohren

hat, mag die Klugheit des nüchternen Mannes aus der folgenden Stelle heraus hören: „Man kann keine Republik auf die Tugend gründen, sondern nur auf den Ehrgeiz des einzelnen Bürgers, welcher den Ehrgeiz der anderen in Schranken hält, ferner auf den Stolz, der den Stolz unterdrückt, auf das Verlangen zu herrschen, welches die Herrschaft keines andern erduldet. Daher rühren die Gesetze, welche die Gleichheit bewahren, insofern es möglich ist. Die Gesellschaft gleicht einem Mahl, dessen Gäste mit gleichem Appetit an derselben Tafel speisen, bis endlich ein kräftigerer und geringerer Mann kommt, der alles für sich nimmt und den anderen blos die Brosamen läßt." — Voltaire hat die Revolution vorhergesagt. Man kennt sein Wort: Ah, meine Kinder, welch schöne Revolution steht Euch bevor!" Ein Ausspruch, welcher dem lebensfreudigen Herzen eines Mannes entsprang, der mit Stolz auf ein reiches Leben zurückblickte und nie an dem Vorrang, der Größe und der Entwicklungsfähigkeit seines Volkes zweifelte, obwohl er ihm, als Spötter und vielgehaßter Mann, zuweilen bittere Wahrheiten sagte, wie sein beißender Ausdruck „Tigeraffe" beweist. Man braucht nur die Lieblingsworte des Patriarchen anzuführen, um seine politischen Tendenzen zu kennen und seine Wirksamkeit bei dem Volke zu begreifen, das sich nie von einer gewissen Vorliebe für allgemeine Begriffe frei machen konnte: Philosophie, Vernunft, Gerechtigkeit, Toleranz, Vernichtung des Fanatismus waren und blieben die allgemeinen Ideale, für die Voltaire kämpfte, und mit denen man später die Schreckensherrschaft beschönigte. — Voltaire war des festen Glaubens, daß er die Kirche vernichten könne, und so darf es nicht wunder nehmen, daß er dem Präsidenten Herault, der ihm bedeutete, er werde das Christentum nicht zerstören, zur Antwort gab: „Wir werden sehen! Warum sollte ein Mensch nicht ein System zerstören können, das von schlauen Politikern erfunden und von fanatischen Priestern mißbraucht wurde?" Hier liegt der Irrtum des Mannes mit dem raschen, aber unhistorischen Blick. Es ist natürlich, daß jede Kulturmacht mit der Zeit lächerlich wird, besonders, wenn sie in den gleichen Schranken fortwirkt, während rund umher ein ganz verändertes Leben seine Tempel und Häuser baut. Und wie konnte Voltaire, dem zu gewissen Zeiten nichts heilig war, eine Gemeinschaft von Männern achten, deren vornehmste Glieder von dem Schweiße des Volkes lebten

und zu jeder Zeit die Tyrannei der Gewalthaber rechtfertigten, wenn es ihr eigener Nutzen erheischte? Wie konnte er verehrend zu den großen Herren aufblicken, die nichts für die Menschheit thaten, sondern auf ihren Herrensitzen und Bischofsstühlen ein Leben führten, das selbst das nachsichtigste Zeitalter zur lebhaftesten Mißbilligung veranlaßte? Moderne Geister, feinsinnige Verfallszeitler und glückesmüde Skeptiker, welche jede Religion nur als einen mehr oder minder gelungenen Versuch ansehen, sich mit den unbegriffenen Mächten abzufinden, — und diese gleichgiltigen Geister sind gar nicht selten in unserem Jahrhundert, mit dem deutschen Begriff des Werdens — schauen mit mitleidiger Verachtung auf die Kirche, der jenes berühmte écrasez l'infâme! gegolten. Von dem Werden des Christentums, von der Entstehung des Dogmas, von der litterarischen Bedeutung der Bibel, deren erotische Stellen er frei belachte, konnte der Lateiner mit dem engen Geschmack, welcher die Dinge abgrenzt, ehe er sie abschätzt, keine Ahnung haben. Und welchen Stoff zu unerschöpflicher Komik besaß Voltaire in der Kirche, die, als kluge Beherrscherin der südlichen Nationen, so viele Quadersteine alter Kultur benutzt hatte, um ihren großartigen Bau auszuführen! Voltaire stand der Kirche im heidnischen Sinne gegenüber, das Wort im Sinne Goethes genommen. Wer die Vernunft vergöttert, muß die Religion der Liebe, der Abtötung, der Furcht ablehnen, zumal wenn er, als Mann mit scharfen Augen für das Zeitliche, ihren schädlichen Einfluß erkannt hat und täglich mit ansehen muß. Wie sehr jedoch Voltaire Duldung übte, beweist die Aufnahme des Jesuitenpaters Adam in Ferney, der es verstand beim Schachspiel zu verlieren und die Witze des quecksilbernen Greises mit christlicher Demut über sich ergehen ließ.

Wie schon erwähnt, wurde Voltaire von seinen Zeitgenossen vor allem als Dichter geschätzt, ja den großen beigesellt. Das 19. Jahrhundert, welches gelernt hat, was eigentlich Poesie ist, scheint hingegen geneigt zu sein, ihm den Titel eines Poeten gänzlich abzusprechen. Wenn bezaubernde Leichtigkeit des Versbaues, allgemeine Beherrschung der Sprache, ein fein gebildetes Ohr, Verstand, Geist, Beredsamkeit, Witz und Grazie bis in die Frechheit einen Dichter machen können, so ist Voltaire ein Dichter. Aber ihm mangeln wichtigere Eigenschaften: schöpferische Phantasie, starke Einbildungskraft, Leidenschaft, Natur-

gefühl, Sinn für die individuelle Menschheit, geniale Kindlichkeit, die geheimnisvolle Kraft der Ahnung, die künstlerische Psychologie, kurz alles, was wir Neuern von einem Dichter verlangen. Seine kleinen Gelegenheitsgedichte, die allein den Mann von Welt in Scene setzen, seine Episteln und Lehrgedichte, die schändliche, zuweilen recht langweilige Pucelle nicht zu vergessen, weisen ihm allein einen Platz an neben Horaz, Pope, Boileau, in einer Gesellschaft, welche bei Verehrern der Schönheit eine gelinde Verachtung erfährt. Voltaire reimt schlecht. Seine Verse sind oft nur zierliche Prosa:

Si j'étais roi, je voudrais être juste
Dans le repos maintenir mes sujets
Et tous les jours de mon empire auguste
Seraient marqués par de nouveaux bienfaits. (Pucelle IV.)

Im Grunde seines Herzens betrachtete er, gleich vielen seiner Zeitgenossen, die Poesie als „ein Vergnügen, das uns nützlicher Beschäftigung nicht entziehen darf." Uns erscheint die „Henriade" fast ebenso langweilig wie der Messias unseres Klopstocks. Geistig unfrei vor dem Kunstrichter Boileau, welcher allerdings die Bibel verstand, glaubte der gewandte Versifex ein großer Neuerer zu sein, wenn er mit Fontenelle die heidnischen Götter zu altmodisch fand, und, um das Wunderbare nicht zu entbehren, andere Wesen, images spirituelles, schuf, indem er Hunger, Pest, Krieg einfach allegorisierte, was den Zeitgenossen Bewunderung abzwang. Die vornehmen Leser des jungen Dichters hatten allen Begriff von echter Poesie verloren; sie achteten ein Gedicht seines Inhalts an geistreichen Sentenzen, seiner feinen Wendungen und witzigen Pointen willen. Der französische Geschmack, von dem man immer und überall in Europa sprach, war im Laufe der Zeit arm, blutlos, ausschließlich geworden. Man verzieh selbst dem zärtlichen sanften Racine seine sogenannten Kühnheiten nicht mehr, von dem männlichen Corneille, welcher zu Männern gesprochen, für Männer gedichtet hatte, gar nicht zu reden. Voltaire blieb der feingebildete Hofnarr des Litteratenvolkes, sowie aller phantasielosen Leute, die des Offenbarers Rousseau harrten. Das Verhältnis Voltaires zum größten Dichter, Shakespeare, dem „betrunkenen Barbaren", ist berühmt und allmählich berüchtigt geworden. Als Dramatiker stand Voltaire auf dem Standpunkt des großen Jahrhunderts. Während aber

Racine die allgemeinen Leidenschaften in allgemeiner Weise gezeichnet und ein Bild der monarchischen Gesellschaft am Hofe des Sonnenkönigs geschaffen hatte, benutzt Voltaire, allzeit Kämpfer und Parteimann, die Tragödie als Instrument des Kampfes gegen Tyrannen, Pfaffen und alle Mißbräuche. Er glaubt an die drei Einheiten und tadelt Corneille, der sich zu viele Freiheiten herausgenommen hatte. Von der Wirksamkeit des Theaters hatte er, gleich Schiller, eine hohe Ansicht: er betrachtete es gleichsam als eine moralische Anstalt, was allein schon auf seine Poesie schließen läßt. Obwohl der beschränkte Romane sich von Shakespeare abgestoßen fühlte, wurde er doch von ihm beeinflußt und in mancher Hinsicht ein Neuerer auf der französischen Bühne: er brachte es dahin, daß die vornehmen Zuschauer, welche, nach altem Brauch, bis in die Coulissen hinein saßen, die Scene freigeben mußten; er führte neue Stoffe ein, indem er Türken, Orientalen, Engländer auftreten ließ. Freilich waren diese Gestalten durchaus Franzosen, wie die Helden Racines, Prinzen von Geblüt, oder schönrednerische Edelleute. Die unübertrefflichen Vorzüge der Dichtungen des großen Briten, seine unerbittliche Lebenswahrheit, die Tiefe seiner Weltanschauung, die germanischen Contraste seiner Composition, die lyrische Laune und Fülle seines Ausdrucks, die nackte Sprache der Leidenschaft mußten dem Vertreter der greisenhaftesten Civilisation aufs höchste mißfallen. Hier stand, zum ersten Mal, der reinste Franzose dem reinsten Germanen gegenüber. Zwei Civilisationen, die einfachste Künstlichkeit und der überschäumendste Naturalismus. Voltaire war kein geborner Dramatiker, sondern, wie man nicht genug betonen kann, der Typus des verstandesklaren Litteraten, ein Produkt der Kultur, nicht der Natur, wie der göttliche Brite. Zwar, als kluger Mann sah er ein, daß doch manches in den ungeheuren Werken des Engländers zu lernen war, vor allem eine kraftvollere Behandlung der Volksscenen, und so läßt sich denn auch der Einfluß Shakespeares in seinen Stücken gar wohl nachweisen. Die nackte Leidenschaft konnte er als Dichter der guten Gesellschaft allerdings nicht auf die Bühne bringen. Aus dem schwarzen Condottiere Othello, den die aristokratische Tochter des meerbeherrschenden Venedigs liebt, wird in Zaire ein glänzender erster Liebhaber, ein feiner Kavalier, der in geistreichen Sentenzen spricht. Dichter, die nur für ihre Zeit geschrieben und

das allgemeine Menschliche nur als bequemen Stoff betrachten, um ein Bild hassenswerter Zustände zu zeigen, verfallen rasch dem Tode, wenn erst andere Zeiten heraufgezogen. So ist denn Voltaires Theater auch in Frankreich vollständig veraltet. Als Dichter war er, wie schon erwähnt, Meister im kleinen Epigramm, in der trockenen Satire, in der Epistel und im Lehrgedicht. Voltaire ist ein großer Meister der französischen Prosa. Sein Stil fällt nicht durch Originalität auf. Es ist nicht der Stil eines Künstlers, er ist vor allem unrhetorisch, und nur der unausrottbare Hang der Franzosen für pomphafte Deklamation bewirkte, daß die geschmiedete Sprache Rousseaus siegreich blieb. Er ist von klassischer Einfachheit, ungezwungenster Eleganz, von Schärfe des Ausdrucks, köstlich maßvoll klar und rein und geschmeidig wie eine Degenklinge. Auch Goethes Prosa ist schön und einfach, aber sonst welch' ein Unterschied! Goethe, der sich in den venetianischen Epigrammen (29) rühmt:

Nur ein einzig Talent bracht ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst",

liebt ebenfalls die feine Zierlichkeit, die schöne Rundung des Satzes, und wenn der Charakter der Deutschen einen gewissen Ernst und schwerfällige Würde als wesentliche Züge aufweist, so ist Goethes Stil der deutscheste Stil. Der Weise liebt diese sorgfältig abgerundeten Perioden, diese klare Behaglichkeit und Fülle des Ausdrucks, diese weltmännische Freude an schönen Wortbildungen, welche sich gern reden hört und später geziert und steifleinen wird. Auch die Goethe'sche Prosa ist eine Tochter des 18. Jahrhunderts, klar, majestätisch, klassisch, ohne die springende Laune und pittoreske Nervosität unserer Modernen. Durch Voltaire wurde die französische Sprache zur großen Edelfrau, die keinen Augenblick vergißt, was sie ihrem Range schuldet und bei jeder Gelegenheit den reinen Ausdruck der Natur durch vollendete Kunst zu finden scheint, aber auch mit dem sans gêne der großen Dame Dinge zu erörtern wagt, die andere kaum berühren dürfen. Wenn immer die französische Sprache, welche heute, vom Standpunkt der gallischen Ueberlieferung aus betrachtet, in köstliche Corruption versinkt, sich verjüngen will, muß sie zu Voltaire zurückkehren. Der Zauber seiner kunstlosen einfachen Form ist denn auch die Ursache, daß noch heute seine „Geschichte Karls XII. von Schweden", ein geschickt ge-

machter Roman, sowie sein „Jahrhundert Ludwigs XIV.“ gelesen werden. Im Geiste des Greises dämmerte die dunkle Ahnung auf, die ganze Weltgeschichte sei wohl erst zu schreiben. Er selbst gab überall Anregungen. Voltaires Romane sind keine Romane in unserem Sinne, sondern Tendenzschriften, oft auch Pamphlete in Novellenform. Hier, in diesen witzigen Erzählungen, erlangt die Sprache ihre ganze Leichtigkeit und Grazie: sie fliegt, springt, tanzt zu den Gebärden der Marionetten, die der grinsende Autor vor den Augen der geistliebenden Zuschauer Capriolen schlagen läßt. Voltaire sieht nie den ganzen Menschen, sondern nur dessen geistigen Zustand, und sein Verstand ist der Harlekin, welcher sehr oft und gern auf die unanständigen Possen der Menschlein hindeutet und damit komische Wirkungen erzielt. Die Personen sind lediglich um der Situationen willen da, und diese, damit der spöttische Satyr seine beißenden Bemerkungen gegen die Philosophie, die Kirche, die ganze Welt anbringen kann. Voltaire sieht nicht seine Gestalten; er konstruirt sie; alle, welches Kostüm sie auch tragen mögen, sprechen seine eigenste Sprache. In „Candide“, dieser berühmtesten seiner Erzählungen, genießen wir einen Carneval von Situationen und Abenteuern, die alle des Beweises wegen erfunden sind und, anstatt des Lebens, Geist über das Leben bieten. Die Summe der Voltaireschen Weltanschauung wird in dem berühmten Wort gezogen, mit welchem der Hofmeister Pangloß, welcher an die beste der Welten glaubt und seinen arg mitgenommenen Schüler tröstet: „Il faut cultiver son jardin“, d. h. sich mit dem Wissen begnügen, daß wir über gewisse Dinge nichts wissen können, heiter sein, spotten, wo sich die Gelegenheit findet, seine Feinde hassen und möglichst viel arbeiten; denn die Arbeit befreit uns von drei großen Uebeln: von der Langeweile, vom Laster und von der Not. Voltaire kam immer wieder auf den Segen der Arbeit zurück:

Und: Travailler est le lot et l'honneur d'un mortel
Dieu serait malheureux s'il n'avait rien á faire.

Der Patriarch war ein Edelmann des Geistes: es ist die Aufgabe des Aristokraten, ohne verletzende Originalität den Geist des Tages zu erfassen, als ein Mensch, der immer wieder ein anderes Fest auf dieser Erde zubereitet findet. Eine müßige Aristokratie ist auf den Genuß angewiesen; im Bann schöner

Formen, deren Zwang sie nicht mehr fühlt, muß sie jede übergroße Originalität ablehnen. Die großen Dichter aber müssen Geistesaristokraten und Plebejer zu gleicher Zeit sein und ihnen wird Voltaire als Mittelmäßigkeit erscheinen, da sie keiner Partei angehören dürfen. Es gab noch lange nach Voltaire, bis in unser Jahrhundert herein, Voltaireaner, vor allem unter dem zurückgekehrten Emigrantenadel, der dem Kämpfer grollen mußte, aber dennoch als wohlgelungener Affe seines Geistes umherlief, spöttelte, witzelte, heiter und cynisch, aller tiefen Ehrfurcht unfähig. Im 19. Jahrhundert wurde das gebildete Bürgertum Erbe des voltaireschen Geistes, qui sert à tout et ne suffit á rien". Die Romantiker bekämpften den Spötter als den Antidichter, als den Gott des liberalen Bürgertums, welche der Bewegung von anno 30 feindselig gegenüberstand. Victor Hugo, der nie ein Denker war, betete die Anschuldigungen der Geistlichkeit nach, indem er dem Patriarchen die Schuld am sittlichen Verfall vieler gab, in einem Gedichte: Regard jeté dans une mansarde, worin es heißt:

Voltaire regnait alors, ce singe de génie,
Chez l'homme en mission par le diable envoyé.

Das Kind des Jahrhunderts, Alfred de Musset, der in seiner vollen Reife zum Geist des 18. Jahrhunderts zurückkehrte, schrieb in seinem „Rolla" jene berühmte Apostrophe, welche so gerne von Landgeistlichen citirt wird:

Dors-tu content, Voltaire, et ton hideux sourire
Voltige-t-il encor sur tes os décharnés?

Die Romantiker, die, ohne große Denker zu sein, an ihrer bürgerlichen Umgebung nörgelten, bedurften eines Sündenbocks, dem sie die Schuld an der Herrschaft einer poesielosen Zeit aufbürden konnten, und dieser Mann war Voltaire, den man überall fand, wo die Trümmer der Vergangenheit ins neue Leben herein ragten. Der geniale Reaktionär Graf Josef de Maistre betrachtet Voltaire als Instrument der Vorsehung, als einzigen Mann, welchem die Hölle ihre Macht übergeben. Und dies ist auch heute noch die Ansicht vieler Frommer. Die reinen Voltaireaner werden immer seltener. Große Dichter leiden im allgemeinen an ihrer Zeit. Voltaire war ein gesunder Mensch, welcher die schwere Kunst verstand, sich zu beschränken, sich heiter zu widersprechen, sich mit dem Erreichbaren zu begnügen: er,

der vollkommene Verstandesmensch, hat kein angekränktes Fleckchen der Seele, keine dunkle unberechenbare Phantasie, deren königliche Flüge uns entzücken. Die Männer einer Uebergangszeit, — andere sagen Verfallszeit —, schauen mit einer Art Mitleid auf das Geistesleben Voltaires. Sie haben Unrecht. Gerade Leuten wie Carlyle steht es schlecht an, den Kämpfer seiner Zeit, den Herold seiner Epoche gering zu achten. Nicht allein das Dichten ist ein Uebermut, sondern auch das bewußte Verschwenden eines schönen reichen Erbes, das man nicht besser wünscht, weil der Geist lieber die in Vergangenheit, als in eine ungewisse Zukunft blickt. Der Geist, verschieden vom Witz, wird in unseren Tagen nicht so hoch geachtet, wie in einer aristokratischen Kultur. Gefühl kann auch der Plebejer haben, — die Männer dieses Jahrhunderts sind alle geistige Plebejer, — aber nicht jenen heitern Geist, der in keine düstere Jugend zurückblicken darf, um das Freche, Springende, Uebermütige zu bewahren. Unsere Zeit will durch die Kunst schauen, Voltaire suchte Erkenntnis. Die guten Manieren des Geistes, der rasche freie, stolze Blick, die edle Biegsamkeit und Schmiegsamkeit, die Fähigkeit, in einem geistvollen Worte eine ganze Welt von Erfahrung zu genießen, muß erst wieder erworben werden. Im Vergleich zu Goethe, der mit ruhigem Blicke den Zusammenhang der Dinge überschaut, erscheint Voltaire, dem sie immer nur als Gegenstände einer beschränkten Kultur auf bekanntem Hintergrunde vorkamen, als großer Possenreißer. In der guten Gesellschaft werden keine lächerlichen Menschen geduldet, wenn sie nicht das Leben erheitern; lächerlichen Meinungen hingegen kann man schwerer die Thüre weisen. Der unvergleichliche Blick für die Lächerlichkeit der Meinungen ertötete aber auch jede Ehrfurcht vor dem Menschlichen; die allgemeine Frechheit ist immer ein Kennzeichen alter Zeiten, die das Relative der Zustände erkannt haben. Sie verträgt sich recht gut mit der Scheu vor der öffentlichen Meinung, besonders wenn diese einen kleinen, aber gewählten Kreis tyrannisch beherrscht. Frankreich brauchte sehr lange, um mit Voltaire fertig zu werden. Ist es überhaupt mit ihm fertig geworden? Die Geistesgrößen dieser Zeit haben keinen Grund, sich zu ihm hinzuwenden. Er ist ein historischer Typus, eine Thatsache, mit der man fertig werden muß und fertig werden kann. Er läßt nie jene furchtbaren Hintergründe ahnen, die wir bei den größten modernen Werken

als ungeheure Perspektive fordern; er drückt nur das Gewordene, das Crystallisierte aus. Es fehlt auch seinen liebenswürdigsten Werken jene liebevolle Betrachtung aus der Höhe, die uns mit wehmütigem Stolze erfüllt. Sein Lachen ist frei, aber es macht nicht immer frei; uns klingt es außerdem zu fein. Seine höchst beneidenswerte Sicherheit, welche ein alter mehr oder minder ehrwürdiger Besitz im Leben verleiht, ist für die meisten modernen Menschen dahin, wie auch die lebendige Jugendlichkeit des Geistes, welche die Last zahlloser nationalen Erfahrungen mit spielender Leichtigkeit, mit schwellender Kraft trägt. Ja, Voltaire war jung, besonders wenn man ihn mit den geistreichen Menschen der Ueberkultur vergleicht, welche auch den Glauben an den glückessicheren Skepticismus zerstört. Geist ist Glück, das kräftige Väter schon bezahlen mußten; weil er sich frei wähnt, glaubt er die Natur verachten zu können. Viele Arten des historischen Lachens sind im großen Abgrund der Zeiten zerschellt, mit Göttern und Menschen, die beim triumphierenden Gelächter sich selbst als gerechte Richter des Lebens empfunden haben. Die Nachwelt hört noch das feine Klingen herüberdringen; aber sie wendet sich ab: nichts ist wechselnder, als das Lachen der Menschen, die am ungeheueren Werden einer Zeit leiden und sich vielleicht des Schmerzes rühmen. Und von den höchsten Dingen prallt die Flut des Lachens ab wie müder Schaum. — Voltaire besaß die glückliche Frechheit des Geistes, der die dämmernden Gefilde aller Zeiten durchstreicht und nichts verschont, weder Götter noch Menschen. Er kannte nicht jenes Gefühl poetischer Naturen, die sich vor allen Trümmern der eigenen Vergänglichkeit bewußt sind und dies wehmütige Gefühl als neuen Anreiz zum Leben auskosten. Wer selbst Ruinen schafft, kann nicht jene „moderne Melancholie der Ruinen" kennen. Es gibt ein zweifaches Alter bedeutender Civilisationen: Das eine ist fähig, die Barbaren, welche aus der Tiefe des eigenen Volkes aufsteigen, zu überwinden, indem es sie zu zufriedenen Erben der reichen Schätze heranbildet, die überall zerstreut umherliegen; das andere ist der langsame Verfall, der Ueberreichtum an Geist, die langsame Fäulnis der Phantasie, der absterbende Wille, das glückesmüde Sehnen nach Reizmitteln des übersättigten Lebens. Der französische Geist, als dessen Fürst Voltaire schimmernde Feste gab, war alt, aber kräftig genug, um die Barbaren auf die lachende Höhe des

freien Lebens zu locken: Gallisch durch und durch, d. h. ohne Ehrfurcht vor der Natur, boshaft im anmutigen Enthüllen der gemeinen Seiten des Menschen, als Erbe der römischen Kultur, besaß er dennoch Kraft genug zum Glauben: wir finden bei Voltaire die Anfänge des Glaubens an die moderne Wissenschaft, jenes gemischte Gefühl, welches dem glaubenslosen Menschen das Bedürfnis anbetender Verehrung stillt. Denn der Mensch ist ein anbetendes Tier, welches mit Entzücken wahrnimmt, daß man auch eine Geistesrichtung vergöttern kann. Voltaire war der letzte große Mann, in dem das gallische Wesen rein zum Ausdruck kam. Wenn der schöne Mensch als der höchste Ausdruck der Natur erscheint, so ist der geistreiche Mensch das notwendige Produkt der Civilisation. Der Geist ist nicht wählerisch, er verschmäht nicht das Gemeine, wenn es gilt seine Macht zu zeigen. Er weiß, wie teuer seine spottende Freiheit bezahlt werden mußte. Wer Geist genug hat, kann sich selbst richten und verdammen, wie die Glücklichen des ancien régime, als der aristokratische Barbier Figaro seine berühmten Tiraden improvisierte. Wer da fragt: hat Voltaire den Menschen besser und weiser und schöner gemacht? hat er sie leben und sterben gelehrt? hat er neue Wahrheiten gefunden, welche Lebensfülle spenden, indem sie zur Aufopferung begeistern —, der muß diesen größten Schalk unter allen Verschwendern bald hochachten, bald geringschätzen. Doch solche Fragen hindern das Verständnis einer Natur, die so sicher auf den Schätzen einer alten Kultur ruhte und alle einlud, zu genießen, zu lachen, frei und glücklich zu sein.

Alles in allem genommen würdigt die Inschrift auf der Statue Voltaires von Houdon die Verdienste des Mannes in würdigster Weise, indem sie seine allgemeine Thätigkeit betont: „Als Dichter, Geschichtsschreiber, Philosoph erweiterte er das Gebiet des menschlichen Geistes und lehrte ihn frei zu sein. Er verteidigte Calas, Sirven, Delabarre, Montbailli; er bekämpfte die Atheisten und Fanatiker; er flößte Toleranz ein; er forderte die Menschenrechte, angesichts der Knechtschaft und der Feudalität.“

Jean-Jaques Rousseau.

Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae.

Seneca.

Man denke sich einen Salon des 18. Jahrhunderts, in dem der Geist Voltaires herrscht, lacht, witzelt, spottet, jener Geist ohne Tiefe, aber mit der liebenswürdigsten Grazie eines engen, aber durchaus heiteren Horizontes alle Dinge berührend und die formsicheren Besucher entzückend: Abbés, vornehme Damen, große, müßiggängerische Herren, Litteraten und sogenannte Poeten. In diesen Salon tritt ein grober und doch empfindsamer Plebejer, ein starker, ja gewaltiger Geist, ohne den feinen Takt und das ungebrochene Selbstbewußtsein, die den Menschen dieses lichten Raumes zur zweiten Natur geworden; ein Plebejer, mit der geheimen Auflehnung gegen diese glücklichen Leute, die es so gut verstehen, in heiter vergeßlicher Weise von allen geistigen Genüssen nur den Schaum zu nippen; ein Mann, der diese feine, freie Gesellschaft in dem lachenden, schönheitsstrahlenden Rahmen altererbten Besitzes verachtet, obgleich er sich durch die Hälfte seiner Instinkte und seines Geistes zu ihnen gezogen fühlt: und man vergegenwärtige sich den Eindruck, den er auf diese kleine Welt ausüben muß. Diese vornehmen, gepuderten, schwatzenden Leute werden Gelegenheit finden, in herablassender Weise zu bemerken, daß der Eindringling eigentlich nicht in diesen Raum gehöre; so gut wie der grollende Plebejer, der wohl nicht zu lange verweilen wird, fühlt, wie jeder Anblick sein ganzes Wesen, seine ganze Vergangenheit beleidigt, mögen auch, nachdem er einmal gesprochen, die wohlerzogenen Leute der guten Gesellschaft in ihm einen Fürsten des Geistes erkennen, ihn hätscheln, verwöhnen, ihn als den Propheten jener Zukunft betrachten, welche sie Alle ahnen, wünschen, erhoffen, weil das lachende Fest des Geistes auf die Dauer eintönig geworden ist. In einer wirklich aristokratischen Gesellschaft gibt es kein schönes oder unschönes Vor-

drängen der Persönlichkeit: Jeder ehrt in dem Andern den Gleichstehenden, den vornehmen Typus des ersten Standes, in dem der Sinn der Nuancen in hohem Grade geschärft erscheint: ein einziges grobes Wort genügte in der feinsten Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, um einen Mann zu den espèces, den namenlosen Leuten, herabzustoßen. Und nun, nachdem man bei dieser Gesellschaft verweilt, lese man die berühmte Eingangsstelle der „Selbstbekenntnisse" Rousseau's:

„Ich wage ein beispielloses Unternehmen, das keinen Nachahmer finden wird. Ich will Meinesgleichen einen Mann in der ganzen Wahrheit der Natur zeigen, und dieser Mann bin ich. Ich allein. Ich fühle mein Herz, ich kenne die Menschen. Ich bin wie keiner von Denen, die ich gesehen; ich wage zu glauben, wie keiner von Allen, die da leben. Bin ich nicht besser, so bin ich wenigstens ein anderer. Ob die Natur wohl oder übel gethan, die Form zu zerbrechen, in die sie mich geworfen, wird man nur beurteilen können, nachdem man mich gelesen. Erschalle die Posaune des letzten Gerichts wann sie wolle. Mit diesem Buche in der Hand komme ich und stelle mich dem obersten Richter. Laut werd' ich sagen: Das ist's, was ich gethan, was ich gedacht, was ich gewesen. Mit gleichem Freimut habe ich das Gute und das Böse gesagt. Ich habe nichts Schlechtes verschwiegen, nichts Gutes hinzugefügt . . . . ich habe mich gezeigt, wie ich war: verächtlich und gemein, gut und großmütig, und erhaben, wenn immer ich es gewesen: ich habe mein Inneres enthüllt, so wie du es selbst gesehen, Ewiges Wesen. Versammle um mich die unzählige Menge von Meinesgleichen; sie mögen meine Bekenntnisse hören, über meine Unwürdigkeiten seufzen, über mein Elend erröten. Entblöße ein jeder von ihnen ebenfalls sein Herz mit gleicher Aufrichtigkeit vor den Füßen Deines Thrones, und sage er darauf, wenn er es wagt: Ich war besser, als dieser Mann da."

So etwas hätte Voltaire nie geschrieben, von der rhetorischen Form ganz abgesehen, welche der Patriarch zu allen Zeiten verschmähte. Entweder besaß Rousseau keine Ahnung von dem Gefühl des Lächerlichen, und dies zu einer Zeit, da es in Frankreich noch töten konnte, oder er litt an Größenwahn, als er die Posaune des letzten Gerichts erklingen ließ. Uebrigens erhielt diese Einleitung erst in der letzten Fassung den herausfordernden Ton; die erste Niederschrift ist gemäßigter,

vor allem philosophischer: „Niemand kann das Leben eines Menschen beschreiben, als er selbst. Sein inneres Sein, sein wirkliches Leben kennt nur er allein; aber indem er schreibt, verhüllt er; im Roman seiner Lebensbeschreibung macht er seine Apologie . . . Ich stelle Montaigne an die Spitze dieser falschen Aufrichtigen, die täuschen wollen, indem sie die Wahrheit sagen. Er zeigt sich mit seinen Fehlern, aber nur mit den liebenswürdigen: es gibt keinen Menschen, der nicht häßliche besäße. Montaigne gibt ein wahres Bild, aber nur ein Profil. Wer weiß, ob nicht ein Schmiß auf der Backe, oder ein ausgeschlagenes Auge, das er verdeckte, die Physiognomie gänzlich geändert hätte?"

Ueber den Stil seines Unternehmens bemerkt Rousseau: „Ich werde mir keine Mühe geben, ihm einen einheitlichen Ton zu verleihen; ich werde immer den Stil schreiben, der mir zusagt und ihn, gemäß meiner Laune, ohne Skrupel, wechseln; ich werde alles sagen, wie ich es fühle und sehe, ohne gesucht zu sein, ohne Verlegenheit, ohne mich um das Buntscheckige zu kümmern. Indem ich mich zugleich der Erinnerung an den erhaltenen Eindruck und dem gegenwärtigen Gefühl überlasse, schildere ich in doppelter Weise den Zustand meiner Seele; nämlich in dem Augenblick, da ein Ereignis mich betraf, und in dem andern, da ich es erzähle. Mein Stil, ungleich und natürlich, flüchtig und weitschweifig, weise und toll, ernst und heiter, wird selbst ein Teil meiner Geschichte sein."

Hat nun Rousseau das Buch geschrieben, das er schreiben wollte, das einzig wahre, welches es gibt, wie er glaubt? — Nein, tausendmal nein. Diese Selbstbekenntnisse sind, wie so viele Denkwürdigkeiten von größeren oder kleineren Männern, nichts anderes, als ein erstaunliches, höchst kunstreiches Denkmal der Eitelkeit eines kranken Mannes, der stolz genug ist, das Häßlichste zu sagen, weil das wahnsinnige Bewußtsein seiner Größe ihn, trotz allen Schmählichkeiten eines gequälten Lebens, auf die geringeren Sterblichen herabsehen läßt: Ich bin wie kein Anderer, auch im Bösen nicht, denkt der arme Eitelkranke. Diese Bekenntnisse, welche als Kunstwerk hoch über seinen anderen Schriften stehen, sind, im guten und schlimmen Sinne des Wortes, ein Menschheitsbuch und gleichen einer düstern Katakombe, die man mit der Lampe des Psychologen, oder auch des Arztes, durchwandern muß. Für uns Nachge-

borene besteht gar kein Zweifel: Rousseau war krank, als er dieses seltsame Buch schrieb, und das Werk eines kranken Mannes, der sein Leben beschreibt, will anders gelesen werden, als das Werk eines Gesunden. Es sei den Söhnen einer kritischen Epoche, die sich so gerne des teuer bezahlten historischen Sinnes rühmt, erlaubt, mit dem gleichen Argwohn an das Werk heranzutreten, mit dem Rousseau auf die Gesellschaft und seine Freunde blickte, seine Angaben über Herkunft, Entwickelung, Schaffen, Wirken, Charakter unbarmherzig zu analysieren.

Rousseau war kein Franzose von Geburt; wohl aber seine Vorfahren, die aus dem Lande des Allerchristlichsten Königs ihres protestantischen Glaubens wegen geflohen waren, um in der Stadt Calvin's eine Heimat zu suchen. Diese Abstammung von opferfreudigen Hugenotten ist in hohem Grade bedeutsam: der Feuereifer glaubensstarker Ahnen lebt in dem leichtsinnigen, verdorbenen Kinde des achtzehnten Jahrhunderts mit aller Gewalt, aber mit anderen Zielen, auf dem düstersinnlichen Hintergrunde der kranken Seele einer neuen Persönlichkeit wieder auf. Während in Frankreich die glorreiche Regierung des Sonnenkönigs schmachvoll zu Ende ging, um, unter allgemeinem Jubel der gelangweilten vornehmen Welt, der Orgie der Regentschaft Platz zu machen, spielten sich in der Stadt Calvin's lebhafte Verfassungskämpfe ab. Held derselben war der Patrizier Fatio, welcher viele Ansichten vertrat, denen Rousseau später europäische Bedeutung verleihen sollte: Dazu gehört vor allem die Verkündigung der Souveränetät des Volkes, welche auch von den Jesuiten anerkannt wurde. Obwohl Fatio im Gefängnis den Tod erlitt, fanden doch seine Ideen nach verschiedenen Aufständen im Jahre 1738 Verwirklichung: die Bürgerschaft erhielt das Recht der Behördenwahl, der Gesetzgebung und Steuerauflage.

Der Vater Rousseaus, Namens Isaak, war ein geschickter Uhrmacher, seine Mutter eine Pastorstochter und nicht ohne Bildung: sie zeichnete, sang und machte Verse im Geschmacke der Zeit. Die ganze Häuslichkeit des Uhrmachers war durchaus kleinbürgerlich. Es steht fest, daß Rousseau hie und da log, als er seinen Bekenntnissen die kurzen Angaben über seine Familie einfügte. Isaak Rousseau, dem es in der Heimat nicht besonders gut erging, wanderte für eine Zeit aus, wurde Uhr-

macher des Serails in Konstantinopel, kehrte aber, auf Andrängen seiner zurückgebliebenen Frau, wieder nach Genf zurück und der große Schriftsteller wurde, wie er selbst sagt, „die traurige Frucht seiner Rückkehr". Die Mutter starb im Wochenbett. Der Vater war ohne alle Männlichkeit, zärtlich, sentimental, leidenschaftlich, ein Art Lebemann (homme de plaisir) in kleinen Verhältnissen; seine Schwester, die sich später dem Trunke ergab, vertrat Mutterstelle an dem Knaben, der weder in seiner Jugend noch später ein rechtes Familienleben kennen lernte, sowenig wie er eines regelmäßigen Unterrichtes genoß. „Ich fühlte, ehe ich dachte; das ist das gewöhnliche Los der Menschheit. Ich erfuhr es mehr als ein Anderer." Der Vater, welcher, wie man aus den Angaben des schönfärbenden Sohnes ersieht, durchaus unfähig war, einen so reizbaren Knaben zu erziehen, las mit seinem Sprossen leidenschaftlich Romane, bis tief in die Nacht, oft bis zum Morgengrauen: eine gefährliche Lektüre für einen Geist, der, von Natur aus zur Schwärmerei geneigt, früh unfähig wurde, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist. Rousseau selbst bemerkt: „Ich besaß noch keine Idee von den Dingen, als mir schon alle Gefühle bekannt waren." Im Alter von sieben Jahren vertauschte das sonderbare Paar seine Romane mit den Biographien Plutarchs; der begeisterte Knabe wurde Grieche oder Römer, und wenn der leidenschaftliche Bürger von Genf später von der Republik sprach, so dachte er an Rom, Athen, Sparta, wie sie sich in seinem Gehirn spiegelten. Wohl mag man die bescheidene, ja gemeine Umgebung des eindrucksfähigen Knaben als schädlich ansehen: Rousseau selbst empfand, wenn er an seine Jugend dachte, den ganzen Zauber eines kleinen, stillen, behaglichen Lebens, dessen Flecken er nie fühlen lernte; und wir müssen es gestehen, auch wir schauen mit Entzücken in diese kleine Welt, die der Dichter mit dem Rosenschimmer seiner Phantasie umwoben. Ein eigentümliches Licht ruht auf diesen Blättern; der krankhafte Träumer hat, als der erste in der Weltlitteratur, das beschränkte Glück der kleinen Leute mit halbblinder Liebe geschildert, den Blick der überfeinen Menschen in die Tiefe gelenkt und sie der Natur näher gebracht. Heute ist die Schilderung der niederen Klassen in der Litteratur ins Gegentheil umgeschlagen: Die Männer, welche als Litteraten von Rousseau abstammen, erheben sein Feldgeschrei: Natur, um die Häßlichkeit in den Schranken einer

gealterten Civilisation und die Bestialität der Menschen mit hämischem Blicke zu zeigen.

Schon als Knabe liebte Rousseau leidenschaftlich das Land, und das ländliche Leben, (la vie champêtre), blieb immer sein bewußtes, verletzend gefordertes Ideal. Wie bei vielen großartig begabten Knaben, erwachte der Geschlechtsinstinkt in Rousseau sehr frühzeitig und er bespricht dies heikele Thema in seinen Selbstbekenntnissen mit eigentümlicher Offenheit, die jedoch im Ausdruck seltsam verklauseliert ist; ja, er gibt Andeutungen über ein unnatürliches Laster, welches dem Irrenarzte manchen Wink über die Natur seiner offenbaren Krankheit geben mag. Der Apostel der Natur entblößt sich vor dem Leser in den unanständigsten Stellungen, nicht ohne jene geheime Lüsternheit, die dem Manne immer blieb; und man kann sich vorstellen, welch seltsame Wirkung der Proktos des Aristophanes in einer Gesellschaft hervorbringen mußte, die eine reiche erotische Litteratur besaß, aber durch kein obscönes Wort die Stimmung verletzt sehen wollte. Ich zitiere eine Stelle ohne Kommentar (es handelt sich um eine Züchtigung von weiblicher Hand):

„En même temps que mes sens furent allumés, mes dèsirs prirent si bien le change, que, bornés à ce que j'avais éprouvé, ils ne s'avisèrent point de chercher autre chose. Avec un sang brûlant de sensualité presque depuis ma naissance, je me conservai pur de toute souillure jusqu' à l'âge où les tempéraments les plus froids et les plus tardifs se développent. Tourmenté longtemps sans savoir de quoi, je dévorais d'un oeil ardent les belles; mon imagination me les rappelait sans cesse, uniquement pour les mettre en oeuvre à ma mode.“

Für den Psychiater, welcher weiß, daß der Wahnsinn nur zu oft die Folge geschlechtlicher Störung, ist diese Stelle, die übrigens nicht vereinzelt dasteht, von höchster Bedeutung. Der „Mann der Wahrheit“ war jedoch der Meinung, daß ein unnatürliches Laster ihm die reinen Sitten bewahrt habe, die er, von einer bescheidenen Erziehung her, stets besessen. Hier, in dieser seltsamen Betrachtung eines Greises, welcher die Welt bald rosig, bald schwarz sah, begegnen wir dem wohlbekannten Sophisten, dem wir, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, weiter folgen „in das dunkle, schmutzige Labyrinth seiner Bekenntnisse.“

Rousseau besaß, schon als Knabe, wirklich jene Feinfühligkeit, sensibilité, welche ein Anzeichen des Genius sein kann: er war das zarthäutigste Kind, überströmend, scheu, wehrlos vor allen äußeren Eindrücken, und eine seltsame, unregelmäßige Erziehung verschärfte diese passiven Eigenschaften in krankhafter Weise. Eine ungerechte Bestrafung wühlte sein ganzes Wesen auf, ja, die Erinnerung daran empörte noch den alten, hochberühmten Plebejer, der in seinem Leben zuviel des Ungerechten erduldet, um nicht die Gerechtigkeit leidenschaftlich zu lieben. Jedenfalls war das Sinnenleben des Knaben frühzeitig geweckt worden; wir fühlen aus den Geständnissen des alten Satyrs den geheimen Genuß, mit dem er von den kleinen erotischen Abenteuern seiner Jugend plaudert. Ohne etwas gelernt zu haben, war Rousseau sechzehn Jahre alt geworden. Unfähig zum Schreiber, kam er zu einem Kupferstecher in die Lehre, wo eine schlechte Behandlung nachteiligen Einfluß auf das Gefühl des Knaben übte, der schlechten, niedrigen Gesellschaften gleichalteriger Taugenichtse nicht zu vergessen. Eine leidenschaftliche Lesewut ließ ihn, mitten in dieser verderblichen Umgebung, eine innere Welt finden, die ihm, während eines unglücklichen Lebens, zur einzigen Zufluchtsstätte wurde. Er schreibt über seine Jugend: „So erreichte ich mein sechzehntes Jahr, unruhig und unzufrieden mit Allem und mit mir, ohne Geschmack an meinem Stand, ohne das Vergnügen meines Alters, verzehrt von Wünschen, deren Gegenstand mir unbekannt, weinend ohne Ursache zu Thränen, seufzend ohne zu wissen warum; endlich meinen Traumgebilden schmeichelnd, weil ich nichts um mich fand, das ihrer wert schien.“ Von etwas zäher Natur, ließ sich der angehende Jüngling nicht leicht aufhalten, wenn er einmal im Zuge war. Später, als berühmter Mann, bedauerte der Oppositionsdeklamator Rousseau, den einfachen Stand eines Handwerkers nicht gewählt zu haben, weil, wie er meint, seine reiche Phantasie genügt hätte, um auch ein geringes Leben mit dem Glanze des Versagten zu schmücken. Der Träumer bedurfte immer eines Bildes, dessen Reiz den Kontrast seiner jeweiligen düsteren Lebenslage peinlich süß fühlbar machte. Der Charakter des Menschen ist sein Schicksal und es war dem Idyllensucher nicht beschieden, sein Leben als guter Christ, guter Bürger, guter Arbeiter, guter Vater, guter Mensch zu enden.

Den unsicheren Drang vor dem Leben, die Unruhe der Ueberkraft, die Fülle, die sich selbst nicht kennt und in allen Kontrasten wühlt, haben alle großen Geister seit Rousseau gekannt: Einzelne haben sie glorreich überwunden, wie der moderne Mensch und große Lebenskünstler Goethe, welcher, nebst einem kleinen Teilchen Eitelkeit, ein genügend Teil edlen Egoismus besaß; andere blieben krank, wie Rousseau selbst und seine nächsten Söhne, die sich im mühsamen Suchen verzehrten und der Welt ein glänzendes Schauspiel gaben. Rousseau war um die Zeit, da er seine Wanderjahre antrat, ein aufgeweckter und doch träumerischer Jüngling mit hübschem Fuß, feingeformtem Bein, feurigen Augen, belebtem Gesichtsausdruck, zierlichem Mund. Das erste Buch der Bekenntnisse ist nicht das bedeutendste; aber es zeigt schon den ganzen Rousseau: den Träumer, der mit stiller Vergleichung durch das Leben geht, den schmutzigen Sinnenmenschen, den gefühlvollen, stolzen, verlegenen Geist. Sainte—Beuve, welcher solchen mürben, brüchigen Naturen mit lüsternem Verständnis nachzugehen wußte, bemerkt mit Recht, daß wir verwöhnten Litteraturmenschen leicht geneigt sind, die Vorzüge der Schilderungen, welche der alternde Rousseau aus der zauberhaften Stimmung des Bedauerns vor dem unerreichbar fernen Jugendparadies entwarf, zu unterschätzen; daß wir vergessen, wie frisch und warm diese Landschaften erschienen, in einer Gesellschaft, die, wie jede alte Civilisation, die beglückende Frische der Einbildungskraft längst verloren hatte. Ein Hauch der reinen Gebirgsluft, ein herber Duft frischen Wassers vom Genfer See brach plötzlich in die schwüle Luft der Salons und erfüllte die trockenen Herzen mit einem neuen reizenden Gefühle. Als junger Vagabund, auf der Flucht, im Gefühl der plötzlichen Freiheit lernte Rousseau durch den Landpfarrer von Confignon, Namens de Pontverre, Madame de Warens kennen; diese Bekanntschaft war von größtem Einfluß auf seinen Charakter, ja auf sein Leben. Rousseau ist, wenn nicht ein tiefer Psycholog, doch ein guter Frauenzeichner; es ruht etwas wie ein sehnsüchtiger Glanz auf seinen Bildern, ein Schimmer der eigenen strahlenden Erinnerung, die ihn beseligt, wenn er von den Meisterwerken der Schöpfung spricht. Der Genfer gehörte zu den Männern, die sich unter dem Einflusse verschiedener Frauen entwickelten. Diese Madame Warens ist ein eigentümlicher Typus des achtzehnten Jahrhunderts: zärtlich, gefühlvoll,

eine schöne Seele, gutmütig, unternehmend; der Drang des Jahrhunderts nach Wissenschaft oder Charlatanismus äußert sich bei ihr im Brauen von Arzneimitteln und Elixieren; ohne allen praktischen Sinn, wird sie von allerlei Leuten ausgebeutet; von kaltem Wesen, wenn wir Rousseau glauben dürfen, spielte doch die Bagatelle eine große Rolle in ihrem Leben; durch ihren ersten Geliebten, einen sogenannten Philosophen, hatte sie gelernt, wenig Wert auf ihre letzte Gunst zu legen; von Gestalt klein und rundlich, war sie wohl gewachsen, nicht schön, aber anmutig, blond, leicht geneigt, aus Herzensgüte ihre eigene Würde zu vergessen. Es fehlte ihr, wie so manchen Frauen ihres Jahrhunders, das moralische Zartgefühl, sie fand es nicht anstößig, sich zwischen einem Lakaien und ihrem Schützling zu teilen. Rousseau war entzückt, der ersten großen Dame, die ihm entgegentrat, nicht zu mißfallen, besonders aber darüber, daß er, als Plebejer ohne Welt, seine geistige Freiheit vor der höher stehenden Frau behielt. Madame de Warens, welche sich zum Katholizismus bekehrt hatte und eine kleine Pension vom König von Sardinien bezog, wurde die Ursache, daß Rousseau nach Turin ging und dort zum Katholizismus übertrat, den er später wieder abschwur, um seine Eigenschaft als Citoyen de Genève wieder zu erlangen. Der sechzehnjährige Jüngling, welcher im ersten Buch der Bekenntnisse seinen Genfer Haß gegen die katholische Religion gesteht, wurde nach seiner Bekehrung, die ihm ein dauerndes Gefühl der Beschämung hinterließ, mit einem Zehrgelde von zwanzig Francs vor die Thüre des Klosters gesetzt. Hier, in Turin, erlebte er das reizende Abenteuer mit der Kaufmannsfrau Basile: die erste schüchterne Anbetung eines ersten Liebenden aus der Ferne, mit all dem Zagen und Schwanken junger Seelen, trotz des eigentümlichen angebrochenen Seelenzustandes dieses seltsamen Jünglings.

Aus dem Heimatlosen wurde nun zunächst der Lakai einer alten Dame, bei welcher Rousseau jenes Band gestohlen haben will, das ein unschuldiges Mädchen in den Verdacht des Diebstahls brachte. Bald darauf nahm er eine Bedientenstelle bei dem Grafen Gouron an, und man kann sagen, daß sich der Stempel dieser Dienstbarkeit, mit ihrem gezwungenen Verkehr in den Gesindestuben, nie bei ihm ganz verwischt hat. Natürlich war Rousseau kein passender Lakai; im Alter von neunzehn Jahren erhielt er seinen Abschied und begann mit einem Freunde

ein neues Vagabundenleben, das ihn wieder zu Madame de Warens zurückführte, die er mit dem zärtlichen Titel Mama bezeichnet. Alle Versuche, Rousseau einen Stand zu verschaffen, mißlangen: er taugte weder zum Geistlichen noch zum Musiklehrer, trotz seiner hohen Begabung für die Tonkunst. Zeitweilig geriet er in die Hände eines zweideutigen Archimandriten, der für das heilige Grab im Lande herum bettelte. Im Jahre 1736 zog Rousseau mit Frau de Warens, die aus der Mama zu einer Geliebten wurde, auf ein Landgut, Les Charmettes, wo er die glücklichsten Jahre seines Lebens verbrachte. Es ist viel über diese Verbindung geschrieben worden; man hat Rousseau strengstens verurteilt, ja von moralischem Incest gesprochen. Wie hart man aber auch diese Umwandlung eines eigentümlichen Verhältnisses beurteilen mag, besonders wenn man den freieren Geist eines leichtsinnig—sinnlichen Zeitalters unbeachtet läßt, so darf nicht vergessen werden, daß wir diesen sonnigeren Lebensjahren Rousseau's ein reizendes Gemälde ländlichen Daseins verdanken. Der unstäte Jüngling begann hier, glücklich in der Stille, zwischen ländlichen Beschäftigungen seine Studien mit Ernst zu treiben; er las die Schriften des Port—Royal, Locke, Leibnitz, Malebranche. In der Gesellschaft seiner Geliebten durchstreifte er die reizende Gegend und gewann tiefe Eindrücke für sein ganzes Leben. Wie maßvoll, wie einfach schön ist die Schilderung eines solchen Spazierganges: „Alles schien zum Glücke dieses Tages beizutragen; es hatte vor Kurzem geregnet; kein Staub, nur raschfließende Bäche; ein leiser Wind bewegte die Blätter, die Luft war rein, der Horizont ohne Wolken; die Heiterkeit herrschte am Himmel wie in unseren Herzen." Wie einfach ist der Eindruck eines heitern Tages wiedergegeben! Rousseau malt nicht wie die Modernen, er vertieft sich nicht in die reizenden Einzelheiten; ruhig und klar stehen die wesentlichen Züge des Bildes vor seiner Seele. Eine Krankheit entriß Rousseau diesem glücklichen Leben, und als er nach einer Badereise wieder auf das Landgut seiner Geliebten zurückkehrte, bemerkte er, daß sie Ersatz für ihn gefunden, daß er sie mit einem Lakaien teilen sollte. So suchte der Genesene sein Brod als Hauslehrer in Lyon zu verdienen, auch diesmal ohne rechten Erfolg.

Hier schließt der erste Teil der Selbstbekenntnisse. Neunundzwanzig Jahre alt, kam Rousseau mit einem Taschengeld von

300 Francs, einer selbsterfundenen Notenschrift und wenigen Empfehlungen nach Paris, der Heimat der Heimatlosen, der Hauptstadt des Geistes und der Litteraten. Im Jahre 1743 nahm er die Stelle eines Sekretärs bei dem französischen Gesandten in Venedig, Grafen Montaigu, an, überwarf sich jedoch sehr bald mit dem großen Herrn, der vor allem die Schwächen seines Standes besaß, und kehrte nach Paris zurück. Der standeslose Musikbeflissene war um diese Zeit ein Mann von Mittelgröße, ja eher klein zu nennen, mit bräunlicher Hautfarbe, lebhaften Augen und beweglichem Gesichtsausdruck, nicht ohne Umgangsformen, von einer peinlichen, etwas unsicheren Höflichkeit, die für gewöhnlich nicht auffiel, wie denn der Engländer David Hume erklärte, er besäße die besten Manieren von all den Pariser Litteraten, Buffon ausgenommen, der eher einem französischen Marschall, als einem Schriftsteller gliche. Im Jahre 1745 lernte Rousseau, der, wie alle féminins, nicht ohne Frauen leben konnte, in einer Schenkwirtschaft ein Schenkmädchen aus Orleans, Namens Therese le Vasseur, kennen und machte sie zu seiner Geliebten, um der unvergessenen „Mama“, aus Liebesbedürfnis, eine Nachfolgerin zu geben. Therese konnte weder lesen noch schreiben, ja nach Rousseau's eigenem Geständnis nicht einmal die Stunden auf dem Zifferblatt der Uhr, noch die Monatsnamen lernen; zudem lud sie dem armen Jean Jaques eine rohe Familie auf, und zwang ihn, in einer Küchenatmosphäre zu leben. Rousseau bemüht sich in seinen Bekenntnissen, der Nachwelt seine volle Zufriedenheit über dies freie Verhältnis auszusprechen, nicht ohne lebhafte Zweifel bei allen Skeptikern zu erwecken, die da meinen, diese gemeine Geliebte sei die schwerste Sühne gewesen, die ein düsteres Schicksal dem Manne auferlegte, zumal auch seine Liebe, welche in den Sinnen wurzelte, gar bald erlosch. Die fünf Kinder, welche dieser Ehe entsprossen, ließ er ins Findelhaus bringen, indem er diese Handlung mit seiner großen Armut entschuldigte.

Von den damaligen Schriftstellern waren ihm der feurige Diderot und der kalte, schlaue Grimm nahe getreten; von Frauen lernte er, noch während er eine Sekretärstelle bei dem Finanzmann Dupin bekleidete, die schöngeistige Madame d'Epinay kennen. Auf Diderot's Anregung schrieb er 1749 die akademische Abhandlung über Künste und Wissenschaften und wurde in der Gesellschaft, wo oft ein Epigramm genügte, um den

Ruf eines talentvollen Mannes zu begründen, rasch zu einer Persönlichkeit. Aber Rousseau fühlte sich nicht berufen, das genußreiche Parasitenleben der Litteraten zu führen; er gab seine Stelle auf, legte das feine Kostüm eines Stutzers (petit-maître): Degen, seidene Strümpfe, Perücke und Rock ab und kleidete sich in die Tracht des einfachen Mannes, um sein Brot als Notenschreiber zu verdienen, wobei er auf den Ruf rechnete, den er sich mit seiner Preisschrift bei der vornehmen Welt erworben hatte. Seine Freunde betrachteten dies Gebaren als unwürdige Komödie. Inzwischen hatte er seinen Dorfwahrsager componiert; die reizende Oper wurde 1752 mit großem Beifall aufgeführt, machte Glück bei Hofe und schien dem Componisten eine königliche Pension eintragen zu wollen. Aber dieser erschien, um der einmal angenommenen Rolle treu zu bleiben, in vernachlässigter Kleidung bei Hofe in Fontainebleau, wollte den König nicht sehen und ging der Pension verlustig. 1754 machte er eine Reise nach Genf und wurde von seinen Mitbürgern mit Ehren empfangen; kurz zuvor hatte er seine Schrift über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen veröffentlicht. Bald nach seiner Rückkehr, im Jahre 1756, bezog der Lobredner des Landlebens ein Gartenhäuschen bei Montmorency, das seiner Freundin, der Generalpächtersfrau Madame d'Epinay, gehörte. Hier, in der ländlichen Stille, lernte der alternde Mann die Gräfin d'Houdetot kennen und wurde von einer glühenden Leidenschaft für diese Frau von dreißig Jahren erfaßt, die, unglücklich verheiratet, den Dichter Saint-Lambert liebte und ihm Treue hielt. Mit Rousseau war bei zunehmender Berühmtheit eine große Veränderung vorgegangen: er war nicht mehr der offene Mann früherer Jahre, als welchen er sich selbst schildert; der Wahnsinn begann seine leisen Schatten auf ein verdüstertes Gemüt herabzusenken. Der Mißtrauische brach mit dem naiven, lebensfreudigen Diderot, welcher ihn vielleicht, im Gefühl lebhaftester Freundschaft, zu bevormunden suchte, ohne zu bedenken, daß Rousseau, gleich allen vom Schicksal mißhandelten Menschen, an einer stolzen einsamen Gereiztheit litt. Besonders aber verfiel der Weltmann Grimm seinem grimmigsten Hasse: Grimm, eine kühle, beständige Natur, einer der größten Menschenkenner jener leichtsinnigen, begeisterten Zeit, mit gediegener deutscher Bildung, aber nüchternem Charakter, hatte sich durch Geist und noch

mehr durch eine wirkliche oder gut geheuchelte Leidenschaft für eine Opernschönheit einen guten Platz am lachenden Göttermahl französischer Kultur erobert; der französischste Kopf aller deutschen Köpfe, wie man ihn genannt, wußte auch sonst die Vorteile eines guten Zuschauers und Mitspielers in der lachenden Geisteskomödie auszunützen, indem er für verschiedene Barbarenfürsten ein „bureau d'ésprit" hielt, sich die Baronswürde erwarb und überhaupt den Umgang mit den Großen dieser Welt meisterhaft lernte. Madame d'Epinay war, nach den Abenteuern einer höchst schlechten Ehe, seine Freundin geworden, welcher er treu ergeben blieb. Die Generalpächtersfrau, welche sich in ihren bedeutsamen aber unangenehmen Denkwürdigkeiten selbst geschildert, entstammte dem Finanzadel und suchte in einer unglücklichen Ehe, gleich vielen andern starkgeistigen Frauen, Tröstung bei Apoll, in der Litteratur. Der Mode jener Zeit folgend, hat sie selbst ihr Portrait gezeichnet: „Ich bin nicht hübsch, aber auch nicht häßlich. klein, mager, wohlgebaut. Mein Aussehen ist jung, ohne Frische, edel, sanft, geistreich und interessant. Meine Einbildungskraft ist ruhiger Art, mein Geist langsam, gerade, nachdenklich und ohne Folgerichtigkeit. Meine Seele ist lebhaft, mutig, entschlossen, aufwärtsstrebend und von außerordentlicher Schüchternheit. Ich bin wahr, ohne freimütig zu sein. Ich besitze Feinheit, um zu meinem Ziel zu gelangen und Hindernisse zu beseitigen; aber sie mangelt mir, um die Absichten Anderer zu durchdringen. Ich bin von Geburt an zärtlich und gefühlvoll, beständig und nicht kokett. Ich liebe die Zurückgezogenheit, das einfache Privatleben, und habe doch stets meiner Neigung entgegengelebt." Der Geliebte dieser wohlverleumdeten Frau hatte zuerst die krankhafte Eitelkeit des „Bären von der Eremitage" durchschaut und sollte dafür keine Verzeihung erlangen. Madame d'Epinay selbst sollte, nach Rousseau's Meinung, einen Brief an Saint-Lambert geschrieben haben, um ihm das Verhältnis zwischen seiner Geliebten und Rousseau falsch darzustellen. Der Letztere verlies das Gartenhäuschen, blieb aber in Montmorency, wo er, während der folgenden Jahre, seine epochemachenden Werke schrieb, mit der festen Absicht, diesen Büchern seinen Namen vorzusetzen. Als der „Emile" erschien, mußte er, unter Beihilfe hoher Gönner, wie Malesherbes und des Marschalls von Luxembourg, aus Frankreich flüchten. Auch in der Schweiz

fand er keine Ruhe; aus seinem Asyl im Fürstentum Neufchâtel, wo er Mylord Keith als Schutzherrn gewonnen, verjagten ihn die aufgehetzten Bauern; die Berner Regierung vertrieb ihn wiederum von der kleinen stillen Peter-Insel im Bielersee. Der Engländer David Hume lud ihn ein, bei ihm zu wohnen; doch der krankhafte Argwohn seines Gemütes ließ ihn nicht rasten; er fühlte sich von dem Gastgeber verletzt und so kehrte der an Verfolgungswahn Leidende nach Frankreich zurück, lebte eine Zeit lang auf dem Schlosse des Prinzen Conti, bis er nach weiterem Umherirren von der Regierung in Paris geduldet wurde, wo er mit seiner Therese eine armselige Wohnung mitten in der Großstadt inne hatte und an seinen Bekenntnissen schrieb, mit aller Welt zerfallen. Im Mai des Jahres 1778 ging er zu einem Besuche des Marquis de Giradin nach Ermenonville, wo er am 3. Juli plötzlich starb, man weiß nicht, ob eines natürlichen Todes, oder durch eigene Hand.

Schriftsteller, Politiker, Fortschrittler und Rückwärtser, alle haben sie das Bedürfnis empfunden, sich mit diesem Manne auseinander zu setzen, der am Eingang der neuen Zeit steht: den Einen als Karrikatur, als Geschöpf gebrochener Weltzustände, das Schuld an gar manchen Gebrechen der neuen Zeit sein soll; den Anderen als Prophet, als sicherer Wegzeiger über das Trümmerfeld der Vergangenheit. Denn wir alle, die wir an gebrochenen Weltzuständen leiden, suchen gerne den Ursprung alles dessen, was uns drückt und ängstigt, in der Vergangenheit, begierig, ob nicht dort Heilung oder klare Erkenntnis des Uebels zu finden sei; denn diese allein schon ist dem späteren Menschen ein großer Trost. Aeltere Betrachter dieser ungeheuren, unschönen Gestalt haben ihre Bedeutung darin sehen wollen, daß sie die unveräußerlichen Rechte des Idealismus gerettet, ja entdeckt und zu Maß und Grund aller Bildung und Ordnung gemacht habe. Ich möchte die Bedeutung dieses Mannes vom Standpunkte des Sozial-Psychologen aus untersuchen.

Mit Rousseau betritt der Plebejer nicht nur den Salon, sondern vor allem die Litteratur; es sei damit nicht gesagt, daß es früher keine großen Schriftsteller niedrigen Ursprungs gegeben habe. Ja, man kann sagen, daß wirklich große Dichter aus unverbrauchten Geschlechtern, das heißt in den meisten

Fällen aus dem Volke stammen müssen, um jene notwendige Urfülle der Phantasie und der Leidenschaft zu besitzen, welche die gewöhnlichen Menschen anstaunen. Indem wir Rousseau auf seiner glänzenden Laufbahn verfolgen, haben wir einen neuen Typus Mensch vor uns, bei dessen Anblick leicht die strittigen Meinungen erwachen mögen, ob dieser homo novus von höherer, vornehmerer, oder geringerer Art sei. Verfolgen wir, soweit dies möglich ist, sein Werden: Dieser vorbestimmte Mensch wächst weit vom Centrum der damaligen Weltkultur, Paris, auf, in einer paradiesischen Umgebung, welche in seiner entzückten Phantasie für immer in lichten Farben lacht. In bescheidenen Verhältnissen geboren, wird ihm der Gegensatz zwischen Höhe und Tiefe gesellschaftlicher Stellung nicht in der Jugend bewußt, und indem er das Glück engbeschränkten sorgenfreien Daseins in lebhafter Weise fühlt, bleiben ihm dessen Schattenseiten verborgen: denn lebhafte Beobachtungsgabe ist kaum das Erbteil solcher frischen Naturen. Zu Ahnen hat er glaubenstreue Hugenotten, welche in ihrer neuen Heimat, im Schoße eines fortgeschrittenen Gemeindewesens, heftige Verfassungskämpfe erleben und dabei sich eines bescheidenen Daseins erfreuen. Im Vater des Schriftstellers eint sich heftiger Durst nach Genuß mit ziemlichem Leichtsinn, und eine frühe Sinnlichkeit erwacht auch in dem Sohne des Uhrmachers, um die Reinheit seiner Phantasie für immer zu beflecken. Der Knabe genießt keinerlei Bildung, er ist den Einflüssen schlechter Gesellschaft und zweideutiger Umgebung ausgesetzt; er wird Convertit, Lakai, Vagabund und bleibt sich seines Stolzes und seiner Demütigungen stets bewußt; so bemerken wir in seiner Physiognomie etwas Lauerndes, Mißtrauisches, Heimtückisches: Züge, die wir bei allen Männern finden, welche früh in eine falsche Stellung zur Welt gerieten, wenn nicht ein reicher Schatz von blinder Güte sie vor der Verbitterung bewahrte. Der reiche Untergrund einer brennenden Natur wird bei Rousseau nur durch spärliche Zuflüsse der zeitgenössischen Bildung genährt; und als diese endlich seinen Geist berühren, ist dieser schon erstarkt und kräftig genug, zu urteilen, ja, abgeneigt, die Gedanken anzunehmen wie verschliffene Münzen, die in der Hand der Menge schon längst das scharfe Gepräge verloren haben. Er besitzt, als früher Schwärmer, eine glühende Phantasie, aber einen langsam aufnehmenden Geist, der sich am liebsten in seine eigenen

Abgründe versenkt und dem Lektüre kein Bedürfnis ist. David Hume schrieb über Rousseau an Blair: „Er hat in seinem Leben sehr wenig gelesen und nun ganz und gar auf die Lektüre verzichtet. Er hat sehr wenig gesehen und besitzt keinerlei Neugier, sich umzuschauen und zu beobachten. Er hat, sozusagen, sehr wenig nachgedacht und studiert und in Wahrheit einen geringen Fonds von Kenntnissen. Er hat während seines ganzen Lebens nur gefühlt, und in dieser Hinsicht ist seine Empfindlichkeit bis zu einem Grade gediehen, der alles übertrifft, was ich bis jetzt gesehen; sie gibt ihm ein schärferes Gefühl der Pein als der Lust. Er gleicht einem nackten Manne, der nicht nur seiner Kleider, sondern auch seiner Haut entblößt ist." Wie anders Voltaire, der Erbe, Vertreter, Verwender und Verschwender einer Kultur, die ihm, Alles in Allem genommen, nur das dauernde Glück eines geistigen Genusses und einer mächtigen Wirksamkeit verlieh. Rousseau, der Plebejer, ist zum Empörer, wir würden heute sagen, zum Auswurf (déclassé), geboren. Wer weiß, mit welchem Herzen er als Lakai hinter den Stühlen der schmausenden, unwissenden Adeligen stand, denen er, der Niedrigstehende, einmal die Bedeutung des älteren Zeitworts férir erklären mußte. Während seines ziellosen Jugendlebens, das dem ausgestoßenen Kranken später als das Paradies ungebundener Freiheit und lieblichen Glückes erschien, reifte ein ungeheurer Stolz in ihm, der Hochmut des emporgekommenen Autodidakten. Männern seiner Art gestattet die moderne Gesellschaft nur eine Wirksamkeit: die des Litteraten; und als solchem stand es ihm frei, eine geachtete Stellung in der Welt, welche die Fürsten des Geistes hoch verehrte, einzunehmen. Aber Rousseau war nicht witzig, wie er denn auch nicht das mindeste Gefühl für das Lächerliche besaß; er paßte nicht in die feine trockene Gesellschaft, welche, wie das immer so ist, nur einen Gott kannte: das geistige und sinnliche Vergnügen um jeden Preis. Der spät auftretende Schriftsteller fühlte wohl, daß er, bei seiner ausgesprochenen Natur, in eine schiefe Stellung zur Welt kommen mußte; auch fürchtete sein ungeheurer Stolz, im Haufen der skribelnden Litteraten, als Parasit des schimmernden Lebensmahles, Gefahr zu laufen, mit Andern verwechselt zu werden. So kam es, daß er sich aus Oppositionsgelüsten zu den Musikern rechnete. In der That, Rousseau ist eine musikalische Natur, die in Schwingungen ver-

setzt werden mußte, ehe sie, auf ihre Art, harmonisch ward. Er urteilt selbst: „Die Musik war für mich eine wilde Leidenschaft, und nicht weniger als sie verzehrend durch den Feuereifer, mit dem ich mich ihr ergab.“ Rousseau war wollüstig; gleich vielen seiner Genossen nahm er eine Geliebte; aber er heiratete sie erst spät: wie könnte auch ein Geist seiner Art eine Mesalliance eingehen! Er hatte früh eingesehen, daß die schlechten Ehen und die übermütige Sittenverderbnis das lachende Frankreich vor einen Abgrund führten, daß es zunächst galt, die Erziehung zu verbessern, und doch schickte „der Beste der Menschen“ (le meilleur des hommes), wie er sich öfters nennt, seine eigenen fünf Kinder ins Findelhaus. Er schwärmte für das Landleben, für die Reize der Einsamkeit, für weite, duftverschleierte Horizonte, für stille Wiesen voller hauchbewegter Blumen, für grüne quellenreiche Wälder, und wohnte doch im lärmendsten Viertel von Paris. Er besaß scharfe Augen und sah doch nie die Dinge, wie sie waren. Er gesteht in seinen Bekenntnissen, daß er allein die Frauen der höchsten Stände, mit ihrem Luxus, ihren schönen Kleidern und all den reizenden Dingen des Ueberflusses begehrenswert fand, und doch lebte er mit einem Mädchen aus dem Pöbel, in dessen Gegenwart ihn das Gefühl allseitiger Ueberlegenheit nie verließ. Er besaß weder Welt- noch Menschenkenntnis, weil er, mitten im Genuß eines romanhaften Lebens, nur an sich, seine eigene Herzensgüte, seine überquellende Zärtlichkeit dachte. Er hungerte nach Freundschaften, nach zarter Abhängigkeit, und war unfähig, jene kleinen Reibereien zu verzeihen, die in einer zahmen Gesellschaft, wie unter strebenden Männern nicht ausbleiben. Er wies in einer meisterhaften Schrift, Lettres sur les spectacles, auf die Gefahren hin, welche das Theater mit sich bringen kann, ja, er betrachtete die Bühne als die Verderberin der Sitten, und schrieb dennoch Opern, Melodramen, Lustspiele. Er wollte den Menschen für eine verbesserte Gesellschaft heranziehen, und schuf in seinem „Emil“, den Roman der aristokratischen Erziehung, welche nur Ausnahmsmenschen dienen kann. Ueberall, wohin wir auch blicken mögen, finden wir diese reiche Natur voller Widersprüche, das Häßliche neben dem Schönen, das Gemeine neben dem Erhabenen. Rousseau verachtete die Großen, er war grob gegen sie, anmaßend und höhnisch, und doch suchte er, bis an sein Lebensende, in freier Abhängigkeit ihre Nähe, ihren Um-

gang, ihre Dienste, ohne zu bedenken, daß auch ein starker gesunder Mann die Launen einer gelangweilten Welt nicht erdulden konnte. Er forderte sein Jahrhundert in die Schranken und war in höherem Grade ein Mann desselben, als der seichtere Voltaire, welcher, trotz seiner geistigen Freiheit, einen gewaltigen Respekt vor allen schönen Ueberlieferungen hegte und Rousseau aus Instikt haßte. Er war ein Träumer und kämpfte mit den schärfsten Waffen der Dialektik.

Wenn man Voltaire den König der allzeit geistbereiten Litteraten nennen kann, so gleicht Rousseau eher einem gewaltsam verzückten Seher (vates), der von einer Idee förmlich besessen wird, der nicht frei werden kann, bis die glühenden Sätze, die er während seiner einsamen Wanderungen im Kopfe wälzt, fertig geschmiedet sind. Als er, auf einem Spaziergange, im „Mercure“ die Preisfrage der Akademie in Dijon gelesen hatte: Si le progrès des sciences et des arts a contribué à corrompre ou à épurer les moeurs, wurde er wie vom Geiste besessen; noch in der Erinnerung überwältigte ihn dieser Augenblick: „Im Moment, da ich dies las, sah ich in eine andere Welt und wurde ein anderer Mann. Ich fühlte meinen Kopf vom Schwindel ergriffen, gleich einem Trunkenen. Unfähig zu gehen, lasse ich mich unter einem Baume der Allee nieder und verbringe da eine halbe Stunde in solchem Aufruhr, daß ich, aufstehend, meine Weste mit Thränen benetzt finde, ohne daß ich gefühlt hätte, wie ich sie vergoß.“ Rousseau war im Augenblicke der geistigen Empfängnis das Werkzeug seiner Ideen, wie er, in den Momenten seiner Muse, der Spielball seiner Eindrücke war. Auf die junge, frische, ungebrochene Natur des Plebejers, dessen Ahnen einen großen Schatz unverbrauchter geistiger Kraft aufgehäuft, wirkte die Außenwelt ganz anders, als auf die hochgebildeten, aber schwächlichen Menschen, die weder einem Ereignis, noch einer gewaltsamen Persönlichkeit widerstehen konnten.

Wenn wir Rousseau als Schriftsteller im Besonderen betrachten, so finden wir, nicht ohne Erstaunen, daß der Mann der Natur wieder zur oratorischen Form griff, die, durch Voltaire außer Mode gekommen, von den geistreichen Weltleuten verschmäht wurde. Der ausgestoßene Empörer, welcher eine neue Welt schafft, schreibt den künstlichsten Stil, gebraucht die alten

Apostrophen, das ganze rhetorische Rüstzeug der Väter, und wird der Vater der modernen französischen Stilisten, welche ihre Abstammung mit dem leisen Bedauern der Männer eingestehen, denen die klare Prosa Voltaire's als schönster Ausdruck des nationalen Geistes erscheint. Die Form Rousseau's gibt zu denken: nehmen junge, vollblütige Barbaren nicht gern das Künstliche der Civilisation an, welche sie zerstören? sind sie nicht geneigt, die Rhetorik für Poesie zu halten? Rousseau ist ein Deklamator, sein ciselierter Stil ermüdet; der Genfer Bürger besaß nicht jene Anmut des Geistes, die wir bei Voltaire bewundern.

Wie alle alten Kulturmenschen oder — kranken Barbaren besaß Rousseau nicht die Macht zu reagieren: er war verdammt, ein Mann der Extreme zu sein, mit den einseitigen, aber tieferen Genüssen der Naturen, die ein schwangeres Schicksal in sich tragen. Der Moralmesser Nietzsche, der den Rätseln solcher Geister mit grausamem Behagen nachgespürt, sagt einmal: „Die radikalen Mittel sind nur den Degenerierten unentbehrlich; die Schwäche des Willens, bestimmter geredet, die Unfähigkeit, auf einen Reiz nicht zu reagieren, ist selbst blos eine Form der Degenerescenz." Rousseau war eine volle und doch gebrochene Natur, gesund und krank zu gleicher Zeit. Der Erfolg seiner ersten Schriften hatte seinen ganzen Stolz entfesselt und ihm den Mut gegeben, die Stellung eines Auswurfs zur Befriedigung seiner Eitelkeit zu gebrauchen. Es fehlte ihm der Sinn für Nuancen, wie nach ihm allen seinen Söhnen, welche ausnahmslos im Kultus der eigenen Persönlichkeit aufgehen.

Rousseau war eine Apostelnatur, die keiner Gründe zum Handeln bedurfte und darum der geborene Feind der aufklärenden Philosophen, in deren Reihen er nichts weiter als ein Mitkämpfer gewesen wäre. Man lese nur sein Urteil über seine ehemaligen Freunde aus der Philosophengilde: „Ich fand sie alle stolz, immer Ja sagend, Dogmatiker selbst in ihrem vorgeblichen Skepticismus, Alleswisser, Nichtskönner, sich gegenseitig verspottend. Und dieser allen gemeinsame Punkt schien mir der einzige, in dem sie alle recht hatten. Wenn die Philosophen imstande wären, die Wahrheit zu entdecken, wer von ihnen würde sich für diese interessieren? Jeder weiß, daß sein System nicht besser begründet ist als das der Anderen; aber er hält es aufrecht, weil es das seinige ist. Es gibt keinen

Einzigen, der, wenn er das Wahre und Falsche erkannt, nicht die gefundene Lüge der entdeckten Wahrheit vorzöge. Wo ist der Philosoph, welcher, um seines Ruhmes willen, nicht die Menschheit täuschte!"

Rousseau besaß den Hochmut des Propheten, welcher überzeugt ist, die Wahrheit zu besitzen, und mit Verachtung auf eine zänkische Coterie herabsehen muß, die aus Furcht vor den bestehenden Gewalten ihre Bücher ableugnet. So trennte er sich von den Philosophen, und nun stand der Bankert des Diogenes, wie Voltaire seinen Nebenbuhler nannte, zwischen zwei Mächten: der Natur und der Gesellschaft, wie zwischen Freund und Feind, als der Mann der Natur, der selbst den skeptischen Müßiggängern Ehrfurcht einflößt.

So steht in den Denkwürdigkeiten des Klatschbruders Bachaumont zu lesen:

Rousseau, prenant toujours la nature pour maître,
Fut de l'humanité l'apôtre et le martyr.
Les mortels, qu'il voulut forcer à se connaître
S'étaient trop avilis pour ne pas l'en punir.
Pauvre, errant, fugitif et proscrit sur la terre,
La vie à ses écrits servit de commentaire.
La fière liberté de ses hardis tableaux
Sut en dépit des grands montrer ce que nous sommes.
Jl devait de nos jours trouver des échafauds,
Jl aura des autels quand il naîtra des hommes.

Das Jahrhundert war mit dem Einsamen, besonders, wie natürlich, die Jugend, in deren Namen Schiller schrieb:

Sokrates ging unter die Sophisten.
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

Doch betrachten wir einmal die Bilder, die in dem Träumer aufsteigen, wenn er mit seinen mißtrauischen Augen auf die Gesellschaft, als auf seinen Feind, blickte, beobachtend litt und in seine innere Welt zurückflüchtete. Er war von Natur aus Idealist, wie fast alle Plebejer, als natürlichere Menschen; sei es, daß sie ihr Ideal in der bestehenden Gesellschaft erkennen, um sie zu erobern, oder daß sie eine andere auf den Trümmern der alten gründen wollen, die ihren mehr oder minder klaren Idealen entspricht.

Es ist psychologisch sehr leicht erklärbar, warum Rousseau, allen geschichtlichen Sinnes bar, das ersehnte Glück, welches ihm eine alte Gesellschaft von festem Gefüge nicht bieten konnte, in einem paradiesischen Urzustande zu finden glaubte. Er liebte das Volk; sein Ton wird weich, wenn er, in seinen Bekenntnissen sowohl als in der „Neuen Heloise", von der Einfalt und Gastfreundschaft der Landbewohner spricht. Und diese schienen ihm der Natur am nächsten zu stehen! Und warum sollte nicht die ganze Gesellschaft von einem paradiesischen Urzustande, an den das Landleben, wie er es kannte, zuweilen noch gemahnte, ausgegangen sein und sich verschlechtert haben? In einer Stadt, wie Paris, mußte Rousseau seine persönliche Feindin sehen; er haßte alle großen Städte, die, als dauernde Gefahr eines Landes, zu großen Mittelpunkten der Corruption heranwachsen. In der zweiten, dialogisierten Vorrede seines Romans sagt er ausdrücklich: Pour faire briller les capitales, se dépeuplent les nations. Es ist, trotz dem durchaus gefeilten Stil, heute keine Kleinigkeit, die Schriften Rousseau's zu lesen. Rousseau war kein großer Psycholog, wie alle gefühlsüberschwänglichen Menschen, und das 18. Jahrhundert, mit seiner freudigen, begeisterten Stimmung, war leicht geneigt, das jugendliche Gefühl des Glücks auf die Wesen zu übertragen, welche der Natur, der Erde näher, ein beschränktes Dasein führten. Rousseau erklärt den denkenden Menschen für ein verdorbenes Tier: L'homme qui médite est un animal dépravé.

Rousseau gleicht dem Barbaren, der die Feinheiten einer Civilisation nicht verstehen will: eine That erscheint ihm schöner als eine Statue. Als ob eine Statue nicht auch eine That des Menschengeistes, als ob die Enkel dieses Barbaren nicht gezwungen wären, das zerbrochene Bild dreifach zu bezahlen, es mit ungeheueren Mühen wieder zu schaffen und aufzurichten. Viele Zeitgenossen wußten nicht recht, was sie von dem Manne denken sollten, der hier in einer neuen Sprache redete; selbst liebenswürdige Geister mittleren Schlages fühlten sich berufen, ein Wort über die Paradoxe des Philosophen zu sprechen. Aber Rousseau war nicht nur gezwungen, die Kultur seiner Zeit zu erdulden, er selbst ist ein hervorragendes Produkt derselben, ein Mann, der gar oft über den Kirchturmsstandpunkt von Paris, das allerdings eine Welt bedeutete, nicht hinaus kam. Und hat die Menschheit wirklich ein so großes

Verbrechen begangen, daß sie den Geist, das Talent über die Tugend setzte?

Wir stehen hier vor zwei Weltanschauungen: Die eine preist die Herrenkultur, die andere die Sklavenkultur, um mit Nietzsche zu sprechen.

Man darf es keck heraussagen: Rousseau ist Schuld an der sogenannten Krankheit des 19. Jahrhunderts. Oder war die Menschheit seiner Zeit wirklich so krank, daß nur die Vernichtung der Kultur und Rückkehr zur Natur als einziges Rettungsmittel erschien? Wir können heute in Rußland ein interessantes Schauspiel beobachten: ein Mann von europäischer Bildung, Dichter, Weltmann, Aristokrat, wendet sich plötzlich von der Kultur ab und kehrt auf einen Standpunkt zurück, den die gealterte Menschheit seit Jahrhunderten verlassen. Tolstoi und Rousseau erklären die Armen im Geiste für die Glücklichen; beide verschmähen eine Kultur, an der ihre Väter nicht mitgearbeitet haben.

In der zweiten Preisschrift, die wieder, vielleicht durch Rousseau veranlaßt, von der Akademie in Dijon ausging und die Frage aufwarf: Quelle est l'origine de l'inégalité parmi les hommes et si elle est autorisée par la loi naturelle? stellt sich Rousseau auf's Neue in scharfen Gegensatz zu der Weltanschauung Voltaire's, das heißt Frankreichs, welches die Ungleichheit als historische Notwendigkeit ertrug. Die Abhandlung enthält jene berühmte Schilderung des vermeintlich glücklichen Naturzustandes, über die wir heute, da der Darwinismus bereits den geistigen Mittelstand erobert, nur lächeln können. Rousseau ist der erste jener ungeschichtlichen Träumer, die, als leidenschaftliche Idealisten, ihr Ideal in der trügerischen Vergangenheit suchen und zu finden glauben. Der Genfer Bürger besaß zwar genug gesunden Volksverstand, um einzusehen, daß eine Rückkehr unmöglich sei; es genügte dem grollenden Plebejer, der gehaßten Civilisation den Abgrund zu zeigen, dem sie lachend, unaufhaltsam, rettungslos zutaumelte. Wie aber wurde jener glückselige Urzustand vernichtet? Durch das Eigentum*):

*) Le premier qui, ayant enclos un terrain, s'avisa de dire: Ceci est à mo trouva des gens assez simples pour le croire, fut le vrai fondateur de la société civile. Que de crimes, de guerres, de meurtres, que de misères et d'horreurs n'eut point épargné au genre humain celui qui, arrachant les pieux ou comblant le fossé,

Der Erste, der ein Stück Land umschloß und, indem er sagte: Dies gehört mir! einfältige Leute fand, die es glaubten, wurde der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viel Verbrechen, Kriege, Mordthaten, wie viel Elend und Entsetzliches hätte derjenige der Menschheit erspart, welcher die Pfähle herausgerissen, den Graben zugeschüttet und Seinesgleichen zugerufen hätte: „Hütet euch diesen Betrüger anzuhören. Ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte Allen gehören, die Erde aber Niemandem.“ Und aus der Gründung des Eigentums entwickelte Rousseau die Rechtsbegriffe, bis zum Entstehen des Despotismus, der endgiltigen Ungleichheit und Unterdrückung der Schwachen zum Vorteil der Reichen, die im Überfluße leben, während die ausgehungerte Menge des Notwendigen entbehrt. Voltaire verspottete den kühnen Prediger in seinem bekannten witzigen Briefe: Wenn man Euer Werk liest, bekommt man Lust, auf allen Vieren zu laufen; da ich jedoch seit sechzig Jahren diese Gewohnheit verloren, so fühle ich, unglücklicher Weise, daß es mir unmöglich ist, sie wieder aufzunehmen, und überlasse dieses natürliche Benehmen denjenigen, die dessen würdiger als Ihr und ich.“ Die Zeitgenossen lachten, aber sie waren mit Rousseau: die ganze zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts gehört ihm an, der mit dem ganzen Zauber einer eigentümlichen Persönlichkeit vor den schwächeren Kulturmenschen stand. Mit dem Schüchternen war, nach Veröffentlichung seiner ersten Schriften, eine große Veränderung vorgegangen, über die er sich in seinen Bekenntnissen folgendermaßen ausläßt: „Ich war wirklich umgewandelt; meine Freunde und Bekannten erkannten mich nicht mehr. Ich war nicht mehr dieser furchtsame, sich eher schämende, als schüchterne Mensch, der sich nicht geltend zu machen, noch zu sprechen wagte, den ein scherzendes Wort außer Fassung und der Blick einer Frau zum Erröten brachte. Kühn, stolz, unerschrocken, trug ich überall eine um so festere Sicherheit zur Schau, als sie einfach war und mehr in meiner Seele, als in meiner Haltung lag. Die Verachtung, die mir mein tiefes Nachdenken gegen die Sitten, Grundsätze und Vorurteile meines Jahrhunderts eingeflößt, ließ mich die Spöttereien derjenigen, die sie besaßen, nicht

---

eut crié à ses semblables: „Gardez-vous d'écouter cet imposteur. Vous êtes perdus, si vous oubliez que les fruits sont à tous et que la terre n'est à personne.“

fühlen, und ich vernichtete ihre Witzeleien mit meinen Aussprüchen, wie ein Insekt zwischen meinen Fingern." Welch ein Wechsel! Ganz Paris sprach immer wieder von den scharfen und beißenden Sarkasmen des Mannes, welcher zwei Jahre vorher und zehn Jahre nachher nie zu sagen vermochte, was er wollte.

In der That, zehn Jahre lang dauerte dieser ekstatische Zustand, dieser gehobene Rausch einer krankhaften Persönlichkeit, deren ganzes dunkles, niedriges, müheseliges Vorleben nur eine unbewußte Vorbereitung auf diesen prophetischen Ausbruch war, dem nur zu bald die Nacht des Wahnsinns folgen sollte. Diese zehn Jahre waren von außerordentlicher Fruchtbarkeit. 1762 erschienen der „Emile", das Naturevangelium der Erziehung, wie Goethe es nennt, und der „Contrat social", zwei epochemachende Werke von großartigem Einfluß auf die Entwickelung des 18. Jahrhunderts, ja, der Menschheit. Wenn die ersten Schriften Rousseau's aus der plötzlichen prophetischen Begeisterung einer schwerfälligen, langsam reifenden, leidenschaftlichen Persönlichkeit brachen, die sich mit Entzücken auf die Höhe eines füllereichen Daseins gehoben sieht, so entsprang der „Emile" einer beruhigten Natur, die sich im Besitze einer klaren Geisteskraft weiß: Die rauchverdüsterte Flamme ist zur reinen Glut geworden, und so fühlt der Leser beim Studium des bedeutsamen Werkes denn auch eine verhältnismäßige Heiterkeit. Der Seher, der Prophet ist zum Denker geworden und hat manche gute Eigenschaften, vor allem Klarheit und richtigere Würdigung der bestehenden Verhältnisse gewonnen. Obwohl, wie früher, voll geheimen Grolls, hat er doch die blühenden Urwälder mit ihren glückseligen ungeschichtlichen Menschen verlassen und sucht sich mit dem lebenden Geschlecht, wenn auch nicht mit der Gesellschaft, abzufinden. Das Buch beginnt in durchaus gewaltsamer Weise, mit dem berühmten Satze: Tout est bien sortant des mains de l'Auteur des choses, tout dégénère entre les mains de l'homme. Rousseau glaubte in der That an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur. Wie hätte er dies auch nicht thun sollen, er, der sein Glück in der Vergangenheit, im Umgange mit kleinen Leuten, Handwerkern und Ackerbauern, gefunden hatte! Er sah mit klarem Auge, daß man beim Kinde anfangen müsse, wenn man eine Verbesserung des traurigen Verderbes der Civilisation erreichen

wolle: der Umstürzler wird zum Reformator, welcher die Menschen in den Schranken der alten verfaulten Welt zu einem naturgemäßen Dasein führen will: ein geniales, weltbewegendes Unternehmen. Rousseau durfte, Wahrheit und Irrtum vermischend, sagen: „Litteratur und Wissenschaft unseres Jahrhunderts zielen mehr auf Zerstörung, als auf den Aufbau. Trotz so vieler Schriften, die, wie man sagt, nur den öffentlichen Nutzen erstreben, ist die Kunst Menschen zu bilden noch vergessen. Man kennt die Kindheit nicht.“ Dies galt nicht nur für Frankreich, wo besonders die Adeligen die schlechteste Erziehung erhielten, sondern für ganz Europa. Man gönnte der Individualität keinen Raum zur Entwickelung. Die gesuchtesten Lehrer der Zeit, die Jesuiten, mit ihrer alterprobten Erziehungsmethode, suchten dem Zögling nichts weiter als ein allgemeines Wissen beizubringen: Die Jesuitenbildung war, wie noch heutzutage, wesentlich formal. Man verlangte vom Sohne eines vornehmen Hauses, das zum Kulturadel gehörte, vor Allem, daß er sich mit Anstand, Würde, Freiheit, Anmut zu geben und geistreich zu sprechen wußte, weshalb auch der Tanzmeister eine größere Rolle als der Erzieher spielte, zu dem man, wie der typische Herzog de Lauzun in höhnischer Weise erzählt, einen Lakaien nahm, wenn der Augenblick gekommen schien, das kleine Weltkind in die Wissenschaften einzuführen. Diese Welt betrachtete es als die Eigenschaft eines „edlen Mannes“ (honnête homme), als Kenner über Dinge sprechen zu können, die er nie gelernt hatte. Mit genialem Scharfblicke wandte sich Rousseau an die Frauen, indem er die Mütter aufforderte, die erste Pflege des Kindes in die Hand zu nehmen; die edelsten Modefrauen wurden zu den schönsten Pflichten zurückgeführt: einzelne aus Bedürfnis, andere, weil die Ausübung der ersten Mutterpflichten einen neuen Reiz auf die verflachten Salonmenschen ausübte. Und die Frauen blieben dem Manne dauernd dankbar, der sie, um das Wort einer großen Dame zu gebrauchen, gelehrt hatte, Mutter zu sein. Vielleicht war der Einfluß des „Emile“, der halb Roman, halb Lehrbuch ist, in Deutschland noch größer, als in Frankreich: Basedow erscheint als seltsamer Jünger des Naturapostels; Pestalozzi, der große Pädagog, wird zu seiner segensreichen Lebensarbeit angespornt. Freilich muß man zugestehen, daß der Mensch, den Rousseau heranzieht, nur ein allgemeines Wesen

ist und nicht für eine Gesellschaft paßt, die, trotz ihres kranken Zustandes, unter allen Umständen ein historisches Erbe zu tragen hat. Emile ist der Sohn einer Zeit, die eine lebhafte Sehnsucht nach einem freien Weltbürgertum empfand, als Mensch das Ideal der geistreichen Köpfe, aber nur in der ungebundenen Freiheit der Kindheit möglich. Und woher einen Erzieher nehmen, der alle Forderungen Rousseaus erfüllt, der es versteht, jede Natur nach ihren inneren Bedürfnissen zu behandeln! Und soll die öffentliche Erziehung ganz unterdrückt werden? Gibt es in einer Gesellschaft, wie sie Rousseau träumt, nur reiche Schüler? Ist die Arbeit wirklich ein Vergnügen, oder kann sie in allen Fällen zu einem solchen gemacht werden? Wir sehen, Rousseau verließ gleich im Anfang den Boden der Wirklichkeit, wie er denn auch später die Lücken und Schwächen seines Systems gar wohl gefühlt zu haben scheint. — Der „Emile" enthält die berühmte „Profession de foi du vicaire savoyard", das Glaubensbekenntnis Rousseaus selbst, welches in seinem Buche über Erziehung seine natürliche Stelle findet. Rousseau war eine gläubige Natur: sein Gott war ihm nicht eine Ausflucht, eine Forderung der Logik, oder ein bequemer Hinterhalt, in den er sich, wie Voltaire, aus den Rätseln und Widersprüchen des Lebens flüchtete, sondern Bedürfnis einer glaubenshungerigen Seele. Man bedenke hier wohl die Abstammung des Gläubigen: seine Ahnen waren nicht spottlustige, gallische Bürger, bei welchen die Kirche als soziale Macht in Ehren stand, sondern Bürger eines strengen Gemeindewesens, in dem sich der Geist eines fanatischen Mannes lebendig erhielt, nicht ohne die reiche, reizende Mannigfaltigkeit eines freieren Lebens zu brechen. Auch seinem Gotte gegenüber bleibt Rousseau der gewaltsame Plebejer, der sich mit grober Forderung ihm gegenüber aufpflanzt, indem er ausruft: „Ich habe zu viel in diesem Leben gelitten, um nicht ein anderes zu erwarten. Alle Feinheiten der Metaphysik lassen mich nicht einen Augenblick an der Unsterblichkeit der Seele und einer wohlthätigeren Vorsehung zweifeln. Ich fühle sie, ich glaube an sie, i c h w i l l, ich erhoffe sie; ich verteidige sie bis zu meinem letzten Seufzer; und dieser Streit ist von allen, die ich unterhalten, der einzige, bei dem ich mein Interesse nicht vergessen habe." So spricht kein Philosoph, der, nach Stendhal's Forderung, klaren Kopfes und ohne Illusion sein soll, sondern ein fanati-

scher Sproß der alten Calvinisten, in dem der Glaubenseifer der Väter, in veränderter Form, wieder aufwacht zum Kampfe mit den Philosophen, die auf das heilige Begeisterungsfeuer seiner Seele blasen. Rousseau *will* glauben, und des Menschen Wille ist bekanntlich sein Himmelreich.

Rousseau ist der Typus des *unwissenschaftlichen* Menschen.

Durch ihn erwachte in Frankreich wieder das religiöse Gefühl, die „natürliche Religion", um sein eigenes Wort zu gebrauchen. Das Herz hat seine Gründe, die der Verstand nicht kennt, — ist für die Naturgläubigen Glaubenssatz. Für Voltaire ist Gott eine nützliche Gewalt, vielleicht eine Art Grandseigneur des Himmels; für Rousseau, wie für viele faule Menschen, der Spender innerer Glückseligkeit, der Quell eines unbestimmten, allseligen Gefühls. Der Savoyische Vikar gibt sich für keinen großen Philosophen aus, der sich den Luxus des Zweifels gestatten kann; er bietet, als Gläubiger seiner Naturreligion, Dogmen:

Ein Wille bewegt das All und belebt die Natur. Dieser Wille ist ihm, dem Gläubigen, durch Handlungen bekannt, aber er weiß nicht, wie er den Körper bewegt; er ist ihm dunkel, ohne dem Verstande und der Beobachtung zu widerstreben. Der Geist kann nicht die Materie sein: sie besitzt keine Bewegung durch sich selbst; die Ursache dieser Bewegung ist außer ihr zu suchen.

Wenn die bewegte Materie nur einen Willen anzeigt, so zeigt die nach bestimmten Gesetzen bewegte Materie eine Intelligenz. Zwar weiß ich nicht, wozu das Weltall da ist; aber es herrscht eine solche Harmonie in seinen Teilen, daß ich mir über den Sinn des Ganzen keine Gedanken zu machen brauche. Ist diese Welt ewig oder erschaffen? Gibt es ein einheitliches Prinzip der Dinge? Oder mehrere? Und von welcher Art sind sie? Ich weiß nichts darüber, und was liegt mir daran! — Was braucht auch ein Mann, wie Rousseau, der sich vom göttlichen Geist besessen wähnt, dem sein Gefühl das Kriterium aller Dinge bleibt, zu fragen, zu deuteln, zu vernünfteln! Er fühlt sich, in seiner Eigenschaft als Mensch, König dieser Erde, nicht weil er das listigste Tier, sondern weil er herrscht, weil ihm, seiner Meinung nach, die Liebe zum Guten, zur Ordnung, zur Schönheit, zur Tugend eingeboren ist, weil er sich, als un-

bestreitbares Meisterwerk der Schöpfung, zu den Sternen erheben kann. Nur eine „verworfene Seele", wie Helvetius, konnte den Menschen in die Reihe der andern Geschöpfe einfügen. — —

So darf uns das dritte Dogma Rousseaus nicht in Erstaunen setzen: Der Mensch hat einen freien Willen. — Jedem Menschen ist das Gewissen eingeboren; er weiß aus Instinkt, was gut oder böse ist: Das Gewissen ist der Instinkt der Seele. Wer ihm gehorcht, folgt der Natur.

Auch mit dem Uebel in der Welt, findet sich der antiphilosophische Schwärmer leicht ab, indem er die verführerische Behauptung aufstellt: „Sei gerecht und du wirst glücklich sein!" Übrigens gibt es ja eine unsterbliche Seele; es muß sie geben, selbst wenn wir keinen andern Beweis hätten, als den zeitweiligen Triumph des Bösen, der ja auf die Dauer alle Harmonie dieser Welt zerstören würde. Durch den Menschen selbst, durch seine Entfernung vom glückseligen Naturzustande ist das Böse in die Welt gekommen; ein Glück, daß der Mensch jenen erhabenen Instinkt der Unterscheidung zwischen Tugend und Laster mitgenommen: trotz der allgemeinen Verderbnis ist das Gefühl unfehlbar; ja, es macht sogar die Pflicht überflüssig.

Rousseau, der Leser des tugendhaften Plutarch, der blinde Eiferer, welcher solche kindliche Meinungen im Tone des Propheten vortrug, schrieb an den Erzbischof von Paris, Beaumont: „Monseigneur, ich bin Christ, aufrichtiger Christ, nach den Lehren des Evangeliums. Ich bin Christ nicht als Schüler der Priester, sondern als Schüler Jesu." Wie so viele moderne Menschen, fand sich der Mann der Naturreligion mit einer Art Urchristentum ab, auch hier im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen, denen Christentum und katholische Kirche eins und Gegenstand geistreich-cynischer Spöttereien waren: glaubten doch die Aufklärer allen Ernstes, die katholische Kirche plötzlich zerstören zu können. Später, während eines Lebens, welches den Schmerz und das Unglück ausschöpfen mußte, blieben auch dem sonderbaren Gottbesessenen die Zweifel nicht erspart; aber die Grundstimmung des gefühlseligen Vertrauens zu dem „Großen Wesen" (grand être) blieb: Rousseau war seines Seelenheiles sicher.

Fast zu gleicher Zeit mit dem „Emile" erschien das politische Hauptwerk Rousseau's, der „Contrat social", Ge-

sellschaftsvertrag, das Evangelium der späteren Convention, ja der Revolution, ein strenges, unerbittliches Buch, geschrieben mit zurückgehaltener Begeisterung, die nicht mehr des rednerischen Gepränges bedarf, um zu überzeugen, hinzureißen, zu Thaten anzuspornen.

Da die Menschen, nach Rousseau, freien Willen besitzen, so können sie sich nur durch einen Vertrag zusammen gethan haben. Rousseau steht in seinem ganzen Buche nie auf dem historischen Standpunkte. Als älteste Form der Gesellschaft betrachtet er die Familie: die Kinder bleiben oft, ohne gezwungen zu sein, in dem Kreis derselben nach gewissen Abmachungen zurück. Die Familien schließen sich nach gewissen Vereinbarungen zu Stämmen zusammen, und jeder Mann, der, ins Alter der Reife getreten, im Schoße dieser Gesellschaft bleibt, erkennt, mehr oder minder freiwillig, den Gesellschaftsvertrag an. Rousseau kümmerte sich wenig um historische Thatsachen: die Frage ist ihm eine einfache Rechtsfrage. Es gilt, „eine Form der Association zu finden, welche, mit aller gemeinsamen Kraft, Person und Besitz des Teilnehmers verteidige und schütze, und in der Jeder, indem er sich mit Allen vereinigt, doch nur sich selbst gehorcht, und eben so frei bleibt, wie vorher. Solcher Art ist das Grundproblem, welches der Gesellschaftsvertrag löst." Dieser Vertrag aber entsteht nicht dadurch, daß die einzelnen Individuen, wie Hobbes oder Grotius wollen, ihre Rechte und Freiheiten einem Einzelnen übertragen; denn „auf die Freiheit verzichten, heißt auf Mensch-sein verzichten. Zum ersten Mal spricht Rousseau von der Pflicht des Individuums, das, zum Freisein verpflichtet, seine Freiheit nicht veräußern darf, weil die Ablegung unserer Rechte unmoralisch wäre. Und wenn sich auch der Einzelne ein solches Recht herausnehmen würde, so könnte er doch ein Gleiches nicht von den Anderen, wie auch nicht von seinen Kindern fordern, die als freie Menschen und neue Teilnehmer dem Gesellschaftsvertrage beitreten und auch durch die Vaterschaft nicht ihrer Rechte beraubt werden dürfen. Doch wie wäre es, wenn alle Individuen, ohne Ausnahme, ihre Freiheit zu gemeinsamem Nutzen Aller hingäben, an die Gesellschaft, welche das Individuum gleichsam aufsaugte? Die Gesellschaft gleicht einem großen Organismus: die souveräne Gewalt dem Kopfe; Gesetze und Sitten sind das Hirn; Richter und Magistrate die Organe des Willens und der Sinne; Handel,

Industrie und Ackerbau vertreten Mund und Magen, als welche sie die gemeinsamen Nährstoffe bereiten. Die öffentlichen Finanzen sind gleichsam das Blut, welches eine weise Sparsamkeit, die Funktionen des Herzens ausübend, durch den ganzen Körper treibt; die Bürger gleichen Leib und Glieder, welche die Maschine in Bewegung setzen und ihre Arbeit sichern. Man könnte keinen Teil verletzen, ohne daß sogleich ein schmerzliches Gefühl das Hirn berührt, wenn anders das Lebewesen im Zustande der Gesundheit ist. Um zu beweisen, daß das Individuum, welches seine Freiheit an die Gesammtheit hingiebt, doch frei bleibt, behauptet Rousseau: „Indem sich Jeder Allen giebt, giebt er sich Niemandem; und da es ferner keinen Teilhaber giebt, über den man nicht die gleichen Rechte, wie über sich selbst erlangt, so gewinnt man das Gleichwertige dessen, was man verliert, sowie mehr Kraft, zu bewahren, was man schon hat." Rousseau begrenzt später selbst den Teil hinzugebender Freiheit, indem er ihn auf das beschränkt, was der Gemeinde nützen kann. Ja, er geht so weit, zu behaupten, daß der Gesellschaftsvertrag eigentlich gar nicht das Opfer der Freiheit verlange, sondern vielmehr einen Zustand schaffe, der dem früheren bei weitem vorzuziehen sei, indem alle unter gleichen Bedingungen, ohne Usurpation, ohne Tyrannei leben.

Die Souveränetät ruht im Gesammtwillen (volonté générale): ein Volk gehört sich selbst, und nur sich selbst. Die Gesetze sind sein Werk, und bestimmen allein sein Verhalten. Ein Volk kann heute in voller Übereinstimmung sagen: ich will, was ein bestimmter Mann will; aber es kann nicht sagen: ich will auch, was dieser Mann morgen will. Der Gesammtwille kann sich keine Fesseln anlegen, ohne daß dem Volke seine Qualität als Volk verloren geht. Aus diesen Prinzipien folgt natürlicher Weise nicht nur die Verdammung jeder erblichen Monarchie von Gottesgnaden, sondern auch jeder Aristokratie: Gleichheit und Freiheit (Liberté et égalité) sind notwendige Dinge der Gesellschaft. Wir finden den Glauben Rousseau's an die absolute Güte der Menschennatur wieder in der Ansicht, daß der Gesammtwille immer den öffentlichen Nutzen anstrebe, und der Bürger von Genf bleibt sich selbst getreu, wenn er, zuguterletzt, beim Glauben an die Unfehlbarkeit der Nation anlangt. Die Gesetze sind nur die Lebensbedingungen der Gesellschaft; sie suchen, durch Übereinstimmung Aller, festzu-

stellen, was der Vernunft gemäß scheint, wobei, da es sich um Menschen handelt, ein Irrtum eintreten und ein Wechsel notwendig werden kann: Ein Volk bleibt immer Herr, seine Gesetze zu verändern. Nicht verwechselt werden darf die Souveränetät mit der Regierung: diese ist nur das Organ des Gesammtwillens, als eine Gruppe von Männern, denen die Ausführung der Verordnungen und die Aufrechterhaltung der Freiheit anvertrant ist: les gouvernants ne sont que les commissaires de la nation. Eine Regierung, durch welche dem Gesammtwillen Gefahr droht, ist illegitim: Jede legitime Regierung kann nur republikanisch sein. Rousseau verwirft das Repräsentativsystem; denn von dem Augenblicke an, wo ein Mann einen Anderen beauftragt, ihn zu repräsentieren, wahrt er sich die Freiheit nur für den einzigen Wahltag. Die Souveränetät erlaubt gar keine Repräsentation, da sie, ihrem innersten Wesen nach, unübertragbar bleibt. Die Abgeordneten dürfen nur die Kommissäre des Volkes sein, nicht seine Vertreter, wie die englischen, denen in der That das Volk auf mehrere Jahre seine Freiheit abtritt. Da jedoch ein unmittelbares Eingreifen der Bürger in die Regierung nur in ganz kleinen Staaten möglich wird, so rät Rousseau zur Gründung von Staatenverbänden, zur république confédérative, als deren Muster die Schweiz gelten mag. Am Schluß seines Werkes fordert er die Einrichtung einer Staatsreligion, als welche das Recht haben soll, diejenigen zu verbannen, welche nicht an ihre natürlichen Dogmen glauben wollen. Es geht dem Schwärmer wie Plato, dem geheimen Gegner der Kunst, welcher die Dichter zwar ehrte, aber aus seinem Staat verbannt sehen wollte. Rousseau ist nicht intolerant, kann aber als Systematiker nicht umhin, Forderungen zu stellen, welche tyrannisch scheinen.

Ich habe die Grundgedanken des „Contrat social" mit aller Schärfe zusammen zu fassen gesucht. Sonderbar: Rousseau, als eine eigentümliche Persönlichkeit, als ein unberechenbares Individuum, ist der Vater einer ganz neuen Sorte Menschen geworden; aber in seinem Staate hat das Individuum als solches keinen Platz. Die französische Revolution hat das Individuum entfesselt und zugleich unterdrückt. Der Gesellschaftsvertrag, mit allen seinen offenbaren Sophismen und Wortklaubereien, enthält übrigens nicht jene radikalen Ansichten, die man darin zu finden glaubte, wie denn Rousseau zum Bei-

spiel die Ungleichheit der Güter nur gemildert haben wollte, damit es keinem Bürger möglich sei, sich zum Herrn über die Anderen zu machen, oder sich einem Anderen aus Armut zu verkaufen. Maximilian Robespierre, der fleischgewordene „Contrat social", der mittelmäßige Advokat von Arras, welcher an das Dasein des „Erhabenen Wesens" und die Unsterblichkeit der Seele glaubte, war denn auch gegen die Abschaffung des Eigentums, als treuer Schüler seines Meisters, welcher nur beim Denken die letzte Kühnheit fand. — Im Jahre 1761 erschien die „Neue Heloise", ein Roman in Briefen, welcher eine Revolution in der Weltlitteratur bewirkte. Rousseau, der Träumer, erzählt im neunten Buche des zweiten Teiles seiner Bekenntnisse, in welcher Stimmung er die schöne Jahreszeit 1756 in Montmorency verbrachte: In dem alternden Manne mit seinem plötzlich gesteigerten Selbstbewußtsein, erwachte ein glühendes Liebesbedürfnis, ohne daß er hoffen konnte, es zu befriedigen. „Von Liebesbedürfnis verzehrt, ohne es je stillen zu können, sah ich mich vor den Pforten des Alters, sterbend, ohne gelebt zu haben." Er versammelte den „Harem seiner Vergangenheit", trunken ohne Gegenstand, in beständiger Ekstase, einsam in Feld und Wald herumschweifend, ärgerlich auf die Menschen, welche kamen, um den berühmten „Bären der Eremitage" mit ihrer Bewunderung zu verfolgen. In dieser Stimmung tauchte der Plan zu einer Liebesgeschichte in dem liebesschwülen Geiste auf; das Suchen einer reichen prächtigen Landschaft, in die der unfreiwillige Dichter sein Liebespaar versetzen wollte, wurde zum aufregenden Genuß, da keine der reizenden Gegenden, die in seiner Erinnerung dämmerten, schön genug schien, die Liebenden zu tragen. Das ungewisse, fast jünglingshafte Liebessehnen des reifen Mannes sollte bald einen Gegenstand finden, und zwar in der heiter—liebenswürdigen Edelfrau, Madame d'Houdetot, der Geliebten des Herrn von Saint Lambert, Schwägerin der Madame d'Epinay; unglücklich verheiratet, wie so viele ihres Standes, war sie eine interessante Frau, die in der gefährlichsten Jahreszeit, im Frühling, öfters aus der Stadt zu dem berühmten Einsiedler herauskam. Die Gräfin d'Houdetot näherte sich den Dreißigern; sie kann als Typus der „femme de trente ans" des achtzehnten Jahrhunderts gelten; sie war nicht gerade schön, blatternarbig, kurzsichtig, aber von jungem Aussehen, liebenswürdigster Anmut, sanft, heiter, bisweilen

übermütig, treu in ihren Empfindungen gegen ihre Freunde. Saint Lambert selbst hatte seine Geliebte an Rousseau gewiesen, der in aller Freiheit mit ihr über ein Verhältnis sprach, das die Welt billigte, das die Gräfin als stilles Glück empfand. Der Vertraute wurde bald von heftigster Leidenschaft ergriffen, die ihn, wie dies immer geschah, stumm machte, bis er seinen Zustand nicht mehr ertragen konnte. Die Gräfin blieb kühl, ohne ihre heitere Liebenswürdigkeit vor den glühenden Liebesbeteuerungen, Tugendschwüren und kleinen Angriffen Rousseaus zu verlieren, der, gestachelt durch kleine Gunstbezeugungen der Freundin, in glühender Beredsamkeit seine Gefühle äußerte und sich selbst „erhaben" vorkam. Selbst bei der Niederschrift seiner Erinnerungen wird Rousseau von unheimlicher Glut verzehrt: eine Nachwirkung aller jener Schauer, Ohnmachten, zitternden Kniee, Thränenergüsse. Das seltsame Verhältnis, welches uns so recht in jene überschwängliche Zeit versetzt, gab Veranlassung zu allerlei Klatschereien. Therese wurde eifersüchtig, es kam zum Bruche zwischen dem Paar, wie Rousseau glaubte durch die Schuld der Madame d'Epinay. — Wenn wir heute, bei einem durchaus veränderten Geschmacke, die „Neue Heloise" lesen, so finden wir sie langweilig, rhetorisch, gemacht, französisch, und wir bedürfen unseres hochentwickelten historischen Sinnes, um die ungeheure Wirkung des Buches zu begreifen. Noch ehe der Roman erschienen war, befand sich ganz Paris in ungeheurer Aufregung: das mißglückte Genie Duclos sprach davon in der Akademie, die Buchhändlerläden waren von Neugierigen belagert; der Hof nahm das Buch mit Begeisterung auf, was Rousseau ganz natürlich findet, da nur eine feine Gesellschaft die reizenden Züge des Ganzen richtig würdigen könnte. Die Frauen waren berauscht: eine große Dame verbrachte die ganze Nacht mit dem Lesen des Romans, anstatt auf den Ball in der Oper zu fahren, wie Rousseau nicht ohne Selbstgefälligkeit erzählt, indem er hinzufügt, jede Eroberung in der feinsten Frauenwelt wäre ihm von da ab leicht gefallen, wenn er nicht an seiner unglückseligen Schüchternheit gelitten hätte. Die Frauen suchten, ihrer innersten Natur folgend, vor allem das Persönliche aus dieser Geschichte beredter Leidenschaft herauszufinden, und allgemein herrschte der Glaube, der Dichter habe eigene Erlebnisse geschildert. Die zärtlichen, emotionshungerigen Seelen standen mit Entzücken vor einer Leidenschaft, die sie

noch nirgends gefunden haben, selbst nicht bei denjenigen schöngeistigen galanten Grandseigneurs, deren weltmännischer Skepticismus die Fähigkeit zu einer tieferen Neigung nicht ausschloß. Man war der trockenen Galanterie müde, die aufgeregte Zeit hungerte nach zärtlicher Leidenschaft.

Julie, die Heldin des Romans ist eine echteste Tochter Rousseaus, in demselben Maße ein Produkt der Ueberkultur des achtzehnten Jahrhunderts, wie Rousseau, der deklamierende Barbar selbst. Das Jahrhundert der Grazien ist reich an Frauentypen: wir können sie auf den Bildern der zierlichen Maler, in Briefen und Denkwürdigkeiten wandeln sehen; alle die anmutigen Gestalten, die, in jeder Generation vom Zeitgeist umgeformt, mit der Revolution untergehen, weil im eisernen Zeitalter alle Lebensbedingungen für die sorglose Entfaltung solcher zartesten Blüten fehlen. Die große Dame des achtzehnten Jahrhunderts ist eine ganz eigene Blüte der Menschheit, deren langsames Entfalten wir verfolgen.

Die Frauen Racines tragen in einem schönen Körper eine zärtlich liebende Seele: die Frauen am Hofe des Königs Ludwigs XIV. suchen alle die Gunst des jungen, würdevollen, schönen Königs zu erlangen, der, als höchster Vertreter irdischer Majestät, allein der treuen Hingabe und Beglückung wert erscheint. Wer je das Glück gehabt, die kalten, pompösen Räume des verlassenen Königsschlosses in Versailles zu durchwandern, wird sich an den Zug der verewigten Frauengestalten erinnern, die da aus mythologischen und ländlichen Scenen der höfischen Maler, wie aus goldumrahmten Medaillons herabschauen, volle, üppige Gestalten mit prächtigen Armen, blendenden Schultern, kurzer eigensinniger Stirne, metallenem Blick, fetten ausdruckslosen Händen; etwa wie die stolze Montespan, bei deren Anblick der Dichter Hebbel ausrief: solch ein Weib dürfe nur ein König lieben. In ihren reichen Gewändern, voll stolzer Haltung und Majestät der Bewegungen, paßten sie in die goldstrotzenden Räume des Prunkschlosses, wo es die einzigen Höflinge gab. Schon unter dem Regenten Philipp von Orleans tauchen andere Frauengestalten auf; die majestätische Schönheit hochgebauter Leiber wird seltener und wenig mehr geschätzt. Die Frauen verfeinern sich in der trockenen Atmosphäre der Salons, die Figuren werden zierlicher und schwächlicher, das Gesicht rund, manchmal kindlich; die Linien des Mundes verlieren den hoch-

mütigen Ernst und beben in weichen Schlangenlinien, wie geformt vom leichten Spott, von graziöser Ironie; die Stirne scheint erweitert, der Kopf taucht aus einer lichten Wolke von Puder, der den rundlichen Zügen ein reizend unbestimmtes Aussehen gibt; die Schminke färbt die Wangen rosig; die Büste hat die Fülle verloren und ragt halb entblößt aus den seidenen Kleidern. Wenn die Frauen unter Ludwig XIV. Kraft oder auch Sinnlichkeit verrieten, so atmen diese späteren philosophischen Frauen eine lächelnde Anmut: der französische Geschmack des 18. Jahrhunderts verschmäht das Große, Erhabene, indem er das Hübsche bevorzugt und eine pikante Physiognomie der blendendsten Schönheit vorzieht. Nur eine Königin, wie Marie Antoinette, hatte das Recht, großartig schön zu sein. Am getreuesten hat der Maler Boucher die Frauenschönheit seiner Tage verewigt, weil er nicht, wie der melancholisch-verschlossene Watteau, ein Dichter in glühenden Farben, sondern ein nüchterner, geistreicher Franzose ohne allen Seelenadel war, seine Augen offen hielt und fleißig arbeitete. Die kalte Pompadour, welche einen ausgezeichneten Geschmack und die geistigen Neigungen der Zeit besaß, kann in der Blüte ihrer Reize als Typus der Frauenschönheit ihrer Tage gelten. Die Edelfrau zur Zeit Rousseaus war eine gebrechliche Menschenpflanze, die weniger in die zahme Natur eines englischen Parkes, als in einen hellen, lichtgoldenen Salon, in die petits appartements eines adeligen Hauses, in den Plauderstuhl oder an den Schreibtisch paßte.

Ich entnehme dem geistreichen Buche der Brüder Goncourt über „Die Frau im 18. Jahrhundert" folgenden Abschnitt: „Die Umwälzungen der Geschichte des 18. Jahrhunderts schaffen drei Formen des gesellschaftlichen Geistes und zwingen ihm drei Moden auf: der Beginn der Regierungszeit Ludwigs XV., ihr Ende um die Zeit Ludwigs XVI. bringen der Gesellschaft, welche sie umbilden und in der Folge erneuern, den Wechsel dreier Epochen, deren Physiognomie man zuerst studieren muß. Wo aber kann man diese greifen? wo sie fassen? Bieten die Bücher uns die Zeichnung, die Nuance, den allgemeinen Ton, der eine Welt schildert und wieder aufleben läßt? Finden wir in den Denkwürdigkeiten, diesem äußerlichen Geiste einer Gesellschaft, ihren belebten Ausdruck, eine lebendige Vorstellung? Nein. Wir müssen von ihnen Erinnerungen, Porträts, alles was eine Vereinigung von Frauen und Männern

an vergänglichem Laut und flüchtigen Bildern zurückläßt, verlangen.

Um aber in die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts einzudringen, um ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen, öffnen wir eine Mappe voll Stiche, und wir erblicken diese Welt, wie auf drei Bühnen, in den Salons von 1730, 1760 und 1780. Im ersten Salon ist die Gesellschaft en famille, ein geschlossener Kreis (intime), ein Vergnügen, das der Befriedigung und glücklichen Ruhe des Morgens nach einem Balle gleicht. Wenn das Auge auf dem breiten hohen Raum, zwischen den Mauern, welche Bilder nackter Baderinnen zeigen, auf den Geweben der seidenen Wandflächen, auf den schweren Armsesseln mit gewundenen Beinen, an dem Kamin, in dem ein helles Feuer flackert und über dem sich ein Spiegel, von Sirenen gekrönt, aus einer Löwenhaut erhebt, verweilt, so scheint es ihm, als ob es auf einem friedlichen Decameron ausruhe. Diese Frauen, die sich, einen Schloßhund auf den Knien, wärmen, oder in geneigter Haltung, mit leichtem Finger und gleitendem Blick, in einem Musikheft blättern oder, nachlässig, halb lachend, eine Partie l'Hombre beginnen; bis auf das junge Mädchen, das, verkehrt auf einem Sessel sitzend, sich unterhält, indem es eine Katze mit einem Wollknäuel neckt: dies ganze Bild erweckt den Gedanken an die Paradiese Watteau's, die nur das Ideal eines französischen Salons waren, mit der gleichen Milde, dem gleichen Frieden, derselben Koketterie der Haltung, demselben Lächeln der gegenwärtigen Stunde. Der Adel ist noch nicht lange versaillisiert, und man könnte in diesem wohlverschlossenen Salon noch eine Erinnerung an das Leben in den Schlössern nach den Zerstreuungen des Winters finden. Und doch hat das Leben des 18. Jahrhunderts bereits begonnen: denn schon erblicken wir die Launen seiner Moden, die galante Morgenkleidung der Frauen, mit Blumen auf weißem Grund, die platten Hüte, die Federn und Pelzkrägen. Ueber den Büchern glaubt man einen Geist zu spüren, der von Boccaccio kommt und zu Marivaux hinleitet. Hie und da, in der Nähe eines Mannes mit dominoartigem Mantel, in der Ecke eines Lehnsessels auf orientalischem Teppich, auf dem eine sammtene Spielbörse liegt, hängt eine Maske, die Maske der Renaissance: schwarz an den Backen, weiß am Mund, wie die des Harlekin; die Maske der Bälle und Narreteien, welche die Nächte von Paris den Venetianern geraubt.

Der zweite Salon des Jahrhunderts ist voller Lärm und Glanz: im Hintergrunde bauscht sich der Brokat zu Portieren auf, über denen Liebesgötter spielen und scherzen. Frauenbildnisse lächeln aus den Medaillons der Fensterpfeiler. Aus den Rosetten der Decke steigen Kronleuchter aus böhmischem Krystall herab, strahlend von Kerzen. Die Lichterfluten seiner Arme werden von Spiegeln zurückgeworfen. Tafelzeug von Germain und Pyramiden von Früchten zeigen sich durch eine geöffnete Türe, auf dem Büffet. Das ist das sprühende Vergnügen, der Ball: Tamburin, Flöte, Baßgeige und Violine werfen ihre Akkorde von der Höhe eines Podiums herab. Seidene Schuhe rauschen auf dem rautenförmigen Parket; auf den Busen hüpfen Ketten, Sträuße blühen auf den Kleidern, Uhren schaukeln am Gürtel, Diamanten werfen Funken aus den Haaren. In der Mitte des Saales verbindet der Tanz die Paare und verschlingt die handschuhlosen Hände: schlanke Cavaliere ziehen die leichten Tänzerinnen heran, die Spitzen verknittern an den Pelzmanschetten, die Lozin aus den Mänteln polnischer Prinzessinnen geschnitten. Die Plauderei fliegt und lächelt, die Frauen fächeln sich und flüstern sich Dinge in die Ohren. Malteser und Ritter vom Heiligen Geistorden machen, über einen Sessel geneigt, neuvermählten Frauen den Hof. In der Nähe des Feuers versammelt sich das Alter und vergnügt sich an Erinnerungen. Wollüstige Freude! Berauschendes und feines Fest! Der Maler, welcher uns dieses köstliche Bild hinterlassen, scheint auf einem Blatt Tanz und Liebe, die Jugend der Zeit mit ihrer edeln Eleganz, die Blüte der Aristokratinnen in der Stunde ihres vollen Triumphes, festgehalten zu haben. (Le bal paré, dessiné par M. de Saint-Aubin.)

Zwischen einem Salon aus der Zeit Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. besteht der Unterschied zweier Regierungszeiten. Der Salon des fünfzehnten Louis öffnete sich auf die Gegenwart, der des sechzehnten auf die Zukunft. Seine Mauern, seine ganze Architektur werden düsterer, wie Hof und Gesellschaft durch den Reformbetrieb, durch Ernst und Steife. Wohl spielen noch Liebesgötter an der Decke, aber vergessen, wie Geister der Vergangenheit; schon sind die Pfeiler an den nackten Schlußbögen der Spiegel nackt. In diesem großen Salon, in welchen allein zwei Hunde einigen Lärm bringen, gibt es keinen Tanz, keine Betäubung mehr, keine Paare, sondern nur noch

zerstreute Gruppen: zwei Frauen spielen an einem Tische mit einem Mann, indem sie sich umwenden, sich die Karten zu zeigen und zu beratschlagen. An einem Tric-trac-tische sitzen eine Dame und ein Abbé; eine andere plaudert am Kamin, eine junge liest am Fenster. Das ist noch die Gesellschaft, aber ohne Vergnügen. In diesem Salon atmet man bereits die Luft von 1788 und 89; die Plauderei nimmt die Form der Dissertation an, das Spiel scheint der Langeweile Zeit abzugewinnen, die Lektüre taucht die Stirne der Frau in Ernst: man wartet, bereitet sich vor, lauscht; und wenn man lacht, so lacht man über Turgot. Spiel, Lektüre, zerstreute Gruppen, Kälte, Trockenheit: alles in diesem Salon, den Lawrence gemalt, weist auf eine Gesellschaft, welche, nachdem sie die Anmut verloren, düster wird." (E. et J. de Goncourt: La femme au XVIII. siècle, pag. 39—43.) Man könnte mit dem berühmten Spottliedchen ausrufen: diese Verdüsterung,

C'est la faute à Rousseau!

Wenn die Natur, die weder Gut noch Böse kennt, in ihrer Häßlichkeit und Schönheit, mit ihrem großen unaussprechlichen Frieden in einen Salon blickt, wo alles zopfiges Menschenwerk ist; wenn der Laut eines hochgeschwollenen Meeres von Elend in das anmutreiche Lachen der Erdengötter tönt, da mag auch der heiterste Raum düster werden, vom unerbittlichen Hauche eines großen Schicksals durchweht. Vielleicht las die Dame im letzten Salon in den Schriften Rousseau's, in der „Neuen Heloise", geistreiche Bemerkungen über Jugend, Kunst, Natur, Musik und Liebe.

Leidenschaftliche Leute, wie der Vergötterer der Energie, Stendhal, haben behauptet, die Liebe sei in Frankreich seltener als sonstwo zu finden: in der That, die Frauen vor Rousseau waren bessere Freundinnen als Liebende; sie legten, als Töchter einer kaltsinnlichen Zeit, vielleicht zu wenig Wert auf die letzte Gunst, um sich in Liebesleidenschaft zu verzehren. Man genoß das Leben, indem man geistreiche Briefe schrieb, sich mit den Wissenschaften abgab, wie die göttliche Emilie Voltaire's, Venus-Newton, das Herz auf der Zunge trug, geistreiche Maximen über Moral und Sitte schmiedete und mit den intimsten Erlebnissen Staat machte. Die Natur ist wortkarg, jede reife Civilisation hingegen geschwätzig. Obwohl Rousseau's Einfluß auf die Frauen allmächtig war, so blieben doch einzelne Naturen,

wie die geistreiche Lästerbase Marquise du Deffant und die reizende Frau des Ministers, Herzog de Choiseul, der alten gallisch-heiteren Tradition treu, welche in dem Bürger von Genf einen Charlatan der Tugend erblicken mußte. Die Frau ist in viel höherem Grade ein Geschöpf des milieu, als der Mann, und so ist denn auch die Julie Rousseau's kein Lebewesen der freien Natur, sondern einer höchst verdorbenen Gesellschaft, welche sich, wie geistreiche Leute zu thun pflegen, selbst beurteilte, selbst vergötterte, ohne sich gerade gut zu kennen. Dieser Julie fehlt, wie allen Französinnen von dreißig oder mehr Jahren, die reine Naivetät des Herzens, der Zauber einer naturfrischen Persönlichkeit: sie ist, man kann es nicht genug betonen, die geistige Tochter eines Litteraten von wollüstiger Natur, welche an allen Krankheiten der Zeit leidet; sie spricht, wie Rousseau selbst, in unausstehlicher Weise über die Tugend und kommt doch zu Fall. Die Marquise Pompadour, welche, als Maitresse des Allerchristlichsten Königs, in der alten Tradition verharren mußte, spottete in einem Briefe an eine Freundin witzig über diese Tugendenthusiastin: „Welch ein langweiliges Wesen ist doch diese Julie! Wie viel Vernünftelei und tugendhaftes Geschwätz, um endlich mit einem Manne zu schlafen!" Der Hang zum Raisonnieren in zweideutigen Lagen ist vielen Frauen dieser Epoche gemeinsam, als ein Zug der Galanterie, die in Frankreich, vor allem am Hofe, ihre Heimat hat. Rousseau ist nicht galant, ja, er haßt die Galanterie, diese Blüte der französischen Civilisation, als ein Plebejer, dem Anmut und sichere Frechheit des schönschwätzenden Edelmanns fehlen. Wenn man Rousseau mit den lüsternen Erzählern des Ancien Regime vergleicht, so erscheint er wirklich als großer Dichter, und so verspürten denn auch die Schmetterlinge der Salons einen Hauch von Poesie, zumal auch die ganze Nation geneigt ist, blühende Rhetorik als Sprache der Dichtkunst hinzunehmen. Rousseau zog es, seiner eigenen Natur folgend, vor, bei den Frauen „sublim" zu sein, mit dem Reichtum eines leidenschaftlichen Herzens zu glänzen, das mit mißtrauischer Sicherheit fühlte, wie schlecht ihm die leichtfertige, tändelnde Sprache der müßigen Eroberer stand. Die Zeitgenossen täuschten sich nur halb, wenn sie in Rousseau das Urbild des Saint-Preux sahen. Dieser war ein Plebejer, wie Rousseau selbst. Die Liebe eines bürgerlichen Mannes zu einer Frau der vornehmen

Gesellschaft war nichts Neues: die nachsichtigen philosophischen Ehemänner erlaubten ihren Frauen herabzusteigen, wenn sie nur Prinzen und Lakaien verschmähten, vor welchen Extremen ein geistreicher Mann seine galante Frau warnte. Viele solcher leichtfertigen Verbindungen der Geschlechter, welche der vergötterte Geist auf eine Höhe trug, erregten in der übermütigen Welt weiter kein Aufsehen. Neu hingegen war die Liebe eine Plebejers zu einem vornehmen Mädchen, das, der Sitte gemäß, seinen Gatten aus der Hand der Eltern empfangen sollte. Freilich verliert Saint-Preux, als der Einzelne vor einer mächtigen Gesellschaft, seine Geliebte, aber mit ihm war doch der Plebejer in die Litteratur eingeführt und eine Welt neuer Konflikte geschaffen. Napoleon tadelte, in seiner berühmten Unterredung mit Goethe zu Erfurt, mit Unrecht die Vermischung zweier Motive im Werther: nämlich der Leidenschaft und des plebejischen ressentiment. War der klassische Lateiner, welcher in seiner Jugend die ganze Wertherei durchgemacht und aus Italien, an den Vorabenden seiner Schlachten, glühende Wertherbriefe an die Kokette Josephine geschrieben hatte, aus ästhetischen Gründen, als Bewunderer Corneille's gegen diese gerechtfertigte Gleichstellung zweier Motive? —

Als Rousseau seinen Roman plante, war er sich eines eigentümlichen Widerspruches gar wohl bewußt: er, der leidenschaftliche Prediger gegen alle Verderbnis der Civilisation, schrieb selbst einen glühenden Roman, welcher tugendhaften Seelen als eine unsittliche Liebesgeschichte erscheinen mußte. So erklärt er denn in der Vorrede: „Große Städte bedürfen der Schauspiele, verdorbene Völker der Romane. Ich habe die Sitten meiner Zeit gesehen und dieses Buch veröffentlicht. Warum habe ich nicht in einem Jahrhundert gelebt, wo ich es hätte ins Feuer werfen müssen.“ Diese Worte verhüllen nur schlecht den Genuß, welchen der sinnlich überschäumende Dichter an seinem eigenen Werke nahm. Um jedoch im Tone des strengen Sittenrichters weiter sprechen zu können, beschloß er, — und auch dies war eine Neuheit! — der Tugend den Sieg zu verleihen, Alle zu befriedigen, indem er dem Roman einen anderen Ausgang gab, vor allem aber, in der Vorrede den Teufel an die Wand zu malen: „Jeder Mensch muß für diejenigen Bücher einstehen, die er veröffentlicht. Ich nenne mich an der Spitze dieser Briefsammlung, nicht, um sie mir anzueignen,

sondern um sie zu verantworten .... Dieses Buch ist nicht gemacht, um in der Gesellschaft zu kreisen und eignet sich für wenige Leser. Der Stil wird den Leuten von Geschmack, der Gegenstand den Gestrengen mißfallen; alle Gefühle werden Denjenigen unnatürlich scheinen, die nicht an die Tugend glauben. Es muß den Frömmlern, den Lüstlingen, den Philosophen wider den Geschmack gehen; es muß die galanten Frauen verletzen und die reinen skandalisieren.... Was die Mädchen anbetrifft, so ist das eine andere Sache. Nie hat ein keusches Mädchen einen Roman gelesen. Diejenige, welche, trotz des Titels, auch nur eine Seite zu lesen wagt, ist ein verlorenes Geschöpf; doch gebe sie dem Buche nicht die Schuld: das Uebel war schon vorher geschehen." In der zweiten Vorrede, welche in der Form eines Gespräches dem Buche vorangedruckt steht, bemerkt Rousseau über den tugendhaften Ausgang: „Ich ziehe keinen Vergleich zwischen Anfang und Schluß des Werkes. Die Einzelheiten des häuslichen Lebens verwischen die Fehler des ersten Alters: Die keusche Gattin, die verständige Frau, die würdige Familienmutter lassen die schuldige Geliebte vergessen."

Der Aesthetiker muß sich erlauben, anderer Meinung zu sein als Rousseau: er wird die Schwäche des Romans in der durchgearbeiteten These erkennen, die in dem Contrast des liebevoll geschilderten Fehltrittes und der bewußten Tugend ihre Stärke zu finden glaubt. Die einzelnen dichterischen Schönheiten der ersten, besseren Hälfte, die seelenvollen Naturschilderungen, der glühende Ausdruck einer wahrhaft jungen Liebessehnsucht haben großartige Wirkungen gethan, deren Spuren wir überall begegnen. Rousseau ist der Vater der modernen Litteratur; aber die „Neue Heloise" ist veraltet. Männer von feinstem modernen Geschmacke sagen: ein unausstehliches Buch, das uns eine Arbeit auferlegt, wenn wir es genießen wollen. Das 19. Jahrhundert hat gelernt, was eigentlich Poesie ist. Wenn wir die Reihe der vornehmen oder geringen Gönner Rousseaus, alle die Herzöge, Grafen, Marquis, Frauen mit schönen Seelen mustern, die der kranke Misanthrop von seiner Wohnung in dem lärmenden Mittelpunkte der Stadt Paris ausschloß, so bleiben unsere Augen auf dem guten Saint-Pierre, dem Verfasser der Idylle „Paul und Virginie", haften, dem einzigen Manne, dem der mißtrauische Mann der Natur den Eintritt

in sein armseliges Heim gestattete. Bernardin de Saint-Pierre ist der erste große Landschafter nach Rousseau, ein größerer Künstler, vor allem ein größerer Colorist. Wenn es, in den Augen vieler bösen Leute modernsten Schlages, fraglich ist, ob Rousseau, mit seiner bornierten Auffassung des Menschen, durch die Schriften, welche dem dämonischen Groll des Plebejers entsprangen, Gutes gethan hat — die französische Revolution spricht im Allgemeinen, auch bei gut modernen Geistern, gegen ihn — so verdanken ihm doch die aristokratischen, überfeinfühligen Menschen ein besonderes Glück ihres Lebens; er ist, wenn nicht der Urheber, so doch die nähere Ursache, daß ein lebhaftes Naturgefühl in ganz Europa erwachte; an diesem beglückenden Erbe Rousseau's haben alle Teil: die Müden, Unruhigen, Stillen, Seichten, Tiefen, mögen sie nun, mit Schopenhauer, an den seligen Stillstand des sündigen Willens vor der Schönheit glauben, oder, als Menschen mit den gebildeten Augen eines Malers heiteren Sinnes die unerschöpfliche Mannigfaltigder Natur bewundern. Von der sonnigen Wehmut, die den modernen Naturbetrachter erfüllt, wenn er in der ruhigen Landschaft den wunderbaren Frieden der Natur zu empfinden glaubt, kannte Rousseau nichts. Im Gegenteil, ein Gefühl freudiger Stimmung, sehnsüchtiger Fülle ergreift ihn, wenn er der verschleierten Berge und lachenden Landschaften seiner Heimat gedenkt; jünger als die Modernen, besaß er die quellende Naivetät ursprünglicher Naturen, während wir in der Natur uns selbst, mit allen Zweifeln, mit der Sehnsucht der vergötternden Müdigkeit, mit dem Hunger empfindungsbedürftiger Seelen genießen. Rousseau besaß keinen Sinn für das Pittoreske: er lebte, während der aufnahmefähigsten Jugendjahre, eine Zeitlang in Venedig, in der goldenen Abenddämmerung seiner meerumspannenden Herrschaft, da noch die südlichen Leidenschaften eines sonnigen, bunten Lebens den geheimnisvollsten Schimmer auf die aristokratische Republik werfen mußten; aber er fühlte nichts vom Zauber des versteinerten Märchens, so Venezia geheißen, er sah weder seine Malerei, den blühenden Widerschein eines schönheitsvollen Lebens, noch seine Architektur; er genoß nicht Vergangenheit und Zukunft in jener seltsamen Mischung des Gefühls, das wir kennen und lieben, indem wir, unseres hohen Ueberblickes wehmütig froh, das Nächste mit dem Fernen verbinden, alles zur größeren Vertiefung unserer Persönlichkeit, um die die Wogen des Geistes aller Zeiten fressend schäumen.

Bei Rousseau ist die Natur sehnsüchtig geschauter, naher oder blaudämmernder Hintergrund eines bewegten Lebens: zumeist ist sie freundlich nahe, sonnig und heiter; sie weckt nicht jenes Gefühl des Contrastes zwischen ihrem ewigen Leben und der kurzen Dauer eines Daseins, über dem der Schmerz als Lampe schwebt. Der harmonische Ton der Glocken, der wechselnde Gesang der Vögel, die Schönheit des lichtklaren Tages, die Holdseligkeit der Landschaft empfindet Rousseau als liebenswürdiger Taugenichts, der mit seligem Herzen die Welt durchzieht und die Gegenwart genießt. Er raffiniert nicht den erhaltenen Eindruck, er weiß nicht, daß man seine Phantasie züchten, orientalisch oder nordisch färben kann. Sein Naturgefühl ist nur leicht sentimental, aber persönlich und steht im vollsten Gegensatz zum plastischen Naturgefühl, das eine besondere Anlage und klare Augen will und zu dem viele Naturen nie gelangen.

Die glücklicheren aber auch roheren Alten hatten sich begnügt, die Natur ohne alle Sentimentalität aufzufassen und, falls sie schrieben, in klaren Strichen festzuhalten. Für Horaz, mit seinem

O rus quando te adspiciam!

ist die Natur ein heiterer Ort der Stille, der Sammlung, wo man in der heißen Jahreszeit schreibt, denkt, dichtet, liebt, wo unter schattigen Bäumen, bei lieblichem Rauschen der weißschäumenden Quellen, die Stunden heiter dahinfliegen und an das carpe diem des geistreichen Epikuräers mahnen.

Rousseau ist der erste große Landschafter in der neueren Litteratur.

Unser großer Dichter des Mittelalters, Gottfried von Straßburg, entwirft entzückende Landschaften, von leuchtender Frische der Farben, voll frühlingshafter Herrlichkeit:

Da waren kleine Waldvögelein,
Die der Ohren Freude sollen sein,
Blumen und Blüten, Gras und Kraut,
Und was das Auge gerne schaut,
Was edle Herzen erfreuen soll,
Deß war die Sommeraue voll.
Da fand man, was man wollte,
Was der Maie bringen sollte,
Den Schatten zu der Sonnen,
Die Linden bei den Bronnen,
Die sanften, linden Winde,

Die Marke's Hofgesinde
Höfisches Kosen brachten.
Die lichten Blumen lachten
Aus dem betauten Grase.
Des Maien Freund, der grüne Rase,
Hatte aus Blumen sich gemacht
So wonnigliche Sommertracht,
Daß sie die lieben Gäste
Empfing mit eigenem Feste.

(Tristan und Isolde, Vers 548—568, übersetzt v. H. Kurz.)

Hier, in diesem entzückenden Bilde, gewahren wir nur leuchtenden Vordergrund, ohne Abstufung der Farben: es fehlt mit einem Worte die Perspektive.

Die italienische Renaissance, welche so viele Herrschermenschen gezüchtet, gelangte in Papst Pius II. (Eneo Silvio Piccolomini) zum Genuße der landschaftlichen Natur. Ueber ihn sagt Burckhardt in seiner „Kultur der Renaissance" (II, 22.): „Sein Auge erscheint so vielseitig gebildet, wie dasjenige irgend eines modernen Menschen. Er genießt mit Entzücken die große panoramatische Pracht der Aussicht vom höchsten Gipfel des Albanergebirges, dem Monte Cavo, von wo er das Gestade der Kirche von Terracina und dem Vorgebirge der Circe bis nach Monte Argentaro überschaut und das weite Land mit all den Ruinenstädten der Urzeit, mit den Bergzügen Mittelitaliens, mit dem Blick auf die ringsum grünenden Wälder und die nahe scheinenden Seen des Gebirges. Er empfindet die Schönheit der Lage von Todi, wie es thront über seinen Weinbergen und Oelhalden, mit dem Blick auf ferne Wälder und das Tiberthal, wo die vielen Kastelle und Städtchen über dem schlängelnden Fluße ragen .... Aber auch das einzelne malerische Motiv im engeren Sinne beglückt ihn, wie z. B. jene in den Bolsanersee vortretende Landzunge, Capo di Monti: „Felstreppen von Weinlaub beschattet, führen steil nieder ans Gestade, wo zwischen den Klippen die immergrünen Eichen stehen, stets belebt vom Gesang der Drosseln." Aber während der feingebildete, harmonische Italiener durch die Dichter der Alten zur Natur gelangt, empfängt Rousseau seine Eindrücke unmittelbar von seiner schönen Heimat. Das Gefühl reizender Naturschwärmerei vertiefte sich sehr rasch im „Werther"; in seinen späteren Jahren zeichnet Goethe die Natur mit einfachen, klaren Strichen, sich des heiteren Eindruckes freuend, der das Gefühl

einer allseitig strebenden Persönlichkeit in beglückender Weise erhöht.

Große Geister wirken zeugend, nicht nur auf ganze Geschlechter, sondern auf Jahrhunderte. Indem ich versuche, den gewaltigen Einfluß Rousseau's, des Rousseauismus auf die Nachwelt zu schildern, möchte ich jenes Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" in ein anderes umwandeln: „An ihren Söhnen sollt ihr sie erkennen."

Wenn die Entwickelung des modernen Geistes in Frankreich eine harmonische Verschmelzung des 18. Jahrhunderts, des Voltaireismus und Rousseauismus, anstrebt, nicht ohne zeitweiligen Erfolg, so dürfen wir wohl sagen, daß diese Mächte auch heute noch die Geister befruchten; aber abgesehen von einer solchen modernsten Verschmelzung, die immer nur in der Geschichte eines Individuums bedeutsam wird und glückliche Anlagen, begünstigende Umstände, vor allem eine ursprüngliche Natur verlangt, können wir das Schauspiel einer ähnlichen Entwickelung an unserem größten Manne beobachten, der, von Rousseau beeinflußt, seine glückliche, glorreiche Laufbahn begann und auf der Höhe seines reichen Lebens die gerechteste, wenn auch nur höchst allgemeine Würdigung des Mannes und Schriftstellers Voltaire schreiben konnte, die wir besitzen. Goethe ist Werther, aber nur für kurze Zeit, wie denn dieser moderne Mensch die beglückende Gabe der inneren Umgestaltung und Erneuerung in hohem, ja im höchsten Grade besaß; weshalb er auch in einem arbeitsreichen Leben alle Männer seiner Zeit hinter sich ließ, ja eigentlich heute noch nicht eingeholt ist, sondern nur Wenigen als milder Führer durch das Leben dient. Werther—Goethe besitzt alle Eigenschaften Rousseau's: den Stolz des geistig hochstehenden, aber niedrig geborenen Mannes; das überströmende, stimmungsselige Naturgefühl; die tiefe Innigkeit; die Vorliebe für niedere Lebensstellungen und einfache Leute, deren Herzensgüte und Natur ihn beglücken; die Traumseligkeit des schön gestimmten Herzens; die Mißachtung der Gesellschaft, welche an verjährten Gebräuchen haftet; die kindische Unfähigkeit, sich in irgend eine Lebensstellung zu fügen; den Mangel an jeglichem Pflichtgefühl. Eines fehlt: es ist der schwülsinnliche Untergrund der Natur Rousseau's. Für Rousseau war das Dichten nicht erfreuend, wie für Goethe, sondern nur ein selig-unseliger Zwang. Er konnte nie an seiner Bildung

arbeiten, sich nie der Welt unterordnen, um sie zu beherrschen, nie jenes mißtrauische Schamgefühl des Plebejers bezwingen, dem die Gesellschaft als höhnische Macht gegenüber getreten. Bei Goethe geht die krankhafte Sehnsucht der Natur unter in der erhabenen Ruhe des Weisen, in der Weltanschauung Spinoza's, wie sie uns aus der hochbedeutsamen Auslassung des Dichters aus dem Jahre 1780 entgegen spricht. „Natur! wir sind von ihr umgeben und umschlungen, unvermögend, aus ihr herauszutreten und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen. — Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war kommt nicht wieder, alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen.

Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Contrasten, ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung, zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem übergossen.

Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen. — Sie verwandelt sich ewig und ist doch kein Moment Stillstehen in ihr. Für's Bleiben hat sie keinen Begriff und ihren Fluch hat sie an's Stillestehen geheftet.

Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber nicht als Mensch, sondern als Natur. — Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. — Sie freut sich an der Illusion, wer diese in sich und anderen zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft. — Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor, und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen, die Bahn kennt *sie*.

Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. — Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so Wenigem erreicht. Jedes Bedürfnis ist Wohlthat; schnell befriedigt, schnell wieder erwachsen.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe.

Nur durch sie kommt man ihr nahe.

Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen und alles will sich verschlingen.

Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit.

Sie ist gütig; sie ist weise und still.

Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt.

Sie ist ganz und doch immer unvollendet. So wie sie's betreibt kann sie's immer treiben.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr; nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst."

Aber jede Entwickelung, mag sie auch ruhig in den Bahnen einer alten Kultur verlaufen, ist schmerzensreich: das Individuum, welches einst, aus dem lauten Bedürfnis nach unverfälschter Natur, gegen eine ganze Welt aufzutreten wagte, trägt ewig an der einstigen Mißstimmung, welche nur entstand, weil keine einheitliche Kultur ihm freudige Bahnen anwies. So hat sich denn Goethe, der Künstler der eigenen Persönlichkeit, oft genug über das Zweifeln und Schwanken des modernen Menschen, über seine Ratlosigkeit, über sein gezwungenes Tasten ausgesprochen, und nicht am undeutlichsten in dem kleinen Aufsatze „Antik und Modern", wo er erzählt: „Ein geübter Diplomat, der meine Bekanntschaft wünschte, sagte, nachdem er mich bei dem ersten Zusammentreffen nur überhin angesehen und gesprochen, zu seinen Freunden: Voilà un homme qui a

eu de grands chagrins! Diese Worte gaben mir zu denken. Der gewandte Geschichtsforscher hatte recht gesehen, aber das Phänomen blos durch den Begriff von Duldung ausgedrückt, was er der Gegenwirkung hätte zuschreiben sollen. Ein aufmerksamer, gerader Deutscher hätte vielleicht gesagt: „Das ist auch Einer, der sich's hat sauer werden lassen."

Und wenn Goethe, den man als einen der großen Glücklichen betrachtet, an seiner Entwickelung zu leiden hatte, weil er nicht, wie Shakespeare, aus einer reinen ungebrochenen Natur herausschaffen konnte, wie mag es Naturen gehen, die wie Rousseau krank auf die Welt kommen. Goethe wird durch seine Entwickelung Antiromantiker, der Typus jener harmonischen Kultur, der die Geistesaristokraten dieser Zeit nachzustreben haben. Rousseau aber ist der erste Romantiker: sein Ideal ruht in der Vergangenheit. Trotz seiner mangelhaften Erziehung im Besitze der Bildung seines Zeitalters, ist er doch bildungsfeindlich gesinnt. Wir finden den ungeheuren Kultus des eigenen Ichs bei seinen Söhnen ins Maßlose gesteigert. Rousseau schrieb zunächst für eine Nation, welche zwar nicht die Heroenverehrung, wohl aber die sklavische Nachahmung großer Persönlichkeiten kennt: unter den Franzosen gibt es die meisten jener Menschen, welche Stendhal „hommes—copies" nennt. Diese pflegen bald genug zu verschwinden; mit ihnen entstehen die tüchtigeren Talente, die den Geist ihres Meisters weiter ausbilden, auf die Spitze treiben, oder — verneinen. Die Kinder Rousseaus in Frankreich sind: Madame de Staël, die Meisterin der Uebergangslitteratur; Chateaubriand, George Sand, die Sozialisten, die Naturalisten, welche den Ruf nach unverfälschter Natur, nicht ohne polemische Hintergedanken, wieder erheben, indem sie als Künstler Objektivität erstreben.

Der interessanteste Sohn Rousseau's ist, ohne Zweifel, der edle Vicomte François de Chateaubriand, René. (Denn Chateaubriand hat sich in diesem Büchlein selbst geschildert; allerdings ohne die Offenheit des Plebejers Rousseau, da er, als Aristokrat von satanischem Stolze, ein feineres Gefühl für das Lächerliche besaß.) Auch er wächst fern von einer Kultur auf, die er bekämpfen wird; auch er kennt jene trostlosen Stimmungen des jungen, hochbegabten Gemütes vor der Einsamkeit, jenes geheimnisvolle Erwarten der großen Dinge, die da kommen sollen. Obwohl zum Adel gehörig, fühlt er

sich der vornehmen Gesellschaft fremd, aus Stolz, weil er nicht gleich eine glänzende Rolle spielen kann; er teilt das Los seiner Standesgenossen, ohne je an ihrem Leben teilgenommen zu haben, und lernt im Exil das bitterste Elend kennen. Er hält den Zeitgenossen sein eigenes Bild entgegen, aber indem er es in eine höhere poetische Sphäre entrückt, und erzielt ungeheuere Wirkungen. Rousseau predigte Rückkehr zur Natur, Chateaubriand suchte sie, wo sie noch zu finden war, nämlich in den Urwäldern Amerikas, und wurde der Entdecker einer wirklich poetischen Welt, bei deren Anblick sich die französische Phantasie erneuerte. Er ist ein größerer Künstler, der die Sprache Rousseau's umschmiedet zu einem Instrumente, das geheimnisvolle Orgeltöne erklingen läßt. Er ist ein großer Landschafter, der farbige Gemälde komponiert*). „Ueber den Bäumen, am entgegengesetzten Horizonte, ging der Mond auf. Das einsame Gestirn stieg nach und nach am Himmel empor: bald folgte es friedlich seiner azurnen Bahn, bald ruhte es auf Wolkenmassen, die dem Gipfel schneegekrönter Berge glichen. Diese Wolken rollten, ihre Schleier entfaltend und zusammenziehend, in durchschimmernden weißatlaßenen Bändern dahin, flogen auseinander wie leichte Schaumflocken, oder bildeten im Himmelsraume blendende, baumwollweiße Bänke, die dem Aug' so sanft erschienen, daß es ihre Weiche und Elastizität zu fühlen

---

*) La lune se montra au-dessus des arbres, à l'horizon opposé. L'astre solitaire monta peu à peu dans le ciel: tantôt il suivait paisiblement sa course azurée, tantôt il reposait sur des groupes de nuées qui ressemblaient à la cime des montagnes couronnées de neiges. Ces nuées ployant et déployant leurs voiles se déroulaient en zones diaphanes de satin blanc, se dispersaient en légers flocons d'écume ou formaient dans les cieux des bancs d'une ouate ébbuissante, si doux à l'oeil qu'il croyait ressentir leur mollesse et leur élasticité. La scene sur la terre n'était pas moins ravissante: le jour bleuâtre et vélouté de la lune descendait dans les intervalles des arbres et poussait des gerbes de lumières jusque dans l'épaisseur des ténèbres... Dans une savanne, de l'autre côté de la rivière, la clarté de la lune dormait sans mouvements sur les gazons; les bouleaux agités par les brises et dispersés çà et là formaient des îles d'ombres flottantes sur cette mer immobile de lumière. Tout aurait été silence et repos, sans la chute de quelques feuilles, le passage d'un vent subit, le gemissement de la hulotte; au loin, par intervalle, on entendait les sourds mugissements du Niagara, qui, dans le calme de la nuit, se prolongaient de désert en désert et expiraient à travers les forêts solitaires.

großen Schriftsteller zu verachten, als einen Mann, der nur auf plebejische Naturen wirken kann. Wie viele Männer des 18. Jahrhunderts, das zugleich ein Anfang und ein Ende, hat er vor Allem für sein Zeitalter gekämpft und die Unsterblichkeit erlangt, indem er den Besten seiner Zeit genug gethan.

Sainte-Beuve und H. Taine.

Wir wissen von keiner Welt, als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist.

Goethe

Ich habe mich oft gefragt, ob die Vernachlässigung, die Lessing heute erfährt, trotz seines klaren Stils, den er bei den Franzosen geschmeidigt, nicht in der Methode unseres großen Schriftstellers ihre Ursache hat. Lessing übte, wie sein ganzes Jahrhundert, eine dogmatische Kritik, während wir eine wissenschaftliche, eine naturwissenschaftliche Methode verlangen. Jeder Kritiker, der sich auf ein philosophisches System stützt, von dem, als von einer sicheren uneinnehmbaren Burg aus, er seine Ansicht über ein Kunstwerk zu gewinnen und seinen Zeitgenossen als unumstößliche Wahrheit aufzudrängen sucht, läuft Gefahr, die Wahrheit zu übersehen; oder, er wird, von einem reichen geistigen Erbe bedrückt, vieles in ein Werk hineinlesen und wenig geneigt sein, vor allem den Urheber desselben zu suchen. Wir aber sind heute kaum geneigt, ja, wir dürfen es nicht einmal wagen, den Meister vom Werke zu trennen; wir glauben, daß wie der Baum auch die Früchte sein müssen. „Erfahrung kann sich ins Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne reiner und vollkommener werden. Jener steht das Universum nach allen Richtungen offen; diese bleibt innerhalb der Grenze der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen", wie der größte deutsche Kritiker, Goethe — denn unser größter Dichter ist, bezeichnender Weise, auch unser größter Kritiker — meint. (Maximen und Reflexionen III, 539). Indem der Kritiker des 18. Jahrhunderts, heiße er nun Lessing oder Addison, sein Amt ausübte, glaubte er, gestützt auf ausgezeichnete Kenntnisse und einen wohlgebildeten Geschmack, auf gewisse Regeln, auf die Autorität großer Geister, nicht nur seine eigene Meinung, sondern die der größten Anzahl seiner Leser auszusprechen, welche die gleiche Bildung besaßen.

Gefallen und Mißfallen waren die beiden Pole, zwischen denen sich der gelehrte Kritiker bewegte.

Goethe, nach der Meinung Sainte-Beuve's der größte moderne Kritiker, verfuhr anders: ihn interessierte vor allem das Phänomen Mensch, so daß man mit einigem Recht sagen konnte, das größte Ereignis im Leben des Dichterfürsten sei seine Bekanntschaft mit der größten Erscheinung der Zeit, mit Napoleon, gewesen. Indem Goethe an einer Erscheinung das Menschliche aufsucht und, gemäß seiner stets gesteigerten Erfahrung, klaren Auges und liebevoll heiteren Sinnes in meisterhafter Prosa festhält, läuft er nicht so leicht Gefahr, ein Werk zu schaffen, das rasch veralten wird; denn das Reinmenschliche, wenn es von einem klaren Auge wahrgenommen und aus großem Reichtum des Geistes ergänzt wird, muß von den Spätgeborenen mit gleichem Interesse erfaßt werden, als von den frischgenießenden Zeitgenossen. Man kennt Goethe's Abneigung gegen das „historische Fach", von dessen Studium er keinen großen Nutzen erwartete, und so ist denn auch in der That seine Kritik ohne eigentlichen historischen Charakter geblieben. Aber indem ihn ein prachtvolles Phänomen, wie Benvenuto Cellini, anzieht und zur Aeußerung reizt, wird er gezwungen, auch die Zeit, welche einen so außerordentlichen Menschen hervorgebracht, zu studieren, zu durchdringen, sich ein Urteil zu bilden. „Wenn von Jahrhunderten oder anderen Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammen gefunden, wie sie sich gerührt oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen; wobei der Umstand, wie sie sich den Jahren nach gegen einander verhalten, von der größten Bedeutung ist." (Anhang zur Lebensbeschreibung des B. Cellini, II).

Und in demselben Anhang, bei der allgemeinen Schilderung der florentinischen Zustände, sagt Goethe; „Denn indem man einen Menschen als einen Teil eines Ganzen, seiner Zeit oder seines Geburts- und Wohnortes betrachtet, so lassen sich gar manche Sonderbarkeiteu entziffern, welche sonst ewig ein Rätsel bleiben würden. Daher entsteht bei jedem Leser solcher früheren eigenen Lebensbeschreibungen ein unwiderstehlicher Reiz, von den Umgebungen jener Zeit nähere Kenntnis zu erlangen, und es ist ein großes Verdienst lebhaft geschriebener Memoiren,

daß sie uns durch ihre eindringliche Einseitigkeit in das Studium der allgemeinen Geschichte hineinlocken."

Man sieht aus dieser Stelle, woran Goethe sein Interesse findet: am Biographischen; und in der That, seine Schilderung des Aufkommens von Florenz, ist, trotz der geistreichen Aussichten, kein Zeugnis für seinen historischen Scharfblick: er nennt Savonarola eine Fratze, einen unreinen Enthusiasten, und zeigt damit, daß ihm seine vorgefaßte Weltanschauung über menschliche Tüchtigkeit und gesundes Heidentum die Augen trüben. —

Wo immer Goethe sich an das rein Biographische halten konnte, hat er stets, wenn er Kritik übte, ein eigentliches Kunstwerk geschaffen. Wir können aus den geistvollen, herrlich geschriebenen Anmerkungen zu Winkelmann's Briefen sehen, wie er sich einen Stoff zurecht legte und ausarbeitete, auch wenn wir aus gelegentlichen Bemerkungen und Mitteilungen nicht wüßten, wie er zu verfahren pflegte. Er macht ein Schema, indem er sich vornimmt, das Verhältnis eines Mannes zu den Lebensmächten und Anschauungen seiner Zeit in allgemeiner Weise, gleichsam aus der Höhe, zu behandeln. So erfahren wir denn Bedeutsames über den Eintritt Winkelmann's in das Leben, über seine harte Jugend, seine mühsamen Lehrjahre, sein tüchtiges Wirken, alles in allgemeinen Sätzen, da weder der Anekdote, noch den genauen, anekdotenhaft lehrreichen Angaben Platz gegönnt wird. Da werden Begriffe entwickelt, wie die des Antiken und Heidnischen, um das Verhältnis des bedeutsamen Mannes zu solchen Welten zu zeichnen und das Streben einer tüchtigen Natur durch eine geistreiche Vergleichung eindringlicher hervorzuheben. Wir erfahren, wie jener sich zur Freundschaft, zur Schönheit, zum Katholizismus und seiner Hauptstadt Rom, zu hervorragenden Männern wie Mengs und Kardinal Albani verhielt; wie er als Litterat und Philosoph sich in der Gesellschaft, im Umgang mit den Großen gab, wie er wirkte und sich zu einem bestimmten Charakter ausbildete. Zeitliche Schwankungen, störende Unruhe des Wesens, wie sie durch Verhältnisse und Neigungen entsteht, alles das wird in herrlicher deutscher Prosa, mit der vollkommensten Ruhe des genießenden Ueberblicks behandelt, und zuletzt steht vor unseren Augen ein klares, leuchtendes, einfaches, aber sicher ausgeführtes Bild. Solche Kritik darf nur ein großer Geist üben, der die

Begriffe erläutert und die Sphären, in denen eine kämpfende Natur wirkte, gleichsam mit seinem eigenen Geiste erleuchtet. Schönes Wissen, die behagliche Ruhe des mitteilenden Mannes, dem Welt und Kunst vertraute Gebiete, und eine leidenschaftslose, aber innige Teilnahme erheben eine solche Kritik zum Kunstwerk. Mit seiner Vorliebe für die allgemeinen Züge der menschlichen Natur ist Goethe ein Mann des 18. Jahrhunderts.

Die historische Kritik hätte die Welt, in der Winkelmann lebte, in anderer Weise beleuchtet, nicht wie ein Dichter-Weltmann, sondern wie ein Arbeiter der Wissenschaft, welcher die Wichtigkeit der kleinen Einzelheiten in hohem Maße zu schätzen weiß. Die Kritik Goethe's ist für reife Geister, denen ein zusammenfassendes Wort große Fernsichten eröffnet, die das Detail kennen und den weitblickenden Geist zu schätzen wissen, welcher die Masse des Erschauten und Erkannten harmonisch und reizvoll ordnet.

Man vergesse nicht, daß es unsere deutschen Romantiker waren, als die größten Anschmecker, die es je gegeben, welche die historische Kritik begründeten. Während sich diese in Deutschland gewaltig entfaltete und nach und nach ganz Europa beeinflußte, reifte in Frankreich einer der größten Kritiker dieses Jahrhunderts heran, Sainte-Beuve, welcher die erwähnte Ansicht über Goethe hegte uud die litterarische Kritik mit dem Eifer eines wissenschaftlich gebildeten Psychologen betrieb. Aus der Bewunderung Sainte-Beuve's für den Kritiker Goethe läßt sich vielleicht schließen, daß er den Einfluß des deutschen Dichters bestanden, was, bei der langsamen Entwickelung des Kritikers, auch die Wahrheit zu sein scheint. Bevor ich jedoch ein Bild des Wesens und Wirkens dieses geistreichen Mannes entwerfe, möchte ich eine Stelle aus einem seiner Artikel über Chateaubriand anführen, in welcher er seine Methode selbst bespricht:

„Ich habe öfters vernommen, wie man der modernen Kritik, besonders aber der meinigen, vorwarf, sie sei ohne Theorien, ganz historisch, ganz persönlich. Diejenigen, welche mich am freundlichsten behandelt, mochten wohl zugestehen, daß ich ein guter Richter, wenn auch allerdings ohne Gesetzbuch sei. Ich befolge indessen eine Methode, die, wenn sie auch früher nicht bestanden und nicht zuerst als Theorie aufgetreten ist, sich

bei mir durch die Praxis gebildet und durch eine lange Anwendung nur Bestätigung in meinen Augen gefunden hat.

„Die Litteratur ist für mich nicht von der Organisation des Menschen zu trennen; ich kann einem Werke Geschmack abgewinnen, aber es wird mir schwer, es ohne die Kenntnis des Menschen zu beurteilen; und so möchte ich sagen: wie der Baum, so die Frucht. Das Studium der Litteratur leitet mich so ganz auf natürliche Weise zum Studium der Moral. Einen neuen Menschen kennen, und ihn gut kennen lernen, besonders, wenn er ein hervorragendes und gefeiertes Individuum, ist eine große Sache, die man nicht verachten darf.

„Die moralische Beobachtung der Charaktere hat noch mit den Einzelheiten, den Anfangsgründen, der Beschreibung der Individuen, oder höchstens einiger Arten zu thun: Theophrast und Labruyère gehen nicht darüber hinaus. Allerdings wird man den Menschen nie ganz wie Tiere oder Pflanzen behandeln können; der geistige Mensch ist mannigfaltiger; er hat, was man so Freiheit nennt, die, auf alle Fälle, eine große Möglichkeit möglicher Verbindungen voraussetzt. Wie dem auch sei, man wird mit der Zeit die Wissenschaft des Moralisten auf breiterer Grundlage aufbauen; sie steht heute da, wo die Botanik vor Jussieu, die vergleichende Anatomie vor Cuvier stand, sozusagen auf dem anekdotischen Standpunkt. Wir fertigen, was uns betrifft, einfache Monographien, indem wir Beobachtungen über das Detail anhäufen.

„Doch selbst wenn die Wisseuschaft der Geister organisiert wäre, wie man sie von Weitem begreifen kann, bliebe sie immerhin so fein und beweglich, daß sie nur für diejenigen existierte, welche natürlichen Beruf und Talent zur Beobachtung haben: sie bliebe immerhin eine Kunst, die einen geschickten Künstler verlangte. Wenn es sich darum handelt, einen hervorragenden, oder einfach durch seine Arbeiten ausgezeichneten Mann zu studieren, einen Schriftsteller, dessen Werke man gelesen und der wirklich eine eingehendere Prüfung verdient — wie soll man es anfangen, wenn man nichts Wichtiges, nichts Wesentliches auslassen, wenn man aus den Urteilen der ehemaligen Rhetoriker herauskommen will, sich nicht von Phrasen, Worten, von schönen conventionellen Gefühlen täuschen lassen, die Wahrheit wie bei naturwissenschaftlichem Studium erreichen will?

„Zuerst: es ist sehr nützlich, mit dem Anfang anzufangen und, wenn die Hilfsmittel vorhanden sind, den hervorragenden oder ausgezeichneten Schriftsteller im Verhältnis zu seinem Geburtslande, zu seiner Rasse zu nehmen. Wenn man die Rasse in physiologischer Hinsicht, Vor- und Nachfahren genau kennte, würde helles Tageslicht auf die geheime und wesentliche Eigenschaft der Geister fallen; aber des Oefteren bleibt diese Wurzel im tiefen Dunkel und entzieht sich den Blicken. Für den Fall, daß sie einigermaßen sichtbar, gewinnt man viel durch ihre Beobachtung. Man erkennt, man findet sicherlich den hervorragenden Mann, wenigstens teilweise in seiner Mutter, der direktesten und sichersten Verwandtschaft, sowie auch in den Schwestern und Brüdern, ja selbst auch in den Kindern. Hier finden sich wesentliche Grundzüge, die bei jenem oft verhüllt sind, weil sie in dem großen Individuum zu dicht oder zu nahe bei einander liegen; bei den anderen seines Blutes ist der Untergrund nackter, in einfacherem Zustand zu finden: Die Natur allein trägt die Kosten der Analyse."

Um seine Ansichten zu beleuchten, führt Sainte-Beuve einen interessanten Fall an: Chateaubriand besaß zwei Schwestern, die eine begabt mit großer Einbildungskraft, die nicht ohne eine gewisse Dummheit war (sur un fonds de bêtise); die andere von köstlicher Feinfühligkeit und einer gewissen zärtlich-melancholischen Phantasie; sie starb im Wahnsinn. Beider Charakter scheint oft in dem blasierten Schriftsteller vereinigt zu sein.

„Nachdem man sich, so viel als irgend möglich, über Herkommen, unmittelbare und nächste Verwandtschaft eines bedeutenden Schriftstellers unterrichtet hat, bleibt, wenn man auch Unterricht und Erziehung betrachtet, ein wesentlicher Punkt zu bestimmen: die erste Umgebung (milieu), die erste Gruppe der Freunde und Zeitgenossen, zu welcher er gehörte, in dem Augenblicke, wo sein Talent ausbrach, Gestalt annahm und in das Mannesalter trat. In der That, das Talent wird in diesem Moment gezeichnet und bleibt es, was es auch später beginnen möge.

„Verständigen wir uns über das Wort Gruppe, welches ich öfters anwende. Ich definiere die Gruppe nicht als die zufällige und künstliche Zusammenscharung geistreicher Leute, die sich zu einem gewissen Zwecke vereinigen, sondern als die

natürliche, instinktmäßige Verbindung junger Geister, junger Talente, die gerade nicht ähnlich sein und zur selben Familie gehören müssen, wohl aber der gleichen Brut und dem gleichen Frühling angehören, erblüht unter dem gleichen Sterne; und die sich, bei verschiedenem Geschmack und Beruf, für ein gemeinsames Werk geboren fühlen, wie der Kreis Boileau's, der Hainbund, der Cenacle des Jahres 1828.

„Die sehr großen Individuen bedürfen der Zugehörigkeit zu einer Gruppe nicht: sie sind selbst ein Centrum, um das man sich schart. Das Talent hingegen erhält von der Schule, der Verbindung, dem thätigen Austausch der Ideen, von einem beständigen Wetteifer mit seinen Gleichstehenden, die äußere Form, seine ganze Entwickelung und seinen ganzen Wert. Es gibt Talente, die mehreren Gruppen zugleich angehören und beständig die verschiedensten Kreise durchlaufen, indem sie sich vervollkommnen, umbilden, verbilden. Hier handelt es sich darum, bis in den Wechsel und die langsamen oder plötzlichen Bekehrungen, die geheime, immer gleiche Triebfeder und den dauernden Beweggrund festzustellen.

„Jedes Werk eines Autors, das man auf diese Weise gelesen und geprüft, nachdem man es in seinen Rahmen gefügt und mit den Umständen zur Zeit seines Erscheinens umgeben hat, erhält seine ganze Bedeutung — seine historische und litterarische Bedeutung — die richtige Stufe der Orginalität, der Neuheit oder Nachahmung, und man läuft nicht Gefahr, bei der Beurteilung falsche Schönheiten zu erfinden, oder an der unrechten Stelle zu bewundern, wie dies unvermeidlich ist, wenn man sich an die Rhetorik hält.

„Mit der Bezeichnung Rhetorik, die bei mir nicht in absoluter Mißgunst steht, will ich durchaus nicht die Urteile von Geschmack, die unmittelbaren und lebhaften Eindrücke tadeln und ausschließen; ich verzichte nicht auf Quintilian, ich begrenze ihn. In der Litteraturgeschichte und Kritik ein Schüler Bacons zu werden, erscheint mir als Bedürfnis der Zeit und ausgezeichnete Grundbedingung, um zu urteilen und in der Folge mit größerer Sicherheit zu genießen. Wer ein Talent nur spät kennen und es in seiner Fülle, in seinen letzten Werken schätzen gelernt hat, wird nie ein vollkommenes, natürliches, einzig lebendes Bild erhalten, wie derjenige, welcher es im ersten Moment seines Aufschwungs und Glanzes erblickt.

Vauvenargues hat über den Reiz, welchen ein erster Erfolg, ein glückliches Auftreten in der Jugend, besitzt, eine höchst anmutige Aeußerung gethan: „Die Gluten der Morgenröte sind nicht so hold, als die ersten Blicke des Ruhms.“ So gibt es für einen Kritiker, der sich mit einem Talent beschäftigt, nichts, das dem Ueberraschen des ersten Feuers, des ersten Ausbruchs, dem Einsaugen des Duftes seiner Morgenstunde in der Blüte seiner Jugend und seines Geistes gleichkäme. Der erste Abzug eines Porträts hat für den Liebhaber und Mann von Geschmack einen Wert, den in der Folge nichts ersetzen kann. Ich kenne keinen süßeren Genuß für einen Kritiker, als ein junges Talent zu verstehen und zu zergliedern, mit all seiner Frische, Freiheit und Ursprünglichkeit, bevor sich das Erworbene und Künstliche eingeschlichen hat.

„Es ist nicht nur von großer Wichtigkeit, ein Talent im Augenblick seines ersten Auftretens und Erfolges, seiner vollendeten Bildung und Männlichkeit zu betrachten; es gibt eine zweite Periode, deren Feststellung nicht weniger wichtig ist: der Augenblick, wo die Korruption, sein Verfall, das Abkommen vom rechten Wege beginnt. Man wähle die am wenigsten verletzenden, die mildesten Bezeichnungen, Jeder wird hievon betroffen.

„Man kann nicht genug Schliche und Wege finden, um einen Menschen, das heißt: etwas anderes als einen reinen Geist kennen zu lernen. So lange man sich über einen Autor nicht selbst eine gewisse Anzahl Fragen vorgelegt und beantwortet hat, wäre es auch nur ganz still für sich allein, ist man nicht sicher, ihn ganz erfaßt zu haben, selbst wenn diese Fragen der Natur seiner Schriften fern lägen: Was dachte er in religiösen Dingen? — Wie berührte ihn der Anblick der Natur? — Welcher Art war sein Verhältnis zu den Frauen? Zum Gelde? — War er reich, war er arm? — Welches war seine allgemeine, seine tägliche Lebensweise? rc. rc. — Endlich, welches Laster oder welche Schwäche besaß er? Kein Mensch ist frei von solchen.

„Oefters verfällt ein Autor während des Schreibens ins Uebermaß, oder auch, absichtlicher Weise, in das Gegenteil seines Lasters, seines geheimen Hanges zum Verdecken und zum Verstecken; doch auch dies ist sichtbar und leicht zu erkennen, trotz der Verhüllung. Es ist zu bequem, in allen Dingen die

entgegengesetzte Stellung einzunehmen; man thut nichts, als seine Fehler umkehren. Rien ne ressemble à un creux comme une bouffissure.

„Bis zu einem gewissen Punkte kann man die Talente in ihrer geistigen Nachkommenschaft, in ihren Schülern und natürlichen Anhängern studieren: ein letztes und leichtes Mittel der Beobachtung. Die Wahlverwandtschaften liegen offen da, oder verraten sich irgendwie: Der Genius ist ein König, welcher sich sein Volk schafft. Die begeisterten Bewunderer sind gleichsam Mitschuldige: in ihrem großen Vertreter bewundern sie sich selbst mit ihren Vorzügen und Schwächen. Sage mir, wer dich bewundert und dich liebt, ich will dir sagen, wer du bist. Die Schüler, welche Kunst, Art und Geschmack ihres Vorbildes nachahmen, sind interessant zu verfolgen und geschaffen, auf jenes Licht zurück zu werfen. Gewöhnlich übertreibt oder parodiert der Schüler den Meister, ohne es zu ahnen: in den eleganten Schulen schwächt er ab; in den pittoresken und brutalen steigert er die Manier bis zum Uebermaß; er ist ein Spiegel, der ein vergrößertes Bild zurückwirft.

„Wenn es gerecht erscheint, ein Talent durch das Medium seiner Freunde und natürlichen Anhänger zu beurteilen, so ist es nicht weniger statthaft, es zur Gegenprobe — (denn zur solchen wird dies Verfahren) — nach seinen Feinden, nach seinen Gegensätzen, nach denen, die es instinktmäßig nicht ausstehen können, zu richten. Nichts ist besser geeignet, die Grenzen eines Talentes, seine Sphäre und sein Gebiet zu umschreiben, als den genauen Punkt zu kennen, wo die Auflehnung gegen dasselbe beginnt. Hier sind selbst die Einzelheiten reizvoll zu beobachten; man verabscheut sich zuweilen in der Litteratur, ohne sich persönlich zu kennen: da ist Rassenhaß, wenn nicht der gemeine Neid im Spiel."

Der Mann, welcher diese Sätze, als Ergebnis langer kritischer Thätigkeit in einem arbeitsamen Leben, im Greisenalter niederschrieb, wird von vielen als der erste Kritiker des Jahrhunderts betrachtet. Charles-Auguste Sainte-Beuve ist am 23. Dezember 1804 in Boulogne-sur-Mer als nachgeborner Sohn eines ältlichen Vaters geboren, der, aus der Picardie stammend, ein Amt in der Zollverwaltung bekleidete. Der Vater des Kritikers, nicht ohne gewisse Bildung, hatte das

Recht, die Partikel vor dem Namen zu führen; der Sohn, welcher sich nie zum Adel rechnete, ließ sie fallen. Im Jahre 1818 kam die Wittwe des Beamten, die aus der begüterten Bourgeoisie stammte, mit ihrem Sohne nach Paris; der junge Sainte-Beuve machte ausgezeichnete Gymnasialstudien und wandte sich hierauf dem Studium der Medizin zu. In gewisser Hinsicht ist er sein ganzes Leben hindurch ein carabin, ein Beflissener der Medizin geblieben, der das Seciermesser mit Wollust und Geschick handhabte. Eine unwiderstehliche Neigung für die Litteratur ließ ihn bald das Studium der Arzneikunst vernachlässigen; er schrieb seine ersten kritischen Artikel für den einflußreichen „Globe“, den Goethe mit großem Eifer las und als Organ einer kühnen, gewandten, geistreichen Jugend schätzte, lernte Viktor Hugo kennen und veröffentlichte 1829 seine erste Gedichtsammlung, unter dem Pseudonym Joseph Delorme. Auch mit den Saint-Simonisten kam er, wie auch Heinrich Heine, den er übrigens haßte, in nähere Verbindung, ohne sich jedoch der kleinen Kirche anzuschließen; in seinem späteren Alter äußerte er zuweilen im vertrauten Freundeskreise sozialistische Ansichten. Während seiner langsamen Reifezeit wurde er ein fleißiger Mitarbeiter an der von Buloz begründeten „Revue des deux mondes“; er war sehr arm und liebte die Unabhängigkeit; mit seinem mäßigen Verdienst unterhielt er seine Mutter, die 1850 im hohen Alter starb. Zweimal unterbrach er seine kritische Thätigkeit: er las im Jahre 1837 in Lausanne über Port-Royal, und 1848, auf Veranlassung des belgischen Ministers Rogier, an der Universität Lüttich, wo er sein berühmtes Buch über Chateaubriand und dessen litterarisches Gefolge vortrug. Diese kurzen Aufenthalte in der Fremde abgerechnet, lebte Sainte-Beuve beständig, bis zu seinem Tode, in Paris. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember söhnte er sich mit der bestehenden Gewalt aus, ja, er galt als eine ihrer Stützen (souteneurs), erhielt endlich 1865 die Würde eines Senators, mit einem lebenslänglichen Jahresgehalte von 30,000 Franken und starb am 13. Oktober 1869, vor dem Zusammensturz des anderen Kaiserreichs, mit dessen Machthabern er sich kurz vor seinem Tode noch verfeindete, indem er den freien Gedanken verteidigte. Seine Hauptwirksamkeit fällt in die Zeit der Herrschaft des zweiten Bonaparte; er war der romantischen Schule entwachsen. „Meinem Beruf als Kritiker

ganz hingegeben, habe ich gesucht, mehr und mehr ein guter und, soweit dies erreichbar, geschickter Arbeiter zu sein." Mit diesen Worten schließt eine kurze selbstbiographische Skizze Sainte-Beuve's, welcher ich die einzelnen Daten seines Lebens, mich auf das Wesentliche beschränkend, entnommen habe.

Sainte-Beuve rechnete sich nur zu den geistigen Arbeitern, oder, wie er zu sagen pflegte, zu den Proletariern, nicht ohne geheimen Groll gegen alle Aristokraten, mochten sie nun glänzende Soldaten oder einfache Edelleute sein, die er um ihres Erfolges willen bei den Frauen beneidete. Er war klein von Wuchs, mit breiten Schultern, von großer Häßlichkeit; der Mund breit, fein, wie noch an seiner Totenmaske im Museum Carnavalet in Paris zu sehen; seinem ganzen Gehaben, seiner Kleidung, seinen Gewohnheiten nach der Typus des französischen Kleinbürgers, der, obwohl er die geistreichsten Salons besucht, doch nichts von der Eleganz der großen Welt gewonnen hatte. Sein Haus glich der Wohnung eines mäßigen Rentners; er besaß gar keinen Sinn für das Pittoreske, noch Verständnis für die bildende Kunst und die Musik. Mit sehr wenig Schönheitssinn im Allgemeinen, blieb er bis an sein Ende ein fleißiger und ziemlich einflußreicher Litterat, der die jüngeren Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs zu Freunden hatte und sie, soweit es möglich war, zu verstehen suchte.

Man darf nicht vergessen, daß Sainte-Beuve seine ersten tastenden Versuche in der Kritik unter dem siegreichen Zeichen des Romantismus machte, dem er sich, bei seiner unbeständigen Natur, nicht lange ergab. Er verfeindete sich sehr bald mit Viktor Hugo, dessen Hausfrieden er störte und den er später bitter haßte; er ersparte dem Dichter nicht seine kleinen Bosheiten, wie er ihn denn, unter dem Namen Quintus turbidus, in die unbequeme Klasse der Geister rechnete, welche zu groß für den zweiten und zu klein für den ersten Rang sind. Alle männlichen Geister von mächtigem, einseitigen Gepräge waren dem Kritiker im Grunde seines Herzens zuwider. Ich habe ihn mit einem ewigen carabin verglichen; ein anderer Grundzug seines Wesens muß gleich erwähnt werden: er war eine glühende, sinnliche Natur, die zuerst in einem mystischen Katholizismus schwelgte und, dann — qui veut faire l'ange, fait la bête! — in einem sehr materialistischen Liebesgenuß Befriedigung suchte, nichts verschmähend, weder die Wäscherin noch

die Magd. Die Prinzessin Mathilde, in deren Salon er mit seinen Freunden verkehrte und die seinen Geist schätzte, verglich sein kleinbürgerliches Haus mit einem B—. Wie alle Naturen ähnlichen Gepräges, die aus irgend einem Grunde nicht jung gewesen, wurde er zum alternden, impotenten Libertin, dem das Leben nur zwei Reize bot: ertötende Arbeit und das Weib.

Sainte-Beuve, der bei den Männern, die er mit seiner Kritik beehrte, so fleißig nach ihrem Verhältnis zu den Frauen forschte, muß sich gefallen lassen, daß man gerade diesen Grundzug seiner Natur scharf beleuchtet.

Er war ein féminin, ein unvollkommener Mann, um einen geistreichen Ausdruck seiner fürstlichen Freundin zu gebrauchen. Als Halbweib besaß er wenig Sinn für die plastische, schimmernde Sprache der Romantiker. Sein Stil hat etwas unfaßliches; er ist korrumpiert, oft unbestimmt, alltäglich und doch zuweilen reich an zarten Nüancen, geschmeidig und doch zuweilen hart, zugleich fein und gewöhnlich; ein Stil, wie man ihn alle Tage schreibt, von echt nationaler Eigenart, voller Untergründe (sous-entendus), unplastisch, ohne Geradheit, von unbestimmbarem Reize, unübersetzbar, alles in allem genommen der Stil eines sehr feinen Jesuiten des Geistes. Viele seiner Bewunderer, darunter auch der ausgezeichnete Kenner französischer Kultur, Karl Hillebrand, haben den unerschrockenen Wahrheitssinn des Kritikers gepriesen; und in der That, er liebte die vérité vraie, wie die heutigen Franzosen zu sagen pflegen, aber für seinen Privatgebrauch. Seine liebste Epoche im französischen Geistesleben war das endigende achtzehnte Jahrhundert, die Zeit unmittelbar vor der Revolution, wo die Salons, trotz der beginnenden Traurigkeit, noch Mittelpunkte heiterer Lebenskunst und Versammlungsorte schöner Frauen waren, die das Leben heiter nahmen und nicht mit ihrer Gunst kargten. Er verstand die Frauen, sowie die Kunst, all das geheime Elend des schönen Geschlechtes zu verhüllen und ins Reich einer mäßigen Poesie zu erheben, welche die Wahrheit verschönte. Sainte-Beuve ist unerschöpflich an feinen Zügen, um ein geistreiches Frauenporträt zu zeichnen; er häuft Strich auf Strich, Nuance auf Nuance, so daß die plastische Deutlichkeit leidet; er schwelgt in der Atmosphäre gewisser Salons, mit dem vieldeutigen Grinsen des liebenswürdigen Fauns, der mit geheimem Behagen das Geschäft eines Beobachters betreibt. Er

ist der letzte jener Litteraten, die, trotz aller geistigen Freiheit, an einen gewissen nationalen Geschmack glauben und alle kühnen Werke von ihrer verschlossenen Arbeitsstube aus beurteilen. Dieser tiftelnde Geschmack ist eine Blüte der französischen Civilisation; man höre, was der geistreiche Rivarol darüber sagt: „Der Geschmack genießt und leidet. Er verhält sich zum Urteil wie die Ehre zur Rechtlichkeit: seine Gesetze sind zart, geheimnisvoll und heilig. Er bedarf nur eines Blickes, um seinen Beifall oder seinen Widerwillen zu bestimmen, ja, ich möchte sagen, seinen Haß oder seine Liebe, seine Begeisterung oder seinen Unwillen, so zart, köstlich und schnellblickend ist er. Daher sind die Leute von Geschmack die obersten Richter der Litteratur. Der Geist der Kritik ist ein Geist der Ordnung; er erkennt die Vergehen gegen den Geschmack und bringt sie vor das Tribunal des Lächerlichen, denn das Lachen ist oft der Ausdruck des Zornes, und die es tadeln bedenken nicht, daß der Mann von Geschmack zwanzig Wunden empfangen, ehe er eine schlägt.“ (Oeuvres choisies de A. Rivarol, I, 306).

Sainte-Beuve liebte die Alten, und zwar, wie die meisten seiner Landsleute, die Römer mehr als die Griechen. Die römische Poesie lag ihm näher, nicht allein, weil er ein guter Lateiner war, sondern weil er die römische Civilisation besser verstand. Er citiert gerne, wo es nur angeht, mit dem Behagen des Gelehrten irgend ein lateinisches Kraftwort oder eine zärtliche Stelle. Welch' ein Genuß für den heimlichen Feinschmecker, Verse anzuführen, wie die folgenden aus dem Satyrikon des Grazienmagisters Petronius:

Emicuere rosae, violaeque, et molle cyperon,
Albaque de viridi riserunt lilia prato.

Wie an sein Altertum, glaubte er, gleich vielen Franzosen, an das große Jahrhundert Ludwigs XIV., und immer, wo Vergangenheit und Gegenwart in der Litteratur einander gegenüberstanden, stand er schwankend in der Mitte, indem er wehmütig mit den Augen eines Kenners in eine feinere Zeit zurückschaute, ohne die neue Zeit ganz verurteilen zu können. Seinen jungen Freunden, Flaubert, Taine, den Brüdern Goncourt warf er ihren Hang für die unbarmherzige Darstellung des Lebens, für die Physiologie, vor: er verlangte vom Romandichter eine gemäßigte Verschönerung der Wirklichkeit, einen

zärtlichen, fließenden Vortrag, liebenswürdige edle Charaktere. Das Ideal seines Romans war nicht die „Madame Bovary“, sondern vielleicht die echt gallische „Manon Lescaut“ des Abbé Prevost, der ja auch seinem Lieblingsjahrhundert angehörte.

In dem Eifer, mit welchem er in seinen spätern Lebensjahren offener schrieb, mag der Psycholog leicht den geheimen Groll des Artikelschreibers für die Woche erkennen, welcher, früher durch Verhältnisse und Freundschaft zum gemäßigten Ausdruck gezwungen, im Genusse eines wohlverdienten Ruhmes seine Ansichten nicht mehr zu verkleiden brauchte. Niemand verstand es besser wie er, ein lächelnd gespendetes Lob mit Gift zu durchtränken, zu gleicher Zeit zu schmeicheln und zu verletzen; die Fußnoten seiner Studien gleichen Vipernnestern; er besaß nicht den Mut des freien Mannes, der seinen Tadel oft in herber Weise ausdrückt, wohl aber die verführerische Freundschaft des boshaften Weibes, das durch versteckte Andeutung um so tiefer verwundet. Sainte-Beuve, sowenig Salonmensch er auch war, dachte immer an das feine Publikum, dem er, obwohl er Chateaubriand haßte, nicht sagen durfte, wie einst die Diener der Gerechtigkeit den edeln Jordanspilger und Kämpen für die ästhetische Schönheit des Katholizismus zwischen zwei Dirnen gefunden hatten. Der Kritiker besaß ein ungeheures Gedächtnis; mit der geheimen Leidenschaft des Psychologen sammelte er alle möglichen Anekdoten, um sie, wenn sie nicht zu freier Natur waren, gelegentlich als bezeichnenden Zug in seine analytischen „Plaudereien“ zu fügen; er verschwendete sie im Gespräch, das nicht durch große Ausblicke und den Reichtum allgemeiner Gedanken glänzte, wohl aber durch angenehmes Kitzeln des Geistes fesselte: er sprach, wie er schrieb, ohne jeden Sinn für pittoreske Effekte.

Er war gehässig wie ein Pfaff und schlau wie ein Jesuit; er vergaß nie die verletzende Aeußerung eines Gegners, wie des vierschrötigen Balzac, den er weder verstand, noch zu verstehen suchte. Dem fremden Geist stand er mit dem Mißtrauen des geschmackssicheren Franzosen gegenüber; er beurteilte große fremde Erscheinungen, wie Goethe, der den ersten Artikeln des Kritikers seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, was dieser nie vergaß, nicht ohne Verständnis, aber mit verstecktem Seitenblick auf einheimische Größen, die er durch geistreiche Vergleiche verletzen konnte. Im Verkehr mit fremden Geistern verließ ihn

nie der Stolz des angesehenen französischen Litteraten, der zierliches Maß, lichtvolle Klarheit, geistreiche Oberflächlichkeit höher stellt als barbarische Tiefe. Wie so viele Kritiker, begann er als Dichter; aber der Poet erstarb früh in ihm, weil Bedürfnis und Anlage seiner Natur ihn zur Kritik trieben. Seine Gedichte zeigen den Einfluß der englischen Lakisten, die er, von seiner Mutter her des Englischen mächtig, früh gelesen hatte; sie verraten keine große gewaltige Phantasie, wie sie die Romantiker besaßen: sie sind psychologer Art (poésies intimes), reich an reizenden Einzelheiten und versteckten Feinheiten, Ausbrüche einer mürben, sinnlichen, kranken Natur, die sich in die Arbeitsstube des Kritikers retten mußte, um leben zu können.

Es fehlte Sainte-Beuve durchaus an einem großen geschichtlichen Ueberblick, an einer Philosophie der Geschichte, sowie auch an der Fähigkeit, ein größeres Werk, ein Monument aufzurichten. Er blieb ein ausgezeichneter Arbeiter im Kleinen, ein großer Lerner, der bis zuletzt Fortschritte machte, als der Typus des geistvollen Galliers; der Gegensatz großherrlicher Naturen, der sein feines Talent in der Zeitung verplauderte, weil es keine schöngeistigen Salons mehr gab und er von seiner Arbeit leben mußte. Seine Artikel arbeitete er mit peinlichster Sorgfalt aus, die an einen gewissenhaften Künstler gemahnt; er las Alles, was in einen Gegenstand einschlug, besorgt, die zahlreichen Citate mit größter Genauigkeit anzuführen, voll Kummers über einen Druckfehler, der die Arbeit einer ganzen Woche entstellen konnte. Nur Montags gönnte er sich einen Ruhetag: er besaß nie Muße — denn diese ist nicht das Los des Proletariers, welcher Brod schaffen muß und das heimliche Gefühl der Unabhängigkeit in der Anstrengung genießt.

Als Litterat, der vermöge seines weiblichen Charakters das Anschmecken gut verstand, wirkte er auf eine Jugend, die keine Achtung vor der Tradition hegte. Er konnte seinen Einfluß bewahren, weil er sich mit einer gewissen naturalistischen biographischen Kritik begnügte und die Ansichten eines gelehrten, ja zuweilen schulmäßigen Schriftstellers hinter äußerst geistvollen Bemerkungen über die menschliche Natur versteckte. Als Franzose mittleren Schlages besaß er, wenigstens nach außen, eine große Achtung vor allen Mächten; er war nicht der Mann, einem Philosophen wie Viktor Cousin entgegen zu treten, nicht weil er dessen Gewäsche über das Schöne, Gute und Wahre

für Wahrheit nahm, sondern weil dessen Stellung in der Nation ihn stutzig, vorsichtig, diskret machte: er schlich um einen solchen Mann, wie die Katze um den heißen Brei, indem er sich im Geheimen, mit boshafter Freude, seine Meinung bildete, um sie für spätere Zeiten aufzubewahren. Wie schon erwähnt, besaß er eine besondere Vorliebe für mittlere Talente, die er durch seine Kritik hob, während er zugleich Gelegenheit fand, die mittleren, nicht genug zu schätzenden Eigenschaften des nationalen Geistes zu preisen und dessen Pflege zu empfehlen. Boileau, Pope, Horaz waren ihm lieber als Shakespeare und Dante; an solchen Kraftmenschen ging er mit dem bornierten Lächeln des Galliers vorüber, dem Paris und seine Kultur zur Welt geworden. Das Vertrauen der Leser auf seine Belesenheit und höfliche Haltung erlaubte ihm zuweilen, auf gewisse Zustände und Personen des großen Paris hinzudeuten, wie er denn selbst Alfred de Musset, welcher aus der Unfruchtbarkeit in die Trunkenbolderei fiel, an seine glänzende Jugend zu erinnern wagte. In dem Nachruf, den er diesem ehemaligen Freunde widmete, befindet sich als Randbemerkung eine Stelle, die einen seltsamen Einblick in das innerste Wesen des Kritikers gestattet: nachdem er den glänzenden Dichter, in bewegten Worten, als einen jener glücklich-unglücklichen Vorausnehmer des Lebens geschildert, die, von Genuß zu Genusse taumelnd, doch vor Begierde verschmachten, bemerkt er über sich selbst: „Ich träume zuweilen einen Traum vom Paradies; jeder von uns vereinigt sich mit dem Kreise, zu dem er gehört und findet Jene, denen er gleicht: mein Kreis wäre, wie ich schon an anderer Stelle gesagt, jener der Ehebrecher (moechi), die traurig wie Abbadona, geheimnisvoll und Träumer bis in den Schoß der Lust, für immer bleich im Bann der zärtlichen Wollust. Musset hatte im Gegenteil von früh an zum Ideal die Orgie, das heilige, schimmernde Bacchanale; er gehört zum Kreise der Herzogin de Berry, (der Tochter des Regenten) und der kleinen Aristion der Anthologie, die so gut tanzte und drei Becher nach einander leerte, die Stirne mit Kränzen belastet: Κῶμοι καὶ μανίαι, μέγα χαίρετε. (Anthol. Palat. VII, 223). Im Vergleich zu dem Dichter, der sein Leben als mißlungener Grandseigneur vergeudet, vielleicht aus Uebermaß der Phantasie, erscheint der Kritiker doppelt als petit bourgeois. Wenn er Balzac haßte, so läßt dies auf einen maßvollen, gut französi-

schen Geschmack schließen, dem die „köstlich korrumpierte“ Sprache des großen Romandichters ein Greuel sein mußte; aber er haßte oder unterschätzte auch den geistreichen Psychologen Stendhal, den ersten französischen Kosmopoliten, welcher mit seiner Glücksmoral und leidenschaftlichen Verehrung der Renaissance zuerst die Enge der französischen Kultur verachten lernte, weil sie alle große, wilde, kühne Natur im Menschen ertötet. Sainte-Beuve aber liebte die Naturen, welche, bei anscheinender Gesundheit, doch schon von der Fäulnis einer alten Civilisation ergriffen waren; und so hat man ihn denn mit Recht einen Vorläufer der décadence genannt, als deren bewußter Vertreter sein Freund, der Dichter Baudelaire, gilt. Die unersättliche Neugierde des Kritikers konnte durch Beobachtung des Fäulnisprozesses einer alten Kultur auf reichere Stillung hoffen. Und während er in seinen zahllosen Artikeln den liebenswürdigen Adel der Seele pries, neigte er zu jener Weltanschauung, die das Leben einzig um der Bagatelle willen lebenswürdig findet. Für Leute eines entschiedenen Geschmackes ist dieser Kritiker, welcher so viel Geist in Umlauf gebracht, eine hochinteressante, aber eigentlich unerquickliche Erscheinung, voller Widersprüche: ein aufrichtiger Wahrheitsfreund und doch ein Heuchler, der grausam wurde, wenn er sah, wie Andere die Schwächen zu verheimlichen suchten, an denen er litt; hochgebildet und doch beschränkt in seinem Nationaldünkel; ein Aufmunterer und doch ein Lobvergifter (empoisonneur d'éloges, das Wort rührt von den Goncourt her); ein Jesuit des Geistes, zuweilen aber auch ein treuer Freund und heimlicher Wohlthäter zahlreicher Armen; unfähig, wie viele Litteraten, ein Wort zu vergessen, das ihre Eitelkeit verletzte. Was diesem geistreichen Libertin der Litteratur gefehlt, fühlen wir erst recht, wenn wir einem ganzen Manne, seinem Nachfolger Taine, gegenüberstehen.

Hippolyt Adolf Taine, (der seine Schriften immer nur mit H. Taine unterzeichnet und daher oft fälschlich als Henri Taine citiert wird) entstammt dem französischen Bürgertum: er ist am 21. April 1828 in dem Städtcheu Vouziers in den Ardennen geboren, als Sohn eines Sachwalters. Der Großvater des Kulturhistorikers war während der ersten Restauration Unterpräfekt von Rocroi. Bei einem Schriftsteller, welcher den Einfluß einer ersten Umgebung auf den Geist eines Mannes bedeutsam zu nennen pflegt, ziemt es sich, auf die

Landschaft seiner Heimat aufmerksam zu machen, auf das hügelige, herbe Land mit den mächtigen, düsteren Nadelwaldungen, die sich, steigend und schwellend wie ein ernstes, dunkles Meer, weit hinaus ziehen. Die ersten Studien des Knaben, der von einem Onkel aus Amerika englisch lernte, leitete der Vater selbst, der aber schon im Alter von 40 Jahren starb. Die Mutter zog mit dem 14jährigen Knaben nach Paris, wo Taine seine Studien im College Bourbon mit Glanz vollendete und darauf, als Primus, in das Gymnasiallehrerseminar der Rue d'Ulm, die sogenannte Ecole Normale, eintrat. Diese berühmte Schule besaß zu jener Zeit eine sehr freie Verfassung, welche die Entwickelung einer eigentümlichen Persönlichkeit eher zu fördern als zu hindern suchte. Die Normalschüler, welche, stolz auf ihre sorgfältige Bildung, einen sicheren aber beschränkten Geschmack zur Schau tragen, haben eine ziemlich große Rolle im modernen französischen Geistesleben gespielt. Taine war ein ausgezeichneter Schüler, der es liebte, seine Mitschüler „umzublättern", im lebhaftesten geistigen Verkehr, welcher die Welt einigermaßen ersetzen mochte. Im Alter von dreiundzwanzig Jahren verließ er die Normalschule, erhielt nach einander eine ärmliche Lehrstelle an verschiedenen Gymnasien, in Nevers, Poitiers, Besançon; da er jedoch wegen seiner unabhängigen Anschauungen mit der Geistlichkeit in Konflikt geriet, so zog er vor, ein freies Leben zu führen: er kehrte nach Paris zurück, widmete sich dem eingehenden Studium der Naturwissenschaften und der Mathematik, gab Privatstunden zu seinem Lebensunterhalte, machte 1853 vor der Sorbonne das Examen eines docteur ès lettres mit seinem später umgearbeiteten Buche „Lafontaine et ses fables", und begann seine ruhmvolle Laufbahn als Kritiker im „Journal des débats". 1863 wurde er Professor an der Militärschule zu St. Cyr, später an der Schule der schönen Künste; im Jahre 1878, da er längst eines bedeutenden Rufes genoß, nahm ihn die französische Akademie unter ihre Mitglieder auf.

Taine gehört, mit Flaubert nnd Dumas dem Sohn, zu den typischen Schriftstellern des zweiten Kaiserreichs, als Vertreter einer kraftvollen Generation, die den Romantismus beerbte und in ihrer Jugend ausgenoß, um endlich für andere Ideale zu streiten. Er ist der ausgezeichnete Sprecher eines Geschlechts, welches, ungleich den Vätern, sein einziges Heil in

der Wissenschaft erblickte und der Thatsache (fait), als deren glücklichen Vertreter sie den Sohn der Hortense und des Admiral Verhoult auf dem Throne sitzen sah, einen unaussprechlichen Kultus widmete. Dieses Geschlecht trat gerüstet in das Leben, mit dem festen Entschluß, sich mit allen Mitteln einen glänzenden Platz am Lebensmahle zu erkämpfen, an dem sich die gemischteste Demokratie breit machte. Eine strenge Erziehung hatte wohl ihre Träume, aber nicht den Hunger nach einem reichen Leben in einer Gesellschaft getötet, die, wie eine Dirne, dem Stärksten gehörte und einem Fürsten gehorchte, der den Thron als träumerischer Catilinarier, auf seinen Stern vertrauend, errungen hatte. Die kraftvolle Lebensfreudigkeit eines reichbegabten Geschlechtes war dem wissenschaftlichen Pessimismus des Plebejers gewichen, dem der Kampf um das Dasein eine freudlose Jugend und ein arbeitsames Alter bereitet.

Taine gab dem Gefühl der jungen Kämpfer Ausdruck, indem er schrieb: „Allüberall ist heute Kampf und trauriger Ernst zu finden. Jeder muß sich eine Stellung erkämpfen. Das Leben ist kein Fest mehr, das man genießt, sondern ein Wettkampf. Man füge hinzu, daß wir verpflichtet sind, unsere Meinungen selbst zu bilden. In Religion, Philosophie, Kunst und Moral muß Jeder sein System erfinden oder auswählen: mühsame Erfindung, schmerzliche Wahl. Das Leben verfließt nicht mehr in einem Salon, wo man plaudert, sondern in einer Werkstatt, wo man denkt. Und glaubt ihr, ein Laboratorium und eine Wettbewerbung seien heitere Dinge! Da sind die Züge verzogen, die Augen müde, die Stirne sorgenvoll und bleich die Wangen.“

Nicht das Leben, sondern die Bücher haben diesen reichen Geist gebildet, der vollständig gewappnet ins Leben sprang. Es ist pikant, aber nicht ohne große Schwierigkeiten, Taine's berühmte Methode auf ihn selbst anzuwenden, zumal heute, da der große Analytiker noch eifrig schafft an seinem Lebenswerke. Trotz aller himmelstürmenden Kühnheit, welche einst die offiziellen Verkünder der spiritualistischen Philosophie erschreckte, ist Taine ein echter Sproß der französischen Bourgeoisie: heiter, nachgiebig im Umgange, ein treuer Sohn, ein ordnungsliebender Staatsbürger; ja wir finden bei dem geistreichen Kritiker, wenn auch oft versteckt, jene wohlbekannte einseitige Zufriedenheit mit den Formen und geistigen Schätzen seiner Nation. Er,

der vor Allem die großen, überwältigenden Eindrücke und prächtigen Menschenexemplare liebt — er hält Shakespeare, Rubens, Michelangelo, Beethoven für die größten Menschen — wird nachsichtig, zierlich, ja stolz, sobald er von dem göttlichen Racine, von dem liebenswürdigen bonhomme Lafontaine oder von dem geistreichen Gott des Witzes, Voltaire, spricht.

Wir wissen heute, welche Männer bestimmend auf den scharfen Geist des Kritikers eingewirkt haben; es sind: Montesquieu, Condillac, Hegel, Stendhal, Balzac. Taine wollte die Kritik zur exakten Wissenschaft erheben: er trat nicht mit dem feinen Spürsinn und der tastenden Methode eines Sainte-Beuve an seinen Stoff heran, sondern mit einer festen Theorie, die er sich nach und nach gebildet hatte*). Er hat zu verschiedenen Malen Gelegenheit genommen, seine Methode zu analysiren, die ich in gedrängtester Form bespreche. Der Kritiker schreibt: „Ein Schriftwerk ist nicht das einfache Spiel einer Einbildungskraft, die vereinzelte Laune eines Hitzkopfes, sondern ein Abbild der umgebenden Sitten und Merkmal eines geistigen Zustandes." Taine, als geborner Psycholog, sucht vor allem hinter den Werken irgend eines Mannes seine Persönlichkeit zu finden: es gibt weder eine Wissenschaft, noch eine Sprache, sondern nur Männer, die Worte und Bilder, den Bedürfnissen ihrer Organe und der ursprünglichen Form ihres Geistes gemäß, vereinigt haben. Ein Dogma ist nichts für sich selbst: man achte auf die Leute, die es geschaffen haben. Nichts existiert, als durch das Individuum.

„Was steht hinter den hübschen, feinen Blättern eines modernen Gedichtes? Ein moderner Dichter wie Musset, Hugo, Lamartine, oder Heine, der seine Gymnasialstudien und Reisen gemacht hat, einen schwarzen Frack und Handschuhe besitzt, von den Damen wohl gelitten ist, des Abends fünfzig Grüße erwidert und so ein zwanzig witzige Aussprüche thut, Morgens seine Zeitungen liest und gewöhnlich zwei Treppen hoch wohnt; der nicht zu heiter ist wegen seiner Nerven, besonders aber, weil in der erstickend massigen Demokratie die Geringschätzung der amtlichen Würden seine Ansprüche übertrieben und seine

*) Vergl. Montesquieu, De l'esprit des lois, Livre XVIII: Des lois dans le rapport qu'elles ont avec la nature du terrain. Stendhal, Histoire de la peinture en Italie, chap. LXXVI, C (Influence des climats.) Herder, Ideen zur Geschichte der Menschheit.

Wichtigkeit erhöht hat, und weil die Feinheit seiner Empfindungen ihm einige Lust gibt, sich für einen Gott zu halten. So steht hinter einer Tragödie des 17. Jahrhunderts ein Dichter wie Racine; elegant, maßvoll, Höfling, Schönredner, mit majestätischer Perrücke und bebänderten Schuhen, Monarchist und Christ von Herzen, „der von Gott die Gnade empfangen, in keiner Gesellschaft weder über den König noch über das Evangelium zu erröten," geschickt, den Fürsten zu unterhalten und ihm das Gallische des Amyot in schönes Französisch zu übersetzen; sehr ehrerbietig gegen die Großen, in deren Nähe er sich an seinem Platz zu halten weiß, diensteifrig und zurückhaltend in Marly wie in Versailles, inmitten der Anblicke einer gezähmten, dekorativen Natur, unter den Verbeugungen, Graziositäten, Listen und Feinheiten der großen Herren in gestickten Kleidern, welche früh aufgestanden sind, um eine Anwartschaft zu verdienen, und unter den reizenden Damen, welche die Ahnen an ihren Fingern abzählen, um den Schemel einer Herzogin zu erhalten."

Also, suchen wir die Persönlichkeit, hinter den Theorien, den Konstitutionen, den Büchern, in der Familie und Geschäftsstube; ermöglichen wir die Beobachtung einer verschollenen Zeit mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft, mögen auch stets die Urteile unvollständig ausfallen, weil wir uns auf Andere stützen müssen. „Der körperliche, sichtbare Mensch ist nur ein Anzeichen, mit Hilfe dessen man den unsichtbaren inneren Menschen studieren muß. Die Worte, die zum Ohr gelangen, seine Gesten, Kopfbewegungen, Kleider, Handlungen sind nur Ausdrücke: durch sie drückt sich ein Etwas aus — die Seele . . . Ihr betrachtet sein Haus, seine Einrichtung, seine Kleider, um da die Spuren seiner Gewohnheiten und seiner Neigungen, den Grad seiner Eleganz oder bäurischen Grobheit, seiner Verschwendungssucht oder Sparsamkeit, seiner Dummheit oder Feinheit zu suchen. Ihr belauscht sein Gespräch, aufmerksam auf die Modulation seiner Stimme und den Wechsel seiner Stellungen, um seine Lebendigkeit, Bequemlichkeit, Heiterkeit, Energie oder Steifheit zu beurteilen. Ihr betrachtet seine Schriften und Kunstwerke, seine politischen oder finanziellen Unternehmungen: es geschieht, um die Tragweite oder die Grenzen seiner Intelligenz, Erfindungsgabe, Beherrschung zu messen, um die Anordnung, die Art und gewöhnliche Bedeutung seiner Ideen zu entdecken, zu er-

fahren, in welcher Weise er denkt und schließt. Diese äußeren Merkmale sind nur Gänge, die auf einen Mittelpunkt leiten: zum wirklichen Menschen, ich meine, zur Gruppe der Fähigkeiten und Gefühle, die das Übrige hervorbringen." Der Sammlung der Thatsachen hat die Untersuchung der Ursachen zu folgen: „Gleich viel, ob die Thatsachen (faits) physischer oder geistiger Natur (morales) sind, sie haben immer Ursachen; es gibt solche für den Ehrgeiz, den Mut, die Wahrhaftigkeit, wie für die Verdauung, die Muskularbewegung und die tierische Wärme. Tugend und Laster sind Produkte, wie Vitriol und Zucker, und jede zusammengesetzte Prämisse entsteht aus einfacheren, von denen sie abhängt." Es war, unter den Dichtern, Balzac, für dessen endliche Anerkennung Taine so viel gethan, der in der Vorrede zu seiner „Menschlichen Komödie" auf die Abhängigkeit des Menschen von seiner Umgebung hingewiesen hatte.

Die angeführten Sätze Taine's erregten großes Aufsehen in Frankreich, wo die eklektische Philosophie Viktor Cousin's die mittleren Köpfe beherrschte; auch der mächtige Bischof Dupanloup hielt es für notwendig, auf einen Philosophen aufmerksam zu machen, dessen Werke, seiner Meinung nach, jede Moral untergraben mußten.

Da Taine hinter jeder Äußerung des menschlichen Geistes, sei sie nun ein Lied oder die Form einer bestimmten Architektur, den Menschen sucht, so muß er zum großen Vereinfacher werden, der zuletzt bei der Rasse angelangt und aus ihren Lebensbedingungen die eigentümlichen Züge einer Civilisation erklärt. Er unterscheidet drei Ausgangskräfte (forces primordiales), welche den geistigen Urzustand bilden; diese sind: die Rasse, die Umgebung im allerweitesten Sinne (das milieu), und der Zeitpunkt. Unter Rasse versteht er die eingeborenen und erblichen Anlagen, die der Mensch mit auf die Welt bringt und die sich bei den verschiedenen Völkern im Temperament und Bau des Körpers ausprägen. Zu den Einflüssen des Milieu sind zu rechnen: Natur und Klima, welche dem Menschen eine düstere oder schönheitsselige, lachende Phantasie verleihen; die politischen Verhältnisse, die den Menschen zur öffentlichen Thätigkeit, zum freien, beschaulichen oder geknechteten Leben zwingen; die gesellschaftlichen Zustände, welche das Individuum knechten oder seine freie Entwicklung gestatten, es mitleidig oder übermütig machen. „Man betrachte die leitenden Instinkte und

die eingepflanzten Fähigkeiten einer Rasse, kurz, die Geistesrichtung, in der sie denkt und handelt; man wird des Öfteren ein Werk dieser verlängerten Lebenslagen, dieser umhüllenden Umstände, dieser dauernden und riesigen Drucke von Seite einer Menschenmasse entdecken, die, in ihrer Gesamtheit, von Geschlecht zu Geschlecht durch dieselben gebogen und gebildet wurde." Das dritte bestimmende Entwicklungsmoment für den Menschen ist der Zeitpunkt, da er in die Welt tritt. Wer als Erbe einer reichen Civilisation das Leben beginnt, wird sich sicherlich in anderer Weise entwickeln, als der Sohn einer jungen Zeit. Auf ihn wirken andere Kräfte, und Taine glaubt diese bestimmen zu können: „Es sei eine Litteratur, eine Philosophie, eine Gesellschaft, eine Kunst, ein Kunstzweig gegeben; welches ist der geistige Zustand, der sie hervorbrachte? Welches sind die Bedingungen der Rasse, des Zeitpunktes und der Umgebung, die am geeignetsten waren, diesen geistigen Zustand zu erzeugen?" Dies ist die Frage, welche sich der Psycholog Taine stellt, für den die ganze Geschichte zum psychologischen Problem wird. Die wichtigsten Dokumente, welche wir besitzen, um die Psychologie eines Mannes, ja einer ganzen Rasse zu studieren, sind die Werke der Litteratur, mag diese auch, in gewisser Hinsicht, Fragment der Fragmente genannt werden.

Taine war fünfundzwanzig Jahre alt, als er sich mit seiner These über den nationalen Dichter Lafontaine den Grad eines docteur ès lettres an der alten Sorbonne erwarb. Der Form nach unterschied sich seine Dissertation nicht wesentlich von anderen Arbeiten; aber der Geist, der diese Schrift erfüllte, war durchaus neu und bewies, daß man es mit einem homo novus zu thun hatte. Der ganze Taine ist in diesem geistvollen Jugendwerk enthalten: anstatt einer einfachen Abhandlung über die Fabeln, wie sie wohl ein Anderer geliefert hätte, bietet der Künstler-Kritiker ein reiches, prächtiges Kulturbild der Zeit Ludwigs XIV., zum größern Ruhme eines der nationalsten Dichter Frankreichs, des liebenswürdig naiven, echt gallischen bonhomme Lafontaine.

Der Charakter des Fabeldichters wird aus seinen Lebensverhältnissen und Zeitumständen entwickelt und ein großes Gewicht auf die landschaftliche Umgebung seiner Heimat gelegt: Lafontaine war der Sohn einer Provinz, deren landschaftliche Reize mäßig und vor allem in der schlichten Harmonie der klaren

Töne bestehen. Ihr gleicht die Poesie des Fabulisten, die reizend, schelmisch, geistvoll, zärtlich, aber ohne die Tiefe der großen Leidenschaft ist, als ein echtes Produkt des gallischen Geistes, den der Kritiker oft genug analysiert. Wir sehen den prunkvollen Hof mit dem würdevollen Vertreter der Monarchen, dem Roi soleil an der Spitze, das Gewimmel schönredender, listiger, feiner, spitzbübischer Höflinge; wir beobachten ihren Verkehr nach unten und nach oben, wir hören sie sprechen, wir sehen den Bürger und den Bauer: diese ganze Welt spiegelt sich in dem Benehmen und der Sprache der Tiere, die der Fabulist, welcher trotz seiner Träumerei gute Augen besaß, in langem Zuge vorbeiführt.

Ein Essay über die Fabeln Lafontaine's gestattete jedoch dem Kulturpsychologen nur, das reiche Gemälde einer kleinen, wenn auch bedeutsamen Epoche der französischen Geschichte zu entwerfen.

Wenn der Künstler Taine sich freuen mußte, weil er in der Welt Ludwigs XIV. ein reiches, mannigfaches Bild, prunkende Schaustellungen, wechselnde Gruppen bedeutender Persönlichkeiten, blendenden Glanz und verdeckte Abgründe fand, so war der Kulturpsycholog, der auf Entdeckung eines herrschenden Geisteszustandes ausging, bald zu Ende, sobald er seine Formel (des klassischen Geistes) gefunden hatte. Er mußte, um seine Methode mit Glanz anwenden zu können, nach einer ganzen Civilisation verlangen, die, wie der einzelne Mensch, während der Dauer einer reichen Entwickelung die verschiedensten Zustände schuf und überwand, indem sie in einer fortschreitenden Litteratur die zahlreichen Dokumente ihrer Aufschwünge und Niedergänge zurückließ. Gleich vielen Geistern des achtzehnten Jahrhunderts, denen Taine seine Verehrung zollt, besitzt er eine geheime Vorliebe für die Engländer: für ihre Litteratur, die, als das erste Schrifttum der Modernen, die bedeutendsten Persönlichkeiten aufweist; für ihre Konstitution, als das Werk eines konservativen, thatkräftigen Volkes; für ihre Erziehung, die auch den körperlichen Menschen ausbildet und der Thatkraft des Einzelnen freiesten Spielraum gönnt. Ueber den Plan, eine Geschichte der englischen Litteratur zu schreiben, äußert sich Taine in der Einleitung, in welcher er seine Methode erklärt, folgendermaßen: „Hauptsächlich durch das Studium der Litteraturen wird man die Geistesgeschichte schreiben und zur

Kenntnis der psychologischen Gesetze gelangen können, von denen die Ereignisse abhängen. Ich unternehme hier, die Geschichte einer Litteratur zu schreiben und darin die Psychologie eines Volkes zu suchen; es geschah nicht ohne Beweggrund, daß ich diese gewählt habe. Es galt, ein Volk zu finden, das eine große, vollständige Litteratur besitzt, und ein solches ist selten: es gibt wenig Völker, die während ihres ganzen Lebens in Wahrheit gedacht und geschrieben haben.

Bei den Alten ist die römische Litteratur nichtig in ihren Anfängen, endlich entliehen, nachgeahmt. Bei den Neueren weist die deutsche Litteratur eine Lücke von zwei Jahrhunderten auf; die italienische und spanische Litteratur hören mit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf. Allein das alte Griechenland, Frankreich und England bieten eine vollständige Reihe großer charakteristischer Denkmäler dar. Ich habe England gewählt, weil es, noch lebend und der direkten Beobachtung unterworfen, besser studiert werden kann, als eine zerstörte Civilisation, von der wir nur noch Trümmer besitzen; ferner, weil es wegen seiner Verschiedenheit in den Augen eines Franzosen schärfere Charakterzüge aufweist."

Als Taine seine „Geschichte der englischen Litteratur" veröffentlichte, war alle Welt über die Form des bedeutenden Werkes erstaunt, weil man, anstatt einer gebräuchlichen Geschichte der Dichtung, eine Geschichte der englischen Rasse und Civilisation durch die Litteratur fand, um mit Sainte-Beuve zu sprechen. Man ward dem Buche nicht gerecht, weil sein Titel einen anderen Inhalt erwarten ließ. Taine liebt die prachtvollen, starkblütigen Menschenexemplare, welche meist auch die charakteristischesten Schriftsteller sind, in denen der Geist der Rasse zum reinsten Ausdruck gelangt. Der Grund und Boden, auf welchem diese Menschen in England gedeihen, wird mit großer Liebe geschildert, die Umstände der Geschichte, die Vermischung der beiden Rassen, der Angelsachsen und Normannen, mit bedeutsamer Ausführlichkeit behandelt. Als Lateiner und großer Künstler liebt Taine es nicht, wie die Deutschen thun, intuitiv von dem glänzenden Strom der Erscheinungen zu stehen und dessen Verlauf mit jener Teilnahme zu schildern, die auch dem Kleinsten liebevolle Beachtung widmet. Er zieht es vor, die Höhenpunkte einer Entwickelung herauszugreifen und für den Augenblick abzusondern, damit er die Erscheinung von

allen Seiten umgehen kann. Nun erst beginnt er seine Arbeit, die des methodischen Psychologen. Für ihn gipfelt jede große Epoche in wenigen Männern; alle kleineren Erscheinungen, die so oft den mittleren Geist einer Zeit in vollendetster Weise auffassen und ausprägen, läßt er einfach liegen, oder er sammelt den Schein dieser kleineren Sterne, um die großen schärfer zu beleuchten. Als überzeugter Determinist tritt er ohne jedes moralische Vorurteil an die Menschen heran, und irgend ein ungeheuerliches Menschenexemplar, das dem Künstler reichen Stoff zur Schilderung und dem Beobachter Gelegenheit zu tiefen oder seltsamen Entdeckungen bietet, ist ihm lieber als die tugendhafteste Seele: er hat eine eingestandene Schwäche für die Kraft, wie Balzac, wie viele andere Männer dieser demokratischen Zeit, die, als alterndes Weib, dem Stärksten gehört. Nachdem er Eltern, Zeit der Geburt, Bildungsgang, gesellschaftliche Stellung und sonstige Verhältnisse eines Mannes besprochen, sucht er den Haupttrieb einer Künstlernatur zu finden, la faculté maîtresse; aus seiner dominierenden Geistesrichtung erklärt er nun den Menschen. Als die faculté maîtresse bei Shakespeare erscheint ihm eine außerordentlich bewegliche und reiche, ebenso wilde als zarte Phantasie, die dem großen Dichter erlaubt, sich in jede beliebige Natur zu versetzen und sie nachzuschaffen, die ihn zum größten Künstler, zum getreuen Nachbildner des Lebens macht. Diese Phantasie lebt in einem Manne der Renaissance, welche in der Ueberfülle des animalischen und geisten Lebens ein reiches Dasein liebt. „Wenn Shakespeare eine Psychologie verfaßt, so hätte er mit Esquirol gesagt: der Mensch ist eine nervöse Maschine; er wird durch ein Temperament regiert, ist zu Hallucinationen geneigt, hingerissen von zügellosen Leidenschaften, wesentlich unvernünftig, eine Mischung von Tier und Dichter, mit den Nerven als Geist, der Feinfühligkeit als Tugend, der Einbildungskraft als Triebfeder und Führerin; er wird vom Zufall geleitet, von durchaus deterministischen und höchst mannigfaltigen Umständen in den Schmerz, das Verbrechen, den Wahnsinn und den Tod getrieben.“ Aus der Beweglichkeit der Phantasie entspringen die anderen Eigenschaften des Shakespeare'schen Genius: seine springende Laune, sein Hang zu glänzenden Bildern, wie sie junge Naturen lieben, seine Melancholie und sein Pessimismus. Um den reichen Geist des Dichters von allen Seiten zu zeigen,

teilt Taine in mechanischer Weise die Personen des Dramatikers in bestimmte Gruppen ein, nämlich: in Dummköpfe und Bestien, geistreiche Leute, Bösewichter, grands personnages, Frauen. Es ist natürlich, daß ein Kritiker-Künstler, welcher das reiche Leben auf ein einfaches Prinzip zurückführt, scharfe Bilder zu zeichnen vermag: Taine zeichnet glänzende Profile, seltener jedoch ein ganzes Bild. Auch Balzac und Zola, als gute Franzosen, haben wohl erkannt, welch' außerordentliches Relief eine allmächtige Leidenschaft dem Charakter zu geben vermag.

Wie man auch über die Ergebnisse der Taine'schen Kritik urteilen mag, eines muß man zugeben: Taine ist außerordentlich geschickt in der Anwendung seiner Methode. Er läßt sich nicht von der Schönheit eines Werkes hinreißen, sondern wählt mit dem Spürsinn des Psychologen die bezeichnenden Aeußerungen eines Geistes heraus, die ein anderer vielleicht kaum beachtet hätte. Jeder seiner kurzen, derben, plastischen Sätze ist das Resultat sorgfältigster Forschung und umschließt gar oft den eigensten Ausdruck des Mannes, der ihm als Ereignis gilt; denn in der Litteratur vor allem ist jener Satz Wahrheit: Ein Ereignis ist ein Mann. Die ganze „Geschichte der englischen Litteratur" besteht aus einer Reihe glänzend ausgeführter Bilder, deren Rahmen mit außerordentlicher Kunst gezeichnet ist. Man hat Taine, nicht mit Unrecht, einen Geometer genannt; die Bezeichnung schließt einen Tadel ein, aber die Seiten seiner Figuren sind immer durch die Rosenketten einer reichen, blühenden Phantasie verdeckt. Er ist eben so geschickt im Entwerfen von Massengemälden, als in der Zeichnung eines kleinen Bildes. Oft unterläßt er es absichtlich, einem Bilde einen bestimmten Charakterzug zu geben, weil dieser Zug nicht in sein System paßt. Unter den Dichtern Englands, welche man als Söhne der französischen Revolution betrachten muß, steht, wie billig, Byron oben an, und Taine zeichnet eine meisterhafte Skizze vom Wesen und Wirken des großen Lords. Shelley hingegen, den das moderne England als gleichstehenden, ja, als größeren Dichter verehrt, wird mit ein paar Seiten, als sensitive Natur, abgethan, nachdem sein zartes Talent durch einige Stellen genugsam beleuchtet worden. Taine betrachtet ihn offenbar als weniger echtes Kind seiner Zeit, während der Lord als echter Angelsachse erscheint, dessen Instinkte und Eigenschaften durch bedeutsame Lebensschicksale ent-

fesselt werden: er ist vor allem das erste und größte Kind des Jahrhunderts und erlaubt dem Psychologen, eine feine Skizze jener Männer zu entwerfen, welche das ganze Jahrhundert mit ihren stürmischen Bekenntnissen erfüllt haben. Im Uebrigen geht Taine mit dem Lord strenge ins Gericht.

Ist es nun Taine wirklich gelungen, eine streng wissenschaftliche Kritik zu schaffen, deren Resultate ebenso unanfechtbar sind, wie die Entdeckungen der Naturwissenschaften? Gewiß, wir bewundern die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Mann analysiert, sowie die Kunst, ihm seine Stelle anzuweisen, ihn als Blüte einer besonderen Zeit zu erklären; wir genießen den reichen, starken, biegsamen Geist, der mit einer starren Methode wie ein Künstler arbeitet. Doch fragen wir auch: muß nicht jede Kritik, die wie die Naturwissenschaft verfährt, um Gewißheit zu erlangen, in der Hand jedes beliebigen Mannes von Talent die gleichen Resultate erreichen? Werden nicht zahllose Schüler diese bequeme Methode begierig annehmen, um ihren Durst nach Wahrheit zu stillen, Ruhm und Ansehen zu erlangen? In der That, Taine hat viele Schüler gebildet; die beste Jugend Frankreichs ist nach dem Kriege lauschend zu den Füßen des Meisters gesessen, dessen strenger Geist einen seltsamen Zauber ausübte; talentvolle Fremde sind seine Schüler geworden und haben von ihm gelernt, die Menschen und Werke zu durchschauen. Und doch gibt es keinen Einzigen, der, seine Methode handhabend, die gleiche Wirkung ausgeübt hätte. Und so gilt denn auch hier der alte Satz: Die Kritik ist nicht mehr, sondern genau so viel wert, wie die Persönlichkeit, welche sie ausübt. Die Männer eines jüngeren Geschlechts, welche mit Begeisterung von dem Gelehrten gelernt haben, sind liebenswürdige Skeptiker, die, als feinsinnige, glückliche Zweifler, immer wieder die persönliche Art ihrer Anschauungen betonen und die Toleranz in ästhetischen Dingen so weit treiben, als sich dies ohne Gefahr nur irgend thun läßt. Sie genießen jede Geistesrichtung, als epikuräische Feinschmecker, deren Gaumen sich in der Jugend an allerlei Genüsse gewöhnt hat, wie das moderne Frankreich selbst, welches seine Ueberkultur mit wechselnden Stimmungen trägt. Taine jedoch gehört zu einem Geschlecht, das die Wissenschaft mit heiligem Glaubenseifer verehrte: daher seine Autorität, aber auch die Starrheit seines Geistes. Der moderne französische Geist hat sich eher Montaigne zum Muster

genommen; allerdings besitzt er nicht mehr die gutmütige, lebensvolle Heiterkeit des alten Essayisten, sondern ist zuerst der pessimistischen Strömung unterlegen.

Es ist leicht, einzusehen, daß gerade die komplizierten, überreichen Naturen sehr schwer mit der Taine'schen Methode zu fassen sind: das Allerpersönlichste vermag denn auch Taine mit seinen derben Fingern nicht zu greifen; das Kapitel über Shakespeare ist eines der schwächsten seines geistvollen Buches. Oft sind viele Einflüsse, die den Charakter eines Talentes bestimmen halfen, nicht mehr nachweisbar, zumal bei einem Manne der Vergangenheit; erst in unserer Zeit ist die Selbstbespiegelung, wie sie nun einmal jeder greisenhaften Epoche eigen, ein Bedürfnis der Litteraten geworden, die nach Stoffen suchen und sich selber finden. Soweit ein scharfsinniger Franzose mit einem ausgesprochenen Talent zur Analyse in eine Natur eindringen kann, gelangt Taine in allen Fällen; aber es fehlt ihm die geniale Intuition, der germanische Tiefblick, das sprungweise Erfassen eines Gegenstandes. Ich habe gesagt, daß Taine die Kraftmenschen liebe, was nicht sagen will, daß er sie auch ganz erfassen und erklären kann. Als begeisterter Verehrer der Renaissance, dieser zweiten herrlichen Frühlingszeit der Menschheit, verachtet er Talente, die der Natur sehr wenig, der Pflege ihres Geistes hingegen Alles verdanken: er wird grausam witzig, wenn er Boileau oder Pope richtet.

Taine ist wesentlich Gehirnmensch: von ihm mag jenes Wort einer geistreichen Frau des 18. Jahrhunderts gelten, die einem Philosophen die Hand ans Herz legte und ausrief: C'est encore de la cervelle que vous avez là! Der Geist vermag Vieles zu verstehen, aber nicht Alles, besonders aber nicht jene außerordentlichen Gewaltmenschen der Natur, die sie zuweilen in die Welt schickt, ohne daß kluge Menschen sie aus der Rasse, der örtlichen und zeitlichen Umgebung erklären können. So ist denn auch jenes vielbesprochene Bild, welches der alternde Forscher von dem ersten Napoleon entwarf, mißlungen.

Für Taine ist der erste Imperator ein Phänomen des Atavismus, ein Condottiere der grausamen Renaissance, eine Art Bandit, der durch Zufall in ein Volk geriet, das nie an Willensüberfluß litt und dem Stärkeren ohne weiteres zufallen mußte, weil es nach den schrecklichsten Zeiten eines Führers bedurfte. Das Aufkommen eines solchen Menschen, der, im

Bewußtsein seiner einzigen Kraft, sich über alle Gesetze schwang und seine Stellung erklärte, indem er meinte, er sei anders als die übrigen Menschen und darum auch von jeder Moral entbunden, wird jedoch in manchen Punkten geheimnisvoll bleiben. Vor einer solchen Erscheinung ist der Blick des Sehers nötig, nicht der Blick des gelehrten Sammlers, der sein Urteil auf kleine Thatsachen (pétits faits) gründete. Diese Vorliebe der französischen Gelehrten für kleine und kleinste Thatsachen hat unser großer Schriftsteller, Friedrich Nietzsche, in höchst geistreicher Weise faitalisme genannt; sie macht auch den geistreichsten Denker zum Arbeiter einer demokratischen Gesellschaft, welche den freien Ueberblick, den aristokratischen Genuß eines Urteils aus der Fülle nicht zu schätzen vermag, weil sie an der Erde haften muß. Die geistreiche Sucht, von kleinen Anekdoten auf das Wesen eines bedeutenden Mannes zu schließen, ist französisch: in einer gesellschaftlichen Nation spielt der geistreiche Ausspruch, das Bonmot und die Anekdote eine große Rolle, und so finden wir denn diese Sucht auch bei anderen Autoren, wie bei den Goncourt, welche sogar die Alkoven des 18. Jahrhunderts gelüftet haben, um „menschliche Dokumente“ zu finden.

Taine ist im Laufe der Zeit zum Sklaven seiner Methode geworden; wie alle starken Geister zum Absolutismus des Urteils neigend, verachtet er die Männer der Intuition, wie man aus seinem Urteil über Carlyle entnehmen mag: „Es gibt Gelehrte, die Schritt vor Schritt von einer Idee zur benachbarten gelangen; sie sind methodisch, vorsichtig; sie sprechen für Jedermann und beweisen alles, was sie vorbringen; sie teilen das Feld, welches sie durchlaufen wollen, in vorläufige Felder ein, um den ganzen Stoff zu erschöpfen; sie wandeln auf geraden, ebenen Wegen, um sicher zu sein, nie zu fallen; sie beobachten die Uebergänge, sie zählen auf und fassen zusammen; von allgemeinen Schlüssen gelangen sie zu allgemeinen Schlüssen; sie liefern die genaue, vollständige Klassifizierung einer Gruppe. Wenn sie die allgemeine Analyse überschreiten, so besteht ihr ganzes Talent darin, in beredsamer Weise eine These aufrechtzuerhalten. Unter den Zeitgenossen Carlyle's ist Macaulay das vollendetste Muster dieser Geistesrichtung. — Die Anderen, nachdem sie, in heftiger und verwirrter Weise, in den Einzelheiten einer Gruppe gewühlt haben, schwingen sich mit einem

plötzlichen Sprung in die Hauptidee. Nun erblicken sie die Gruppe als Ganzes; sie fühlen die organisierenden Kräfte, sie erfassen sie gleichsam ahnend; sie stellen sie in der Verkürzung durch die ausdruckvollsten und seltsamsten Worte dar; sie sind nicht fähig, sie in regelmäßige Erscheinungsreihen aufzulösen, sie nehmen immer nur die Masse wahr. Sie denken, indem sie gewaltsam Ideen in plötzlicher Weise conzentrieren. Sie besitzen ein inneres Gesicht für ferne Wirkungen und Handlungen, sie sind Offenbarer oder Dichter. Michelet ist bei uns das beste Beispiel für diese Geistesform, und Carlyle ist ein englischer Michelet. Er weiß es wohl und behauptet, das Genie sei eine Intuition, ein inneres Gesicht (insight)." Der Unterschied zwischen Taine und Carlyle, der als Prophet ein gewaltiges Bild der französischen Revolution entrollte, läuft darauf hinaus: auch Carlyle kennt und sucht die kleinen Thatsachen, aber nur um ihren Geist zu lösen; er schwebt über dem ungeheuren Trümmerfelde, um einen Einblick in das begrabene Leben zu erhalten; er ist Visionär, Taine aber ein Gelehrter, der die Trümmer einer zerstörten Welt sorgsam in Ordnung bringt und aufzählt, um wie ein Geometer Schlüsse zu ziehen. Man vergesse es nicht: Taine ist ein Normalschüler, der seine ausgezeichnete Bildung eben auch bezahlen muß, wie jeder andere minderwertige Mensch. Sein Urteil über Ludwig XIV. ist milder, als das über Napoleon: der große Monarch, der sein Metier verstand, wie kein anderer moderner König, war eben ein Vollblutfranzose, hell und scharf beleuchtet in einer Welt nach seinem Bilde stehend, ohne einen Zug des Geheimnisvollen, leicht zu umgehen, leicht zu durchschauen, weil die Männer seiner Zeit, als Vertreter des echt nationalen, klassischen Geistes, den Fürsten erklären, welcher ein Egoist mit Formen war, während der größere Gewaltmensch, Napoleon, keine besaß; der König ist ein fleischgewordenes System, ein logisches Glied der historischen Entwickelung, Napoleon hingegen nicht. — Seine ästhetischen Anschauungen, welche Taine als Lehrer an der Schule der schönen Künste vortrug, faßte der Kritiker in einem zweibändigen Werke zusammen: Philosophie der Kunst. Auch hier, wo es sich um die Malerei handelt, ist er Meister in der Handhabung seiner Methode; er beschreibt nicht, wie so viele Kunstkritiker, das Kunstwerk als Blüte einer besonderen Natur; er sucht sein Wachstum, seine Lebensbedin-

gungen, sein Entstehen zu erklären: „Die moderne Methode, der ich zu folgen suche und die anfängt, in alle Wissenschaften des Geistes einzudringen, besteht darin, die Werke von Menschenhand, vor allem aber die Kunstwerke als Thatsachen und Produkte zu betrachten, deren Charakter festzustellen und deren Ursachen aufzusuchen sind; nichts weiter. Die Wissenschaft, so verstanden, verdammt und verzeiht nichts; sie stellt fest und erklärt. Sie hat Sympathie für alle Formen der Kunst, für alle Schulen, selbst für diejenigen, die am entgegengesetztesten scheinen; sie nimmt sie als ebensoviele Aeußerungen des menschlichen Geistes auf."

Als Taine seine berühmte Vorrede zu seiner Geschichte der englischen Litteratur veröffentlichte, glaubten die jungen Naturalisten, ihren Theoretiker gefunden zu haben, der, ohne sich um die Moral eines Kunstwerkes zu kümmern, das Werk als Produkt eines gewissen Milieu's erklärte und die Thätigkeit des Künstlers in getreuer Nachahmung der Natur sah. Als Lehrer der Aesthetik trat Taine dieser Ansicht entgegen: der Künstler dürfe nicht die Natur kopieren, er müsse die wesentlichen Züge derselben festzuhalten suchen. Auch Taine empfiehlt dem Künstler unaufhörliches Studium der Natur, aber nur, damit sich der Künstler die Herrschaft über die Formen im Dienste der Idee erwerbe. Um sein Ideal zu erreichen, darf er die Natur verbessern, die Teile in auffallendere Beziehung zu einander setzen, die Verhältnisse ändern, wie denn der große Michelangelo den Rumpf und die Glieder seiner Nacht in die Länge zog, den Leib über der Hüfte krümmte, die Augenhöhlen vertiefte, die Stirne furchte, die Muskeln auf der Schulter bergartig anschwellen ließ und die Sehnen auf dem Rücken wie eine Kette spannte; wie der flämische Titan Rubens, als er seine Kermesse malte, keine flandernschen Dorfbauern im Zustande gewöhnlicher Trunkenheit darstellte, sondern eine Orgie der menschlichen Bestialität schuf, wie sie seiner überschäumenden Kraftnatur zusagte. In Wirklichkeit beherrscht die Taine'sche Kunstanschauung auch die Naturalisten; denn die Zola'sche Definition des Kunstwerkes: une oeuvre d'art est un coin de la nature, vu à travers un tempérament, gesteht ebenfalls der Persönlichkeit die allergrößten Rechte zu. Und was hat Zola, der seinen ehemaligen Meister als furchtsamen Professor verspottet, in der zügellosen Schilderung seines symbolischen Paradou

anderes gethan, als die Verhältnisse verändert, die Natur vergrößert und vergöttert, um einen künstlerischen Effekt zu erzielen? Als Muster einer idealen Frauengestalt in der Dichtung betrachtet Taine Goethe's Iphigenie, und so mag denn auch das kleine Kapitel über die Schönheit in Goethe's Winckelmann die Taine'schen Anschauungen zusammenfassen: „Das letzte Produkt der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben; denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der Mensch schön sei. Dagegen tritt nun die Kunst ein; denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor; denn, indem es aus den gesamten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist."

Die Taine'sche Definition des Kunstwerkes lautet: L'oeuvre d'art a pour but de manifester quelque caractère essentiel ou saillant, partant quelque idée importante, plus clairement et plus complètement que ne le font les objets réels. Elle y arrive en y employant un ensemble de parties liées, dont elle modifie systématiquement les rapports. Dans les trois arts d'imitation, sculpture, peinture et poèsie, les ensembles correspondent à des objets réels. Taine ist überall und zu jeder Stunde Kulturpsycholog: indem er die Gesetze der Entwickelung irgend einer nationalen Kunst, sei sie die griechische Skulptur oder die Malerei der Niederlande, darlegt, bietet er

ein unvergleichliches Kulturbild. Mit der unermüdlichen Geduld des Gelehrten liest er alle Dokumente, welche über die Vergangenheit eines Volkes Aufschluß geben; er bereist die Gegend, um die Klarheit oder Trübe der Atmosphäre, die Struktur des Bodens, das Klima, die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner zu prüfen; er besieht sich deren Körperbau, prüft die Rassenmerkmale, studiert ihre Geschichte. Man lese das kleine Büchlein über die Malerei der Niederlande, die einzige Kunst, welche der fette Boden dieser Provinzen hervorgebracht. Vor unseren Blicken entrollt sich ein reiches Bild des flämischen Lebens: rauschende Feste des prunkliebenden Stammes, prächtige Einzüge seiner Fürsten in die reichen Handelsstädte Gent, Brügge, Amsterdam; endlose Gastmäler, bei denen der Wein aller Himmelsstriche in Strömen fließt und zu Spiel, Turnier und Liebe anfeuert. Das reichausgeführte Bild ist nur der farbenglühende Hintergrund, welcher die Gestalt des großen Rubens trägt, der alle Züge seiner Rasse: endlose Lebensfülle, Sinn für alle Genüsse, Derbheit und Brutalität verewigt hat.

Der bedeutendste Schüler Taine's, Paul Bourget, nennt seinen Meister einen Philosophen und nur einen Philosophen, als welcher er darauf ausgehe, überall die allgemeinen Ideen aufzusuchen. Uns genügt es, Taine einen Psychologen zu nennen. Er hat frühe die deutschen Ideen kennen und Hegel bewundern gelernt; er hat, als der erste Franzose, die deutsche Idee des Werdens begriffen; aber er hat sich der deutschen Philosophie nicht ganz hingegeben, sondern in dem großen System des deutschen Philosophen ein kleines Plätzchen gesucht, von wo aus er, als guter Lateiner, das mannigfache Spiel der Erscheinungen beobachten und ihre Ursachen ergründen konnte. Taine ist ein guter Positivist, der überzeugt ist, man könne höchstens einige Gesetze der Entwickelung des Werdens entdecken, hingegen nie etwas über die ersten Ursachen dieser Welt erfahren. Er fühlt sich mit Stolz als französischen Analytiker, wenn er an die deutschen Philosophen denkt, deren Kühnheit im Konstruieren er bewundert, nicht ohne zu bedauern, daß es diesen Männern nur gelungen, prachtvolle Ruinen zu schaffen. Wie in der Litteratur, so grenzt er auch vor der Natur die Erscheinung ab, ohne viele Seitenblicke zu thun. Sein philosophisches Hauptwerk handelt vom Erkenntnisvermögen, De

l'intelligence. Sein Buch über die klassischen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich griff die herrschende, spiritualistische Philosophie an, die an diesem Angriff zu Grunde ging. Als Positivist, der an den Kampf um's Dasein, dessen Formen nur gemildert scheinen, glaubt, ist Taine Pessimist; aber er hat sich nie um die Moral gekümmert, wie die großen, modernen Philosophen, Engländer und Deutsche. Er ist Eklektiker, der überall seine Methode auseinandersetzt und nicht fürchtet, sich zu wiederholen. Was ist auch die Psychologie? Eine Wissenschaft der kleinen Thatsachen, die festgestellt werden können. In unserem Ich gibt es nichts anderes, als eine Reihe von Ereignissen; diese, so verschieden sie auch aussehen mögen, sind ihrer Natur nach gleich und gehen — hier ist Taine Nachfolger Condillac's — auf die Empfindung, diese auf die Wahrnehmung und diese auf die Bewegung einer Gruppe von Atomen zurück. Was ist die Natur? „Une infinité de fusées, toutes de même espèce, qui, à divers degrés de complication et de hauteur, s'élancent et redescendent incessament et éternellement dans la noirceur du vide, voilà les êtres physiques et moraux; chacun d'eux n'est qu'une ligne d'évènements, dont rien ne dure que la forme, et l'on peut se représenter la nature comme une grande aurore boréale. Un écoulement universel, une succession intarissable de météores, qui ne flamboient que pour s'éteindre et se rallumer et s'éteindre encore, sans trêve ni fin, tels sont les caractères du monde.“

Taine ist im Grunde eine große Künstlernatur; er besitzt nicht die bezaubernde Anmut, die feine Ironie, den graziösen Stil der feinsten Franzosen; er arbeitet langsam, er komponiert nicht nur seine Seiten, sondern auch seine Perioden; aus kleinen Sätzen bestehend, folgen sie gedrängt auf einander, voll derben, quellenden Lebens. Seine Beweisführung gleicht dem Bau einer Pyramide, von deren leuchtendem Schlußstein ein helles Licht ausstrahlt über den ganzen Bau. Eine gelehrte Erziehung hat seine Phantasie nicht zu ertöten vermocht; er ist, wie auch sein Freund Flaubert, ein Kolorist, ein Mann mit scharfen Augen, der als Maler sieht und schreibt, und als Philosoph denkt. Sein Stil ist ein Grandseigneurstil, aber nicht im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, dessen geistreiche Libertins und zierliche Zofen von Voltaire schreiben lernten. Wir sind bei Taine

in einem riesigen Atelier, das einem Museum gleicht, dessen Herr die direkte Anrede an seine Besucher liebt. Seine Vergleiche und Bilder sind unvergeßlich, treffend, mit größter Sorgfalt gewählt; er hat Geist und gibt Geist, wenn er auch nicht zu den großen Lernern gerechnet werden kann, welche die verschiedensten Geisteswelten durchwandern und aus jeder verschieden nach Hause kommen.

Eine gewisse Starrheit und Trockenheit hat er nie abzulegen vermocht, trotz der Biegsamkeit seiner Natur, die zuweilen eines Dichters würdig ist. Das Leben hat ihn anfangs hart, jedoch später gütig behandelt; er gehört zu jenen Geistesaristokraten, die, mit einer universalen Bildung ausgerüstet, zuerst die zügellose Kraft der Natur und endlich ihren Adel lieben. In seinem berühmten Essay über Swift, der zu seinen glänzendsten Leistungen gehört, bemerkt er über das Leben: „Es gibt nur zwei Weisen, sich mit dem Leben abzufinden: die Mittelmäßigkeit des Geistes und die überlegene Intelligenz, die eine zum Gebrauch des Publikums und der Dummköpfe, die andere für Künstler und Philosophen; die eine besteht darin, nichts zu sehen, die andere darin, Alles zu sehen.“ Taine hat gesucht, Alles zu sehen, aber nicht mit den heiteren Augen einer gottbegnadeten Persönlichkeit, sondern mit den Augen eines misanthropischen Künstlers.

Ein gewisser Humor voll gallischer Bitterkeit und Anmut ist seiner Natur nicht fremd: er hat, sich selbst getreu, ein Kulturbild des zweiten Kaiserreichs geschaffen, in einem geistvollen Büchlein, das den Titel führt: Leben und Meinungen des Herrn Friedrich Thomas Gerstenkorn, früheren Händlers mit gesalzenem Schweinefleisch, als dessen Testamentsvollstrecker Taine die ganze Gesellschaft mit satyrischen Ausfällen bedenkt. Er hegt eine schwärmerische Verehrung für Alfred de Musset; er bemerkt einmal über den Dichter: „Zwei gleiche Klänge am Ende zweier gleichen Zeilen haben noch je die brennendsten Qualen gelindert; nach dreitausend Jahren ist die alte Muse noch jung, eine göttliche Amme, und ihr Lied wiegt die krankenden Nationen, die sie noch besucht, so wie die blühenden Völker, denen sie einst erschienen. Die unfreiwillige Musik, in die der Gedanke sich hüllt, verbirgt die Häßlichkeit und enthüllt die Schönheit. Nach des Tages Arbeit und der Angst der Nacht bemerkt der hastende Mann die strahlende Reine des Himmels,

der sich öffnet; er vergißt sich selbst, und von überall her bringt die Freude der Natur, zugleich mit dem Vergessen, in sein Herz. Und wenn das Elend ihn verfolgt, so möge es der Dichtung Hauch, wenn er es nicht vernichten kann, umbilden: es veredelt sich, er liebt und erträgt es; das Einzige, was er nicht ertragen kann, ist die Kleinlichkeit. Weder Faust noch Manfred haben den Schmerz der Menschheit erschöpft; sie tranken nur den edlen Wein aus dem grausamen Becher, sie leerten ihn nicht bis zur Hefe. Sie genossen sich selbst und die Natur; sie kosteten die eigene Größe und die Schönheit der Dinge; sie drückten alle Dornen, welche die Notwendigkeit auf unseren Weg gestellt, mit schmerzenden Händen, aber sie sahen daran auch die Rosen blühen, belebt vom edelsten Saft ihre Blutes."

Doch gibt es auch Dichter, welche in Prosa dichten, die nicht minder schwer zu schaffen, als der marmorne Vers. Taine kennt jenen aristokratischen Schmerz der vornehmen Geister, die wehmütigen Sinnes vor der Vergangenheit stehen, und nicht loskommen, wenn sie sich nicht dichtend oder schreibend frei machen.

Es gehört zu den adeligen Forderungen einer Seele, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Der Kritiker Taine ist ein ausgezeichneter Reisebeschreiber, nicht wie Stendhal oder Goethe, sondern wie ein Künstler. Er ist ein ausgezeichneter Landschafter, dessen Auge außerordentlich vielseitig gebildet erscheint. Ich citiere eine Stelle aus seiner italienischen Reise: „Gegen vier Uhr überhaucht eine kaum bemerkbare Dämmerung die Nacht, gleich der Bleiche einer schamhaften Statue; der Abglanz eines fernen Perlschimmers legt sich auf die Höhen, und aufzuckende Dämmerklarheiten durchbrechen mit ihrem Perlgrau das Blau der Nacht. Die Sterne blinken, sonst ist die Luft dunkel, und über den Boden huschen moirierte Schatten. Der Wagen hält und wird auf einem Floße über einen Fluß gebracht. Im Schweigen, im allgemeinen Ausgelöschtsein der Wesen ist dieses Wasser das einzige lebende Ding; es lebt und bewegt sich kaum bemerkbar; seine strömende Fläche leuchtet, gestreift von kleinen Strudeln, die zwischen den Ufern ineinanderrinnen. Indessen erwachen die Bäume im Morgendunst; aus ihren Gipfeln ragen die taubedeckten Schößlinge, wie im Erwarten des vollen Tages. Der Himmel wird bleich und die Morgenröte löscht die Sterne aus; allüberall zeigen sich Pflan-

zen und Grün; ihr Dunstschleier wird dünner und verschwebt, sie erhalten Farbe, sie tauchen in's Licht, und man fühlt das holde Erstaunen der Geschöpfe, die am gleichen Ort ihr gebundenes Leben wiederbeginnen. Die ganze Schlucht hat sich bevölkert, und zu beiden Seiten dieses reizenden, zerstreuten Volkes erheben sich die ungeheueren, düsteren Berge, gleich riesigen Beschützern, das leuchtende Weiß des Himmels mit ihren Häuptern zackend. Endlich bricht eine Flamme aus einem scherbigen Bergeskamm; der plötzliche, blendende Strahl durchzuckt die Dunstschleier; grüne Flächen leuchten auf, die Bäche schimmern; die alten derben Weinstöcke, die rundlichen Kronen der Bäume, die zarten Arabesken der Kletterpflanzen, die ganze Ueppigkeit eines Pflanzenwuchses, den die Frische der ewigen Wasser und die Milde der durchwärmten Felsen nähren, breitet sich aus, wie der Schmuck einer goldglanzumhüllten Fee. Doch nein, nicht von einer Fee darf man hier sprechen, sondern von einer Göttin. Das Phantastische ist nur eine Laune, eine Krankheit des menschlichen Gehirns; die Natur ist gesund und dauernd, und unsere disharmonischen Träumereien haben nicht das Recht, sich mit ihrer Schönheit zu vergleichen; und wenn wir sie einem Menschenwerk zu vergleichen wagen, so ist es mit den griechischen Göttern, der großen Pallas, den übermenschlichen Zeusgestalten Athens; sie genügt sich selbst, wie jene sich genügen. Wir können sie nicht lieben, denn unser Wort erreicht sie nicht; gleichgiltig steht sie über uns; nur stummen Hauptes können wir sie betrachten, wie der Tempel Bilder, um ihre vollendete Form in unseren Geist aufzunehmen und unser gebrechlich Wesen in der Berührung mit ihrer Unsterblichkeit zu stärken.

Diese Betrachtung ist allein schon Befreiung.

Wir treten aus unserem Wirrwarr, aus unseren flüchtigen und gebrochenen Gedanken heraus.

Was ist die Geschichte anderes, als ein Streit unvollendeter Bemühungen und mißlungener Werke? Was habe ich in Italien anders gesehen, als ein jahrhundertlanges Tasten von großen Geistern, die sich widersprechen, von Glaubensformen, die sich auflösen, von Unternehmungen ohne Ende? Was ist ein Museum, wenn nicht ein Friedhof, und was eine Malerei, eine Skulptur, eine Architektur anderes, als das Denkmal eines sterblichen Geschlechtes, das es ängstlich aufgerichtet, um seine

hinfälligen Gedanken durch ein Grabmal zu verlängern, welches ebenso hinfällig, wie jene? Doch vor den Wassern, vor den Himmeln und den Bergen fühlt man sich vor vollendeten und ewig jungen Wesen. Ueber sie hat der Zufall keine Macht; sie sind die Gleichen, wie am ersten Tag; mit vollen Händen spendet ihnen der Frühling jedes neuen Jahres den gleichen Saft; unsere Schwäche endet im Berühren ihrer Kraft, unsere Unrast mildert sich in ihrem Frieden."

Als Philosoph, Kunstkritiker, Lehrer der Aesthetik, Litterat, war Taine bis in die siebziger Jahre von rein nationaler Bedeutung. Da trat er als Kulturhistoriker mit einem Buche über das Ancien-Régime hervor, dem ersten Bande eines großen Werkes, in dem er, um ein eigenstes Bedürfnis zu befriedigen, die Ursprünge des modernen Frankreichs nachweisen wollte. Der erste Band, der vom alten Frankreich vor der Revolution handelte, ist unstreitig ein Meisterwerk. Taine hat, wie zu erwarten war, jene eigentümliche Welt gerade so streng verurteilt, wie die Radikalen, welche die französische Revolution vergöttern.

Das geistvolle Buch brachte seinem Verfasser einen europäischen Ruhm ein. Die späteren Bände, welche von der Revolution handelten, enthielten eine eben so scharfe Verurteilung des größten Ereignisses der neuen Zeit. Die frühere Ruhe des Analytikers ist einer maßlosen Leidenschaft gewichen, und wir fragen, wie es kommt, daß Taine zum rücksichtslosen Richter zweier Gesellschaften wurde, von denen die eine auf den Trümmern der andern steht.

Ueber kein großes Ereignis der Weltgeschichte ist so viel geschrieben worden, als über die große Revolution, wie denn auch schon ihre Zeitgenossen, als Söhne einer höchst schreibseligen Welt, sich berufen fühlten, nicht nur ihre Denkwürdigkeiten, was sie gesehen, gehört, erlebt, sondern auch eine Auslegung der großen Umwälzung zu hinterlassen: so viele Standpunkte, so viele Deutungen. Man hat gesagt, die Idee der Revolution sei in den Salons entstanden und groß geworden, das Volk habe sie gemacht, das Bürgertum aber habe den Nutzen davon gezogen, indem es sie beerbte. In der That, wir finden im Bürgertum, welches als Erbe der Revolution zur herrschenden Klasse geworden war, eine mäßige Begeisterung für die große Zeit, deren Schreckenstage man tadelt.

Mignet schuf seine berühmte „Geschichte der Revolution", ein Meisterwerk der klaren Zeichnung und maßvollen Anordnung der Gruppen; Thiers, der echte, geschwätzige, leichtsinnige, arbeitsame, oberflächliche Bourgeois erzählte rascher, weitläufiger. Vielleicht standen diese Männer als Mitglieder einer mächtigen Klasse, welche die segensreichen Errungenschaften der großen Umwälzung genoß, dem großen Ereignis zu nahe, um ein richtiges Urteil fällen zu können; auch verlangte die Zeit keine Interpretation der vielgeschmähten und vielgepriesenen Revolution, sondern eine künstlerische Darstellung. Der Schotte Carlyle, der Heldenverehrer, schuf ein geheimnisvolles Werk, eine dunkle, rauchumnebelte, von den Flammen des Genius durchblitzte Freske, auf der viele Personen im grellsten Lichte stehen; vernichtende Ironie, prophetische Ausblicke, Vergötterung der Kraftmenschen, launische Capriccios eines dichterischen Humors: alles dieses finden wir in dem formlosen, bacchantischen Werk des Kraftanbeters, der in der Revolution das Walten einer unerbittlichen Nemesis verehrte. Das tiefe Buch ist auch heute noch nicht veraltet; aber nur der Kenner jener Zeit vermag es wirklich zu genießen.

Die erzählenden Historiker schrieben vor dem Jahre 48. Indessen mehrten sich die Dokumente: Denkwürdigkeiten bedeutender und unbedeutender Personen, Bittschriften, Erlasse, Zeitungen, Briefe in geradezu erschreckendem Maße; ein jüngeres Geschlecht war herangewachsen, welches die Hauptmomente des Ereignisses kannte und eine Interpretation forderte; die Naturwissenschaften blühten auf und bewirkten eine Umbildung der Methoden. — Der erste Mann, welcher eine genaue Darstellung der Ursachen des großen Ereignisses versuchte, war ein Schüler des 18. Jahrhunderts, Alexis de Tocqueville, ein gemäßigt liberaler Staatsmann, so eine Art demokratischer Aristokrat und feiner Beobachter, ein würdiger gentleman-farmer und ausgezeichneter Schriftsteller, den ein zu früher Tod an der Vollendung seines großen Werkes hinderte. Er ist am 29. Juli 1805 geboren und 1859 in Cannes an einem Brustleiden gestorben. Eine zarte Natur vom harmonischen Mittelschlage, war er bei Montesquieu in die Schule gegangen, und sein Stil gemahnt denn auch zuweilen an die Schreibweise des Präsidenten: er ist klar, einfach, oft gesucht, ohne Plastik, zuweilen preziös und ermüdend, von gemessener Schönheit, reich an Fa-

cetten, der Stil eines urbanen Diplomaten, der die Prunkgewänder für seine klaren Gedanken verschmäht. Tocqueville ist mehr Philosoph als Geschichtsschreiber: unfähig die Ereignisse als Künstler zu erfassen, zog er dem Leben Geist ab, Geist der feinsten Qualität, der hie und da gleich dem flüchtigen Blick eines fein geschliffenen Diamanten aufblitzt. Tocqueville besaß ausgezeichnete nationalökonomische Kenntnisse; als Staatsmann der Juste-milieu-Zeit von etwas doktrinärer Färbung, bewunderte er die politische Lebensfähigkeit Englands, wie er denn den Unterschied zwischen englischer und französischer Aristokratie sehr fein definierte, indem er letztere eine Kaste nannte, die dem Louis-d'or offen stand, weil der Adel gezwungen war, den schönheitstollen Carneval seines müßigen Daseins um jeden Preis zu verlängern. Tocqueville gehört zu den Naturen, die alles verallgemeinern, aus den allgemeinen Ideen nur die allgemeinsten auswählen, weil diese hinreichen, dem gebildeten Leser eine ganze Reihe von Thatsachen zu beleuchten. Er ging mit höchster Gewissenhaftigkeit zu Werke, indem er die Archive der Verwaltungen, der ehemaligen Intendanturen studierte, die sogenannte kleine Litteratur des 18. Jahrhunderts, die lüsternen Romane, die Pamphlete und Chansons las. Ueber seine Studien bemerkt er in der Vorrede selbst: „Das Buch, welches ich soeben veröffentliche, ist keine Geschichte der Revolution, eine Geschichte, die mit zu viel Glanz geschrieben worden, als daß ich daran denken könnte, sie hier noch einmal zu schreiben; es ist eine Studie über die Revolution ... Die Franzosen haben im Jahre 1789 die größte Anstrengung gemacht, die je ein Volk versucht, um, sozusagen, seine Bestimmung mitten durchzuschneiden und das was sie gewesen, durch einen Abgrund von dem zu trennen, was sie von da ab sein wollten. Zu diesem Zweck ergriffen sie alle Vorsichtsmaßregeln, um nichts aus der Vergangenheit in die neuen Verhältnisse herüber zu nehmen; sie legten sich alle Arten von Zwang auf, um sich anders zu machen als ihre Väter waren; sie unterließen nichts, um sich unkenntlich zu machen ... Ich hoffe, daß ich gegenwärtiges Buch ohne Vorurteil, aber nicht ohne Leidenschaft geschrieben habe."

Man achte wohl auf dies Geständnis einer klaren, vornehmen Natur: Tocqueville, wie Taine, wie alle Anderen, hält es für unmöglich, ohne Leidenschaft vor das große Er-

eignis zu treten, ein Umstand, der uns deutlich machen muß, daß auch sie, trotz allen Eifers für die Wahrheit, nicht das letzte Wort gesprochen haben. Man pflegt den Franzosen nachzusagen, daß sie, als ein wesentlich unpolitisches Volk, gerne ihre Freiheit hingeben, wenn sie nur die Gleichheit haben. Tocqueville liebte die Freiheit aufrichtig; er mußte mit Schmerzen sehen, wie sich, durch den Dezemberstreich, seine Prophezeiung vom Ende der Demokratie im Cäsarismus erfüllte. Er hat zuerst nachgewiesen, daß die französische Revolution gar nicht so radikal war, als es, auf den ersten Anblick hin, scheinen möchte: sie ist in Wahrheit die natürliche Tochter des alten Frankreichs, der es nicht gelang, die Centralisation, dies eiserne fait accompli, zu zerstören. Wohl warf sie den alten, wurmstichigen Bau der Gesellschaft um, ohne jedoch den Grundriß der uralten Mauern zu vernichten, den die ungeheuren Trümmer nur verdeckt, nicht verwischt hatten. Den Bourbonen fehlte jede richtige Würdigung eines beunruhigenden Phänomens: sie sahen ohne Wohlwollen auf das Heranwachsen des gewaltigen Paris, aber sie fürchteten höchstens Stockungen in seiner Verwaltung.

Napoleon, der logische Erbe der ganzen demokratischen Bewegung, welcher mit gleicher Verachtung für das Individuum erfüllt war, wie die Revolution selbst, legte den Schlußstein der gewaltigen Centralisation, wie denn seine Präfekten von den Intendanten der alten Zeit sehr wenig verschieden waren. Als notwendiges Produkt der übermäßigen Civilisation erhob sich der Litterat, der einen Einfluß gewann, wie er ohne Beispiel in der ganzen Geschichte der Menschheit ist. Auch heute glauben noch viele Leute, die Revolution sei antireligiös gewesen. Tocqueville aber weist nach, daß sie, rein politischer Natur, nur in der Art und Weise religiöser Umwälzungen verfuhr: sie wurde zur Religion ohne Gott, ohne Cultus, wie der Islam ganz Europa mit fanatischen Soldaten überflutend. Der feine Analytiker gesteht ihre Notwendigkeit ein, freilich wie ein Konservativer, der da glaubt, in dem Wüten der Zerstörung gelange doch eigentlich ein mächtiger Erhaltungstrieb zum Ausdruck. Sein Wahlspruch ist und bleibt: Nur keine radikalen Operationen am Staatskörper! Sein Werk ist kein Parteibuch, jede Partei kann in demselben Gründe für ihre Ueberzeugung finden.

Ohne Zweifel verdankt Taine seinem Vorgänger viele Winke über das Wesen des alten Frankreichs, sowie über den Geist des 18. Jahrhunderts; aber er ist ein Künstler, der Bilder sieht, wo der Staatsmann Ideen fand. Taine war zwanzig Jahre alt, als die Februar-Revolution ausbrach. Leidenschaftslos genug, um sich keiner Partei anzuschließen, legte er sich die Frage vor: Wie ist das moderne Frankreich geworden? Um diese Frage zu beantworten, verschmähte er kein Dokument, welches eine offizielle Hofhistorik nie verwendet hätte; er durchstöberte die Archive, sprach mit den Ueberlebenden der alten französischen Gesellschaft, besuchte die erhaltenen Paläste des Adels, betrachtete die reichen Sammlungen von Stichen und Zeichnungen, las die Briefe der kleinen Leute, die dem Ereignis von nah oder fern zuschauten, sowie die Correspondenzen der Beamten und Offiziere, nichts verschmähend, was seine leidenschaftliche Neugierde stillen konnte. Ein Blick in das Buch zeigt uns Taine an der Arbeit: er fertigte sich zum Voraus feste Rahmen, die er mit größtem Fleiß und höchster Kunst ausfüllte: Struktur der Gesellschaft, Sitten und Charaktere, Geist und Doktrin, ihre Ausbreitung, das Volk. Diese Einzelbilder sind mit höchster Kunst, mit breitestem Pinsel, nach den sorgfältigsten Studien entworfen. Wir sehen die Personen des Hofes; wir erfahren, was der Haushalt des Königs, der Maitressen, der Großen kostete, die Anzahl der Lakaien, eine überwältigende Fülle von Einzelnheiten über das Leben in Versailles, in den Pariser Salons, in den Schlössern und Hütten der Provinz; wir hören die Landleute sprechen, ihre eigensten Worte, die oft in kunstvollster Weise in die kleinen inhaltsschweren Sätzchen eingewoben sind; Taine ist Meister im Entwerfen von Bildnissen. Hier, in diesem Buche über das Ancien-Régime, steht er auf der Höhe seines Wirkens, als vollendeter Virtuos seiner Methode. Der Künstler-Geometer schickt jedem seiner Kapitel einen kurzen Absatz voraus, den er beweisen will. So beginnt der erste Abschnitt: „Im Jahre 1789 gab es drei Klassen, Geistlichkeit, Adel und König, die den obersten Platz, mit allen seinen Vorteilen im Staat einnahmen: Autorität, Besitztümer, Ehren, oder wenigstens die Privilegien, Ausnahmestellungen, Gnadenbezeugungen, Pensionen, Vorzüge und das Uebrige genossen. Wenn sie diesen Platz seit lange einnahmen, so geschah es, weil sie ihn während langer

Zeit verdient hatten. In der That, sie haben durch gewaltige, Jahrhunderte lange Anstrengung nach und nach die drei Hauptstockwerke der modernen Gesellschaft aufgeführt.“ Und nun folgt ein glänzendes Bild des blühenden Feudalstaates, seiner Wirksamkeit, seines Niederganges und seines fluchwürdigen Zwangssystems. Taine ist kein Historiker, wie Macaulay oder Mommsen, die das verschollene Leben in großartiger Erzählung aufleben lassen; er demonstriert, er zeigt zuerst alle Lichtseiten eines Bildes, fast wie ein Verteidiger, und plötzlich kehrt er dann die Münze um, deren Nachtseite zu beleuchten. So kann es nicht fehlen, daß er zum Widerspruche reizt. Er ist im Allgemeinen ein Freund der Aristokratie, er glaubt an die Vererbung tüchtiger Eigenschaften, der Neigung und Fähigkeit zum Regieren, wie er denn in der englischen Aristokratie einen Stand erblickt, der, dem Tüchtigen allzeit offen, seinem Vaterlande die schätzenswertesten Dienste leistete und noch zu leisten vermag. Einzelne Seiten seines Buches entwerfen ein zauberhaft berückendes Bild von dem Wesen, Leben und Treiben des Adels vor der Revolution, zeigen ihn als tüchtig, gewandt, nachsichtig, lebensfreudig, lebensfähig, als die vollendete Blüte einer reichen, glänzenden Civilisation; andere malen ihn so schwarz, daß wir geneigt sind, die Schreckensherrschaft mit jenem grausamen Worte zu entschuldigen: Ce sang qui coule, est-il donc si pur? Licht und Schatten stehen in diesem Buche nicht neben einander wie im Leben, sondern sind, einem gallischen Bedürfnisse nach Klarheit gemäß, getrennt. Besonders geistvoll sind die Teile des Werkes geraten, die von Sitten und Charakteren des Ancien-Régime handeln.

Das glänzende Buch ist, wie schon erwähnt, eine unerbittliche Verurteilung Frankreichs vor der Revolution. Die folgenden Bände, welche sich mit der Revolution selbst beschäftigen, enthielten, zum größten Erstaunen aller Welt, eine noch leidenschaftlichere Verdammung des Ereignisses, welches allmählich zur Mythe geworden war. Man sprach von Abfall, von Rückwärtserei, während Taine in Wirklichkeit sich selber treu geblieben war. In der Vorrede seines Eingangsbandes bemerkte er: Ein befragtes Volk kann zur Not sagen, welche Regierungsform ihm gefällt, ohne zu wissen, welcher es bedarf; nur der Gebrauch vermag es zu erklären; es hat Zeit nötig, um zu prüfen, ob der politische Bau bequem, dauerhaft, wider-

standsfähig ist, ob er seinen Sitten, seinen Beschäftigungen, seinem Charakter, seinen Eigenheiten, seinen plötzlichen Launen entspricht . . . Die soziale und politische Form, in welche ein Volk treten, in der es wohnen kann, hängt nicht von seiner Entscheidung ab, sondern von seinem Charakter und seiner Vergangenheit . . . Man muß die gewöhnlichen Methoden umkehren und sich die Nation vorstellen, ehe man die Konstitution verfaßt." Was aber thaten die Männer der Revolution, als natürliche Söhne des klassischen Geistes, der keine richtige Idee vom wirklichen Menschen in Frankreich hatte, sondern sich stets mit der Menschheit im Allgemeinen beschäftigte? Sie trugen die Konstitution, deren segensvolle Wirkung sie bei den Engländern zu beobachten glaubten, fertig im Kopfe: sie waren Ideologen, bis auf den grüngelblichen, unbestechlichen Advokaten von Arras, Maximilian Robespierre, der die Werke des Genfer Bürgers als sein Evangelium hoch hielt. Für Taine ist jede Staatsform das Gewächs eines eigentümlichen Bodens, und es heißt einen unverzeihlichen Irrtum begehen, wenn man es in ein anderes Klima verpflanzen will.

Es war ein großes Unglück für Frankreich, daß der klassische Geist, welcher auf den Lippen der großen Herren und Damen so entzückend lachte, im Laufe der Zeit, unter dem Drucke des Elends in der Tiefe und der Langeweile in den Salons, allmählich revolutionär wurde. —

Taine hat das Frankreich vor der Revolution mit dem geheimen Behagen des Künstlers geschildert, dem eine glänzende Gesellschaft Gelegenheit gibt, die Feinheiten und Launen, die Vorzüge und geistigen Heldenthaten des nationalen Geistes zu feiern. Vor den Männern und Thaten der Revolution hingegen verfiel er der plebejischen Leidenschaft aller Interpreten der Revolutionszeit, des Titanenkampfes, der noch lange nicht vollendet ist. Unsere demokratische Zeit liebt es, Legenden zu zerstören. Taine glaubt nicht an die Gleichheit; mit einer anderen Philosophie, welche die tierische Abstammung des Menschen auch bei Betrachtung eines Kunstwerkes nicht vergessen will, steht er etwa auf dem Standpunkte Voltaire's, den er wie billig, mit großem Nutzen gelesen hat. Die Leidenschaft mit welcher er verfährt, macht ihn skrupellos in der Wahl seiner Dokumente; er betrachtet zweideutige Aeußerungen als glaubenswürdig, er prüft die Anschauungen dunkler Zeitgenos-

sen nicht mit wissenschaftlicher Strenge, er wird nachlässig im Citieren, er verliert den ruhigen Anstand, die überzeugende Kälte des Analytikers, er schimpft, er wird, um es kurz zu sagen, zum grimmerfüllten Parteimanne, der jahrzehntelangen Studiums bedarf, um auf den Standpunkt des tiefblickenden Publizisten Mallet Dupan aus Genf zu gelangen. Die Ueberschätzung der kleinen Thatsachen vor einem titanischen Ereignisse hat seinen Geist vermindert, sein Urteil getrübt.

Es mag wohl sein, daß Taine, wie so viele Franzosen, an der eisernen Zentralisation und demokratischen Unkultur leidet, die sich auf die Revolution beruft, wenn sie ihre Berechtigung zu einem lärmenden Dasein durch die Tradition begründen will. Viele der jüngsten Geistesaristokraten sind in unseren Tagen, am Ausgange des 19. Jahrhunderts, als Gegner der Revolution erstanden, natürlich abgesehen von den Hofhistoriographen, welche nicht vergessen sollten, daß die Fürsten von der großen Umwälzung die Zentralisation der Gewalt gelernt haben; ich nenne unter den wirklich überlegenen Gegnern nur Renan und Nietzsche. Diese können es nicht vergessen, daß die legendenhaften Revolutionshelden, welche die Springflut der Ereignisse so hoch emportrug, nur Mittelmäßigkeiten waren, keine Schöpfernaturen, Mirabeau, den zügellosen Aristokraten und titanischen Anschmecker, Aufnehmer und Verarbeiter nicht ausgenommen, keine Blüten der Hochkultur, als deren Magd die Menschheit sich mühen müsse. Erst die Revolution hat den mittelmäßigen Pöbel der Demokratie herangezüchtet, Grund genug für die gewaltsamen Geistesaristokraten, sie zu verachten, zu höhnen, die reizende Vergangenheit zu preisen, die zwar unsittlich, reif zum Untergange war, aber doch eine höhere Form des Lebens kannte und ehrte.

Taine gehört zu diesen Männern, die, wenn sie sich auch nicht über ihr notwendiges Milieu erheben können, doch mit der Leidenschaft des Geistes einen besseren Zustand ersehnen: geistiger Kosmopolit einer Nation, die sich dem Fremden kaum hinzugeben vermag; halb Südländer, halb Nordländer, Künstler und protestantischer Politiker; mit feinen Sinnen und großem Hunger nach überwältigenden Schauspielen, (hierin Demokrat;) Pessimist und Misanthrop, den der Geist nicht erheitert, weil es der Geist des 19. Jahrhunderts ist; eine Persönlichkeit, die

sich überall gleich bleibt, trotz einem Drange, ihren innersten Trieb in allen Welten zu stillen.

Das 18. Jahrhundert verglich das Leben gerne einem großen, breiten, hellen, schimmernden Strome, in dem sich ein blauer Himmel und die goldenen Sterne spiegelten; es ließ den Schlamm in der Tiefe ruhen. Heute ist der Strom getrübt, das Bild der Sterne ist erloschen, und die schmutzigen Wasser wälzen sich einem dunkeln, erzenen Horizont entgegen. Taine, der zuweilen nicht verschmähte, den Schlamm zu untersuchen, sehnt sich nach einer sonnigeren Welt, aus der Einsamkeit, wohin ihn die eigene Leidenschaft des wahrheitsliebenden Pamphletisten verbannte. —



Zur Psychologie der Décadence.

(Henri-Frédéric Amiel und Charles Baudelaire.)

> Nicht allein das Angeborene, sondern auch das Erworbene ist der Mensch.
>
> **Goethe.**

Wie wäre es, wenn man das ganze 19. Jahrhundert als eine ungeheuere Reaktion gegen das 18. auffaßte, als eine Reaktion, die, wie jede gute, ihrem innersten Wesen nach eigentlich ein Fortschritt zu nennen wäre? Ein notwendiges mühseliges Ueberwinden eines krankhaften Zustandes, an dem wir alle leiden: die starken Naturen, weil sie gegen unliebsame Zustände ankämpfen und zuviel Kraft verbrauchen müssen, um sich zu behaupten, um sich einen freien Horizont zu schaffen; die schwachen, weil sie unter der Last unzähliger Eindrücke erliegen und am Leben leiden, wie man nur daran leidet in den Epochen, die in voller Auflösung begriffen sind und ihre Schwäche mit Geist und Witz zu verhüllen, ja zu leugnen suchen? In der That, uns mangelt alles, was das 18. Jahrhundert in so reichem Maße besessen: die volle Kraft, die jugendliche Freude am Leben; das blinde Vertrauen in eine große, leuchtende Zukunft, die man, der eigenen Trefflichkeit und Tugend sicher, im Geiste voraus genoß; die Fähigkeit über gewisse Erscheinungen im Leben mit vornehmen Augen hinwegzusehen, durch die Tage zu schreiten, ohne von zahllosen Eindrücken bestürmt zu werden; der Optimismus, welcher, des historischen Blickes und der historischen Krankheit bar, in der Menschheit eine Versammlung edler Geister erblickt, die nur einer anderen Civilisation bedürfen, um den ursprünglichen Adel paradiesischer Zustände wiederzufinden, die Begeisterung Rousseau's; die Frechheit, insofern diese Zeugnis der aufsteigenden oder einfach blühenden Lebenskraft ist; der blinde Uebermut der Jugendkraft in einer greisenhaften Welt, welche es liebt, ihr reiches Erbe in Geist und Witz zu verschwenden. Hingegen besitzen wir alle Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften — viele nennen sie Schwächen! — niedergehender Zeiten: das Mitleid, die über-

mäßige Feinfühligkeit, die wehrlos vor dem Leben steht und die naive Fröhlichkeit des Menschen ertötet; feinere Sinne zum Genießen, Sinn für das Detail in Kunst und Wissenschaft; das heilsame Mißtrauen gegen die Träume der Seher und Enthusiasten, welche, als Söhne einer glücklicheren Zeit und geadelt durch eine wohlgetragene reiche Kultur, die Menschheit so sehen, wie sie sich in einem vornehm abgeschlossenen Herzen spiegelt; den Durst nach Wahrheit um jeden Preis, weil die Menschheit sich nicht mehr täuschen lassen will, ihres stärksten, des Selbsterhaltungstriebes wegen; ferner den feineren ästhetischen Sinn und Gaumen, der, durch tausend Genüsse gebildet, nur noch das Feinste genießenswert erachtet und — zuletzt wieder nach der brutalen Natur lechzt.

Es ist im geistigen Leben nur zu wahr, daß die Enkel die Begeisterung der Väter bezahlen müssen, das reiche, zweideutige Erbe, das jene mit glücklichem Vertrauen angehäuft haben: ein Erbe von Anfängen, herrlichen Umrissen, relativen Wahrheiten, halben Plänen. In dem Bestreben, mit dem Erbe fertig zu werden, ist der Wille des 19. Jahrhunderts krank geworden und sehnt sich ungestüm nach Heilung, unbekümmert um die Natur der Heilmittel, die er von überall zusammensucht, aus Nord und Süd, wie aus dem fernsten Orient. Die große geistige Epidemie des 19. Jahrhunderts, der Pessimismus, ist nur der heftige Rückschlag gegen die strömende Lebensfreudigkeit des 18., dieses jungen und doch greisenhaften Säculums; nicht minder aber ist sie eine Folge der emporgekommenen Demokratie, welche einstweilen die Arbeit für die reine Kultur fast unmöglich macht und die starken und zarten Geister, welche, nach dem Beispiele des großen Selbstbildners Goethe, die harmonische Ausbildung ihrer ganzen Persönlichkeit erstreben, in die schmerzliche Einsamkeit treibt, wo die Krankheit der Zeit am bittersten zu tragen ist. Die französische Revolution ist der halbmißlungene Versuch, den freudigen Gedanken des 18. Jahrhunderts zur freudigen That zu machen. Die Reaktion gegen dieses große Ereignis, welche, wie natürlich, mit größter Heftigkeit eintrat, ist noch lange nicht zu Ende. — Man kann jede verfallende Civilisation mit einem ungeheueren Trümmerfelde vergleichen: allüberall liegen die großartigen Fragmente einer Welt zerstreut umher, und jeder muß, ohne Vertrauen auf die Nachbarn, notgedrungen suchen, ein Haus

aus den glänzenden Trümmern zu bauen, das ihn gegen die drohenden Stürme des neuen Frühlings schütze. Selten wird es dem starken Geist gelingen, an einer einsamen lebensvollen Stelle ein friedliches Heim zu finden, wo er, im Genusse des reinen Erkennens, seine Tage in lächelnde Länge spinnen mag. Sein mißtrauischer, tiefgehender Blick sieht überall glänzende Trümmer, die an alte blühende Hoffnungen gemahnen; neues, schmerzliches Keimen, halberstickten Drang den Schutt zu durchbrechen; er wird müde, weil er zu viel sehen muß, weil der geschlossene Horizont glücklicher Zeiten zerbrochen und die Einseitigkeit starken Wollens dem ohnmächtigen Zweifeln gewichen ist.

Je älter eine Kultur, desto schwerer hat sie an der Krankheit des 19. Jahrhunderts zu leiden. Die Reaktion aus diesem Krankheitsgefühle kann bis in einzelne Aeußerungen der modernen Völker verfolgt werden: in Frankreich, dessen Hochgebildete die geistige Decadence aus dem politischen Verfall her zu leiten suchen, nicht ohne den geheimen Stolz der überfeinen Geistesaristokraten, sprach man zuerst vom Nationalitätsprinzip. Man suchte in der Volkskraft nach einem Heilmittel, man glaubte, sich des angekrankten, europäischen Geistes erwehren zu können. Das moderne Frankreich, mit seiner reichen Civilisation, leidet an höchster Willensschwäche. Ehe Schopenhauer den Rhein überschritten, gab es in Paris Pessimisten genug, deren Bitterkeit einfach nach den Sarkasmen Chamforts zu greifen brauchte, um unsterblichen Ausdruck zu finden. Die Unmöglichkeit, die Individualität rein zu bewahren, oder auch nur in dem entwürdigenden Kampfe um das Dasein zu erhalten; die Pflicht, sich mit der drückenden Vergangenheit auseinander zu setzen, sich auszubreiten, zu vervielfältigen; die steigende Sucht nach starken Eindrücken, um das thatenarme Leben zu genießen: alles das schuf einen eigentümlichen Zustand der Geister, die vielbesprochene Decadence.

Verfallzeiten hat es schon gar oft gegeben; aber es mangeln vielfach die nötigen Dokumente, die ein genaues Studium ihres Verlaufs möglich machen. Wir sind bei der Betrachtung der römischen oder byzantinischen Verfallzeit auf Fragmente angewiesen. Paul Bourget hat in einer Studie: Charles Baudelaire, eine kurze Theorie der Verfallzeit aufgestellt, die ich hier anführen, später aber ausdehnen möchte. „Mit dem Worte Decadence (Verfallzeit) bezeichnet man den Zustand einer Ge-

sellschaft, die eine zu große Anzahl von Individuen erzeugt, die nicht für die Arbeit des öffentlichen Lebens passen. Die Gesellschaft gleicht einem Organismus. Ein solcher, als welcher sie in der That besteht, löst sich in eine Verbindung geringerer Organismen auf, die wiederum aus einer Vereinigung von Zellen besteht. Das Individuum ist die sociale Zelle. Damit nun der Gesamtorganismus energisch thätig sei, ist es notwendig, daß die Einzelorganismen es sind, jedoch mit untergeordneter Energie; und damit die geringeren Organismen in voller Kraft sich regen, müssen die Zellen in gleichem Verhältnis zu ihnen stehen. Wenn die Energie der Zellen unabhängig wird, hören die Einzelorganismen auf, ihre Kraft der Gesamtkraft unterzuordnen, und die einreißende Anarchie bewirkt den Verfall des Ganzen. Der soziale Organismus entgeht nicht diesem Gesetze und rückt in die Periode des Verfalls, sobald sich das Leben des Individuums unter dem Einfluß des erworbenen Wohlstandes und der Erblichkeit ins Uebermaß steigert. Ein gleiches Gesetz regiert die Entwicklung jenes anderen Organismus: der Sprache. Im Verfallzeitstil löst sich die Einheit des Buches auf, um der Seite Unabhängigkeit zu geben; die Seite, um den einzelnen Satz, der Satz um das einzelne Wort unabhängig zu lassen. Es wimmelt von Beispielen in der Litteratur, um diese fruchtbare Hypothese zu stützen.

„Um eine Verfallzeit zu beurteilen, kann der Kritiker zwei Gesichtspunkte wählen, die so verschieden sind, daß sie einander zu widersprechen scheinen. Vor einer niedergehenden Gesellschaft, wie vor dem römischen Reich, kann er, als von dem ersten Gesichtspunkte aus, ihre Gesamtanstrengung betrachten und deren Unzulänglichkeit feststellen. Eine Gesellschaft besteht nur unter der Bedingung, im Wettkampfe der Rassen kräftig ringen zu können: sie muß viele schöne Kinder erzeugen und viele tapfere Soldaten aufbringen. Wer diese zwei Formeln zergliedert, wird finden, daß sie alle öffentlichen und privaten Tugenden enthalten. Die römische Gesellschaft zeugte wenig Kinder, und so konnte sie denn zuletzt keine nationalen Soldaten mehr stellen. Die Bürger kümmerten sich wenig um die Unannehmlichkeiten der Vaterschaft. Sie haßten das derbe Lagerleben.

„Indem der Kritiker von der Ursache auf die Wirkung schließt, wird er, bei Betrachtung der Gesellschaft von seinem

allgemeinen Standpunkte aus, erkennen, daß das kundige Verständnis des Genusses, der zarte Skeptizismus, die Abschwächung der Empfindungen, die Unbeständigkeit des Dilettantismus die sozialen Wunden des römischen Reiches waren, wie sie in jedem andern Falle die sozialen Wunden bleiben werden, welche den ganzen Körper zu Grunde richten. So urteilen die Politiker und Moralisten, die sich mit dem Maße der Kraft beschäftigen, welches die soziale Maschine aufbringen kann. Einen anderen Standpunkt wird der Kritiker einnehmen, welcher dieses Räderwerk ohne Nebengedanken und nicht im Zusammenspiel seiner Kräfte betrachtet. Sind nicht die Bürger einer Verfallzeit, wenn geringwertiger als Arbeiter an der Größe des Landes, sehr überlegen als Künstler ihres eigenen Innern? Sind sie nicht untauglich zu öffentlichem oder privatem Handeln, weil zu geschickt zum einsamen Denken? Und sind sie nicht schlechte Erzeuger, gerade weil die Fülle der feinen Empfindungen und die Köstlichkeit der seltenen Gefühle sie zu unfruchtbaren aber raffinierten Virtuosen des Schmerzes oder der Lust gemacht haben? Wenn sie unfähig sind, sich hinzugeben, oder zu glauben, kommt dies nicht daher, daß die übermäßig gepflegte Intelligenz von allen Vorurteilen befreit und, nachdem sie den Umkreis der Ideen vollendet, mit jener letzten Billigkeit ausgestattet hat, die alle Doktrinen rechtfertigt und allen Fanatismus ausschließt?

„Gewiß, ein germanischer Herzog des 2. Jahrhunderts war eher fähig, das römische Reich zu überfallen, als ein Patrizier Roms, es zu verteidigen; aber der feine, gebildete, neugierige Römer, als welchen wir etwa den Dilettanten-Kaiser von Tibur, Hadrian, kennen, repräsentierte einen reicheren Schatz menschlichen Erwerbtums. Das große Argument gegen die Verfallzeiten ist dieses: sie haben keine Zukunft und immer wird eine Barbarei sie vernichten.

„Doch bleibt es nicht das Schicksal des Köstlichen und Seltenen, vor der Brutalität Unrecht zu behalten? Man hat das Recht, ein solches Unrecht einzugestehen und die Niederlage Athen's in seiner Decadence dem Triumph des gewaltsamen Makedonien vorzuziehen.

„Ebenso verhält es sich mit den Verfallzeitlitteraturen: auch sie haben keine Zukunft, pas de lendemain. Sie endigen mit der Veränderung des Wörterschatzes, mit feinen Wortklaubereien,

welche den Stil für kommende Geschlechter unverständlich machen. In fünfzig Jahren wird der Stil der Brüder Goncourt — ich wähle die décadents de parti pris — nur noch von den Spezialisten verstanden werden. Doch was liegt daran! könnten die Theoretiker der Decadence antworten. Besteht das Ziel des Schriftstellers darin, sich als ewigen Kandidaten des allgemeinen Wahlrechts der Jahrhunderte aufzustellen? Wir genießen, was ihr korrumpierten Stil nennt, wir genießen ihn mit den Ueberfeinen unserer Rasse und unserer Stunde. Bleibt zu erfahren, ob nun unsere Ausnahme kein Aristokratismus, und ob in der ästhetischen Rangordnung die Mehrheit der Stimmen etwas anderes ist, als die Mehrheit der Unwissenden. Abgesehen von der Kindlichkeit des Glaubens an die Unsterblichkeit, da die Zeiten herannahen, wo das Gedächtnis der Menschen, überladen von der fabelhaften Summe der Bücher, dem Ruhm den Bankerott erklären muß, ist es eine Selbsttäuschung, nicht den Mut zu seinen geistigen Genüssen zu haben. Gefallen wir uns also in den absonderlichen Eigenheiten des Ideals und der Form, bereit, uns in eine Einsamkeit ohne Besuche einzuschließen. Diejenigen, welche zu uns kommen, sind in Wahrheit unsere Brüder, und wozu sollen wir auch den Andern unser Eigentümlichstes, Persönlichstes opfern?

Die beiden Gesichtspunkte sind legitim."

(Paul Bourget, Essais de Psychologie contemporaine, I, pag. 24—29.)

Was hier als unmittelbare Folge der Verfallzeit hingestellt wird, ist die übermäßige Verfeinerung des Individuums, das durch seine raffinierte Kultur unfähig wird, dem Staate zu nützen. Die Decadence des einsamen, bedeutenden Geistes geht stets dem allgemeinen Verfall voraus und wird erst gefährlich, wenn das Individuum einen großen Einfluß auf Tausende feiner, tüchtiger Geister gewinnt, wenn es, um ein Wort Stendhal's zu gebrauchen, hommes - copies schafft. Der Verfallzeitler ist in vieler Hinsicht eine höchst seltene, reizende Menschenpflanze, eine wundersame Blüte der Civilisation, welche die wunderbarsten Säfte und Kräfte aller Zeiten und Völker aufgesogen; vielleicht sogar ein Genie im Erfassen, Verstehen, Genießen, mit jenem tiefen Worte einer kritischen Zeit als Wahlspruch: comprendre c'est égaler! ein adeliger Mensch, in dem alle streitenden Kräfte zu harmonischer, etwas eintöniger Ruhe gelangt sind, der mit dem Mystiker Emerson sprechen mag:

J am the owner of the sphere,
Of the seven stars and the solar year,
Of Caesar's hand, and Plato's brain,
Of Lord Christ's heart, and Shakespeare's strain.

Und welche geistreichen, hohen Aussichtspunkte gewinnt man, wenn man viele seltsame Erscheinungen als Phänomene niedergehenden Lebens betrachtet! Wie wäre es, wenn man den Schüler Epiktet's, den resignierten Philosophen auf dem Weltreichthron, Marc Aurel, einen Decadent hieße! In der That, dieser Weise, der die allgemeine Notwendigkeit der Dinge begriff und in dem All die allgemeine Harmonie sehen wollte, blind für das Uebel, das Elend einer fallenden Welt und seiner eigenen Familie, war es: ein solcher Mensch, auf den hin gleichsam viele Geschlechter gespart, für den sie gerungen, gelitten, gesiegt haben, ist das Zeichen, daß der Anfang vom Ende nahe, daß der vollblütige Barbar von irgend woher kommen muß, um von der Kultur, die jenen seltenen Mann hervorgebracht, zu nehmen, was er eben vertragen kann. Das heitere Vertrauen des Weisen, welcher der Barbarei an den Grenzen des faulenden Römerreichs gegenüberstand, war vielleicht eine Sünde, wenn man an das Amt des Herrschers denkt; aber es war schön, wie ein sonniger Herbsttag, der einem Frühlingstage gleicht, in den aber reife, goldene, saftverströmende Früchte fallen. Jede Civilisation geht, im figürlichen Sinne gesprochen, an irgend einer Lustseuche zu Grunde, man mag als Wesenheit des Lebens den Willen zur Macht oder zum Genusse annehmen. Alte Civilisationen sind immer epikuräisch gesinnt; die glücklich blinde, brutale Thatkraft der Ahnen, welche wenig rückwärts sahen, wird zur feinen Kraft des Erkennens, der geistige Blick schärft sich, der Sinn für Nuancen erwacht; die Gewohnheit, im selben Augenblick die tausend Seiten eines Verhältnisses zu durchschauen, läßt den Willen zögern und endlich erlahmen: die Decadence ist da und gewährt zunächst den größten Genuß, der nicht leicht ermattet, weil der Geist immer neue, überraschende Fernsichten erklimmt und die feinste Freude entdeckt, die der grausam stolzen Selbstbeobachtung. Daher der Hochmut des Verfallzeitlers vor frischeren Naturen, aus dem immer wachen Bewußtsein, nicht nur eine ganz besondere Menschenart vorzustellen, sondern auch Dinge zu schauen, zu erfassen, zu genießen, zu verachten, die der kräftig wollende

Mensch überhaupt nicht bemerkt. Doch ließe sich ein solch seltener Geisteszustand auch bei einem Manne, wie Goethe, nachweisen, bei dem Wissen und Können zwei wirkende Kräfte gleicher Bedeutung waren. Der Verfallzeitler versteht es, seine Willensschwäche auf geistreichste Weise zu verhüllen; er versucht es nicht einmal, zu wollen; er ist im höchsten Grade wählerisch in seinen Geistesgenüssen und genießt zuletzt nur solche Werke, die schon Erzeugnisse eines Ausnahmzustandes, einer herbstlich reifen Weltanschauung, eines Blickes für die Scheidegrenze zwischen beginnender Fäulnis und strotzender Gesundheit. Er liebt die Werke, in denen die mannigfaltigsten Säfte und Düfte vermischt sind, die das Nahe und Ferne verschmelzen; er liebt vor Allem die Kontraste gewaltsamster Art: das Naiv-Unschuldige, wie der Lüstling, den nur die knospende Schönheit noch reizen kann; das Künstlich-Natürliche neben dem Brutalen, das die Nerven zu zerreißen droht. Es liegt etwas Teuflisches in seinem Verneinen des Schaffens, in seinem ironischen Einsamkeitsgefühl des Verbannten, welcher auf kein Verständnis hoffen kann, noch hoffen will. Die Schönheit reizt ihn nicht zum Zeugen, sie wirkt als Narkose.

Eine Verfallzeit kommt nur allmählich zum Selbstbewußtsein: sie wird zunächst, naturgemäßer Weise, die Aeußerungen des Lebens vergöttern, welche in vollem Gegensatz zu ihr stehen und gleichsam heilend wirken können: daher denn jener bezeichnende Ueberfluß an Theorien über den Willen, den sie nicht mehr hat, nicht mehr haben kann.

Was ist die Theorie der ästhetischen Anschauung Schopenhauer's denn anderes, als die eines Menschen der Verfallzeit, der vom Drang des Lebens befreit sein möchte und sich, in Ermangelung eines Besseren, in das Meer der Schönheit versenkt, weil er da seiner notwendigen Galeerensklavenarbeit enthoben zu sein scheint? Was will die siegreiche Demokratie anderes, unbewußter Weise anderes, als das Individuum heilen, indem sie es im Zukunftsstaate zu vernichten gedenkt? Die französische Revolution hat wohl das Individuum entfesselt — man denke an Byron, Chateaubriand, Heine, die ihr Gottbewußtsein so teuer bezahlen mußten — ihm aber nicht die Mittel gegeben, sein übermäßiges Selbstgefühl auch zu stillen, sich in den Schranken einer Gesellschaft, welche ein Interesse hat, an die Gleichheit zu glauben, voll und ganz auszuleben. Und

wenn auch! Das vollste Ausleben führt zur Cäsarentollheit, wenigstens im Geiste, und wahrlich, es mangelt nicht an Neronen der Phantasie in der Decadence, die aus Grausamkeit, Heiligkeit, Weltverachtung und Sinnentaumel den ästhetischen Labetrank für Jener Durst zusammenbraut. Und wenn die Verachtung der französischen Revolution Anzeichen eines kulturvergötternden Geistesaristokratismus sein kann, so kann sie auch auf die Weltanschauung des Verfallzeitlers hinleiten, der nicht, wie kraftvolle Menschen, in die Zukunft blickt, sondern in die dämmergoldene Vergangenheit, wo er, als potenzierter Romantiker, zu Kreuze kriechen mag.

Es ist adeliges Vorrecht, wenn nicht adelige Pflicht, die Vergangenheit zu ehren. Geistige Feinheit geht nicht ohne eine gewisse geistige Schwäche: der Verfallzeitler, als gesteigerter Romantiker, hat nicht das Recht Kinder zu zeugen.

Nichts muß der Mensch teuerer bezahlen, als die Klarheit über sein Innenleben; die genußreiche Beobachtung endet in liebenswürdiger Ohnmacht.

Natürlich sind viele Arten von Verfallzeitcharakteren möglich: der Eine trägt die Ueberbildung leicht, der Andere schwer; Dieser neigt zur bitteren Ironie, welche den Humor verachtet; Jener ist naiv und versinkt in den quietistischen Pessimismus, der vielleicht nichts anderes ist, als das heimlich beglückende Gefühl der Lebensmüdigkeit. In Frankreich dem zivilisiertesten Lande Europa's, welches seine Kultur nicht mehr leichten Herzens trägt, wimmelt es heutzutage von Decadents: ein seltsames Völklein, Geistesaristokraten und Trottel in bunter Reihe. Der Kritiker darf sich glücklich schätzen, daß es ihm vergönnt ist, zwei besonders hervorragende Menschen dieser niedergehenden Civilisation zu beobachten. Der eine dieser Männer ist eine Art Halbgermane, Genfer, also Provinzler, der moralische Verfallzeitler: es ist der Professor Henri-Frédéric Amiel; der andere eine ungeheuerliche Sumpfpflanze der alten Großstadt Paris, in den Augen der Bourgeoisie der unmoralische Decadent: ich meine den Dichter Charles Baudelaire.

1. Henri-Frédéric Amiel*).

Da ist ein wohlgeborener Mensch, von feinsten Sinnen und feinstem Geschmack, im Besitze einer ausgezeichneten, leicht

*) Henri-Frédéric Amiel: Fragments d'un Journal intime. Précédés d'une étude par Edmond Schérer. 2 vol. Genève.

erworbenen Bildung, ein halber Dichter, das heißt, ein Mensch, welcher, wenn nicht tiefe, so doch reizende Eindrücke von der Natur und dem großen Schauspiel des Lebens empfängt, fähig, sie zu erinnerndem Genusse festzuhalten, liebenswürdig und von glücklichster Heiterkeit im Verkehr mit ausgezeichneten Männern, die ihn zu schätzen wissen: müssen wir, wenn unsere Augen auf einem solchen Mann verweilen, nicht unwillkürlich denken, daß er glücklich sei? Oder sollte er es trotz alledem doch nicht sein? Vielleicht, weil er mit allen seinen reichen Gaben ein Skeptiker ist? Aber Montaigne war mit seinem berühmten Que sçais-je? ein glücklicher Mensch, soweit ein Erkennender, dem Leben und Geschichte vertraut sind, es eben sein kann. Oder ist der heitere, freie Skeptizismus, der alle Dinge gesehen, der im aufsteigenden Laufe eines offenen Lebens durch den männlichen Zweifel sich frei machte, nur den ganz starken Naturen erlaubt, wie sie in unseren Tagen kaum noch gedeihen können, weil ihnen ein herbes, geistiges Klima fehlt? Ist die kühne Skepsis vielleicht ein Luxus, den sich nur die sorglosen Grandseigneurs des Geistes, geübt im Verschwenden, gestatten dürfen, weil sie allein die Gabe der inneren Erneuerung besitzen, die Goethe, wie alle großen, kritischen Geister, in so hohem Grade besaß?

Warum mangeln gerade heute, in einer zahmen Welt, die dem Besitzenden und Strebenden Muße genug bietet, jene hohen Lebenskünstler, welche doch in gefährlichen, unsicheren Raubzeiten gedeihen mochten? Warum ist das Unbehagen feiner, scharfer Geister so selten das Unbehagen der Starken, oder selbst der Glücklichen, die an der Ueberfülle eines ungebändigten Willens leiden, welcher sich die Verschwendung gestatten darf? Warum gibt es keine vornehmen Epikuräer mehr, auch unter den Geistesaristokraten, die doch, von den heiteren Tempeln des griechischen Weisen aus, mit dem tiefen Genusse des Erkennens auf das Getriebe der Welt, auf dämmernde, glückliche Tage des Friedens hinausschauen? Warum wird die Kluft zwischen den geistig Vornehmen eines Volkes und seinen Gebildeten immer tiefer, unüberbrückbarer?

Solche und ähnliche Fragen kamen mir oft, wenn ich in dem nachgelassenen Tagebuche Amiel's las und das typische Leben dieses feinen Geistes überdachte, der vielleicht nur so bitter am Leben trug, weil er, ein spätgeborner Erbe, die adelige

Kunst des Verschwendens nicht verstand. Er ist ein kinderloser Sprosse einer jener Familien, die, in einem Gemeinwesen mit ausgesprochen sittlichem Charakter lebend, nach und nach einen beglückenden Wohlstand erworben und damit den Söhnen eine freie Entwicklung, wenn nicht die geistige Vornehmheit, gesichert haben; Familien, die an der Bildung ihrer Zeit teilgenommen, ohne einen hervorragenden Sprossen zu zeugen, die, tüchtig, sittlich und ehrenhaft, die goldene Mittelmäßigkeit, ohne jeden verkleinernden Anstrich, verkörpern. Ohne der Erblichkeit einen allmächtigen Einfluß zuzugestehen, darf man wohl in diesem Falle sagen, daß der Spätgeborene in diesem mittleren Klima des Geistes eine Menge dieser ausgezeichneten Eigenschaften erben, daß er offene Sinne, rege Teilnahme für die Geschäfte seiner Welt, Sparsamkeit, viele kleine und doch so wichtige Tugenden des Mittelstandes besitzen, daß er aber nicht mehr jene ungebrochene Kraft roherer Geschlechter mitbringen wird, die dem Erben gestattet, nach Aneignung einer schwer lastenden Kultur auch noch Willenskraft auf irgend eine Weise zu verschwenden.

Amiel ist im Jahre 1821 in Genf, der Stadt Calvin's, von wohlhabenden Eltern geboren, machte ausgezeichnete Studien, zuerst in Italien und dann in Deutschland, in Heidelberg und Berlin, wo er fünf Jahre blieb; nach der Rückkehr in seine Vaterstadt erhielt er, im Alter von 27 Jahren, eine Professorstelle an der Universität Genf, war Zeit seines Lebens ein mittelmäßiger Lehrer und geistreicher Mann, der einige Gedichtsammlungen und kritische Aufsätze veröffentlichte, und starb unverheiratet, am 11. Mai 1881, nach längeren Leiden ohne Todeskampf.

Wenn man die bescheidene Welt, aus der Amiel herauswuchs, und alle äußeren Umstände seines regelmäßigen Lebens betrachtet, so sollte man meinen, diesem Manne müsse doch eigentlich wenig zu einem mäßigen Glücke gefehlt haben: er kannte nie das heitere Elend der Familiensöhne, erhielt früh, fast noch ein Jüngling, ein ehrenvolles Amt, das seinen Studien und Neigungen entsprach; er war reich begabt und von jener sanften verführerischen Anmut, die wir oft bei schwächeren, femininischen Naturen finden; ein heiterer, zuweilen sprühender Gesellschafter, ein erklärter Liebling der Frauen und heimlich glücklich in ihrem Umgange, wenn er sich auch nicht entschließen konnte, eine Lebensgenossin zu wählen.

Und doch war dieser anschmiegende, begabte Mann keine glückliche Natur, wie sein umfangreiches Tagebuch bewies, das, nach seinem Tode im Auszuge veröffentlicht, den mittelmäßigen Professor zu einer Berühmtheit machte; die ersten Federn Frankreichs widmeten Amiel ehrenvolle Nachrufe, indem sie ihn, als einen neugewonnenen Moralisten, der Reihe glänzender Meister des Stils und der Psychologie zugesellten, denen Frankreich seine „moralistische Kultur" verdankt. Die ausgezeichneten Köpfe der Nation standen hier mit einem Male vor einer Erscheinung, die dem Ende dieses Jahrhunderts nicht fehlen durfte. Der genußsüchtelnde Mut, mit dem der Genfer Tag für Tag sein Inneres blosgelegt, gab dem einen Gelegenheit, die religiöse Krisis glaubensbedürftiger, hoher Naturen zu beleuchten; ein anderer, aus dem Geschlechte der zärtlichen Pessimisten, fand sich veranlaßt, über den verderblichen Geist der Analyse zu sprechen. Man genoß diese eigentümlichen Tagebücher um so mehr, als sie Produkte einer halbgermanischen Bildung schienen und das Verhältnis zweier Nationen lebhafte Meinungen erweckte. Die zarten Naturen empfanden Mitleid für den unglücklichen Tagebüchler, welcher seine Krankheit hinter einer heiteren Resignation zu verstecken wußte; die derben, welche weniger an dem modernen Zwiespalt zwischen Wissen und Können litten, verachteten den weibischen Narziß und erblickten in der Erkenntnis ähnlicher Zustände eine heimliche Gefahr für den genugsam geschwächten, schon halbgermanisierten Nationalgeist.

Vielleicht versteht man diese interessante Erscheinung am besten, wenn man sie ohne Leidenschaft, doch nicht ohne Teilnahme, als Phänomen eines reichen geistigen Niedergangs betrachtet. — Als Amiel, im Alter von 28 Jahren, aus der Fremde zurückkehrte, die er, mit der Sehnsucht der Erkennenden, für immer als sein geistiges Vaterland betrachtete, erschien er seinen zahlreichen Freunden als geistig bedeutende Persönlichkeit, von der man Ausgezeichnetes erwarten durfte. Sein Wissen war sowohl glänzend als tief; im Gespräche zeigte er sich als umfassenden Geist, der gerne seinen Standpunkt wechselte, um, wenn möglich, den Dingen von allen Seiten beizukommen.

Aber welche Enttäuschung bereitete der geistvolle Mann allen denen, welche Gelegenheit hatten, die überlegene Beweg-

lichkeit seines Geistes im näheren Umgang zu bewundern! Seine kritischen Arbeiten waren trocken, unsicher, tastend; es fehlte nicht nur an der Fülle einer sicheren Form, sondern auch der weite Blick und die Fähigkeit, die Lichtweite einer Erscheinung zu messen. Amiel, der seine Schwächen kannte, pflegte sich vor seinen Freunden zu entschuldigen, indem er vorgab, er müsse, ehe er zu schreiben anfange, sein Publikum kennen, um nicht einen zu hohen oder zu niederen Standpunkt zu wählen. Anstatt aus der Fülle des reichen Wissens frei und froh, als großer Herr, mitzuteilen, zu verschwenden, blieb er an den Einzelnheiten haften, verweilte gerne bei den hübschen Zügen eines Werkes, stellte sie in liebend gewählte Beleuchtung und machte so, aus lauter Gewissenhaftigkeit, den Eindruck einer kenntnisreichen Ohnmacht.

Dieser Mann, welcher an sich die Fähigkeit rühmt, sich einem großen Dichter gleich in tausend Zustände versetzen zu können, saß wie erstarrt vor dem Papier: es war ihm unmöglich, aus der Höhe seines allgemeinen Wissens herabzusteigen, um mit dem Leser, oder seinen Schülern, in ungebundener Weise zu verkehren.

Seinem Vortrag fehlte die plastische Fülle; er liebte es, seinen jungen Zuhörern ein Schema zu bieten, das diese, so geistreich es auch gezeichnet sein mochte, nicht mit dem vollen Leben ausfüllen konnten. Und so blieb er denn auch voll Mißtrauen vor seinen eigenen zierlichen Empfindungen stehen, indem er beim Dichten die Emotion verfliegen ließ und als Kleinarbeiter an seinen mageren Versen herum ciselierte, sein ästhetisches Gewissen täuschte und zuletzt Niemand befriedigte, weder seine anspruchsvollen Freunde, noch sein anspruchsvolleres Selbst. Er besaß, wie das 18. Jahrhundert, welches ja auch ein Erbe verschwendete, eine geheime Vorliebe für das Niedliche, Zierliche, Hübsche, besonders in der Poesie. Er genießt die reizende Anmut Lafontaine's, seine relative Naivetät, die versteckte Schalkhaftigkeit, die freie Grazie der freien Verse mit dem heimlichen Behagen eines Wahlverwandten. Die Freunde Amiel's, darunter der Kritiker Scherer, nahmen seine zierlich ausgearbeiteten Gedichtsammlungen Grains de Mil, Jour par Jour, Il Penseroso, mit dem kühlen Beifall der Männer auf, welche von einer reichen Persönlichkeit fordern, daß sie sich nicht als arm gebe. Während Amiel in Deutschland weilte, war in

Genf die radikale Partei an's Ruder gelangt; eine Anzahl Professoren hatte ihre Entlassung genommen, um nicht unter einer verhaßten Regierung dienen zu müssen. Der junge Philosoph, der sich, wie natürlich, wenig um die heimische Politik gekümmert, bewarb sich um eine freigewordene Stelle; er erhielt sie auch, hatte sich aber dadurch, ohne es zu wollen, einer Partei einverleibt, die alle vornehmen Kreise der Stadt ausschloß, in welchen er eigentlich seine geistige Heimat suchen mußte. Amiel fühlte seine Einsamkeit doppelt schwer, und die Zustände seiner Heimat ließen ihn die kaum entschwundene Vergangenheit im rosigsten Lichte erscheinen: „Es gibt keine noch so tiefen Freuden, die ich nicht erfahren hätte: das Entzücken vor der Schönheit, das reine Glück der Heiligkeit, die leuchtende Heiterkeit des mathematischen Geistes, die sympathische und leidenschaftliche Betrachtung des Historikers, die stille Leidenschaft des Gelehrten, der ehrfurchtsvolle heiße Kultus des Naturforschers, die unaussprechliche Zärtlichkeit einer grenzenlosen Liebe, die Freude des schaffenden Künstlers, das Zusammenklingen aller Saiten: gab es nicht Stunden, da alle diese Gefühle mein waren?" Diese Stelle aus dem Tagebuche, aus der Zeit seiner Rückkehr von Berlin, ist höchst bezeichnend für den angehenden Einsamen, der von Deutschland aus an einen Freund geschrieben hatte: „Du kennst jene Augenblicke erhabenen Zusammenklangs und innerer Harmonie, da die Betrachtung alle Saiten der Seele zum Klingen bringt, da man sich mit seinem tiefsten Wesen eins, in Frieden und Austausch mit dem All, mit Gott weiß.

Diese Stunden, wo Alles leuchtet, wo man die ganze Schöpfung liebt, wo man im Lichte lebt, sind Dir nicht unbekannt. Wir haben es oft gesagt: das ewige Leben zu leben, das ist das Ziel und das erhabene Glück des Philosophen, des Künstlers, des Heiligen.

Wohlan, leben wir dieses ewige Leben!"

Amiel hat sich, zu seinem größten Schaden, nie dem Einfluß der Hegel'schen Philosophie entzogen; so lange er lebte, genügten ihm die allgemeinsten Begriffe, um ihn mit tiefstem Glücke zu erfüllen. Er schwankte zwischen Hegel und Schopenhauer, den entgegengesetzten Polen des deutschen Geistes, als ein halbgermanisierter Lateiner, weder Franzose noch Deutscher, sich seiner tiefsten Bedürfnisse schämend, ein Mann im geistigen

Exil, dessen Paradies in der Vergangenheit lag. Er, der in seiner Jugend, nicht ohne geheimes Behagen, den Ausspruch Hegel's: „Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig," in sein Tagebuch schrieb, faßte zuletzt, nach zahlreichen Schwankungen des Zweifels, das Resultat seines Lebens in das spanische Wort: Nada! Nichts! zusammen. Es gelang Amiel nicht, die Unarten und schlechten Gewohnheiten des Hegelianers abzulegen, obwohl er sich in seinem reifsten Alter zu Schopenhauer, als einem grausameren, schärferblickenden Wahlverwandten, hingezogen fühlt.

Das Bedürfnis, tiefe Blicke in sein Inneres zu werfen, hatte jedenfalls schon früh den Mut des jungen Mannes gebrochen; indem er sich als Spielzeug tiefer, aber leider zu flüchtiger Stimmungen fühlte, beschloß er, sein geistiges Testament zu machen und so seine Persönlichkeit zu retten, als moderner Mensch, dessen geistige Einheit gebrochen ist und dem entzückenden Mißtrauen Platz gemacht hat, das alle Welten durchstreift, an alle Thüren pocht. Amiel darf jedoch nicht als glücklicher Meister der vita contemplativa gelten; er gehört zu jenen unglücklichen Vorausnehmern, die wir hauptsächlich unter den Dichtern finden; Männer, die alles im Geiste vorausgenießen und, als Narren einer ewig hungerigen Phantasie, vor der wechselnden Wirklichkeit Enttäuschung, wenn nicht Ekel empfinden. „Du hast nie die innere Sicherheit des Genies, das Vorgefühl des Ruhmes, noch des Glücks empfunden. Du sahst Dich niemals groß und gefeiert, oder auch nur als Gatte, Vater, einflußreicher Staatsbürger. Diese Gleichgiltigkeit vor der Zukunft, dieses vollständige Mißtrauen, sind zweifellos charakteristische Zeichen. Deine Träume sind unfaßbar und unbestimmt; Du sollst nicht leben, weil Du jetzt kaum lebensfähig bist. — Halte Dich stille; lasse den Lebenden das Leben und schließe Deine Ideen zusammen; mache das Testament Deiner Gedanken und Deines Herzens: das Nützlichste, was Du thun kannst. Verzichte auf Dich selbst und nimm Deinen Kelch an, mit seinem Honig und seiner Galle, gleichviel. Laß' Gott in Dich herabsteigen, gleich einem Balsam, mache aus Deiner Seele einen Tempel des heiligen Geistes; thue gute Werke, mache die Anderen glücklich und besser. Sei ohne persönlichen Ehrgeiz, und Du wirst Dich trösten im Leben und im Sterben, was auch kommen mag." (I., 6.)

So spricht ein religiöses Gemüt, in dem die frommen Stimmungen und der finstere Eifer der strengen Ahnen, der Calvinisten, zu versöhnlicher Heiterkeit gerundet, wieder auferwachen. Diese frühzeitige Milde ist ein zweideutiges, oder, wenn man will, sehr klares Zeichen bei einem jungen Manne, der früh ein ehrenvolles Amt erworben, welches Vielen als schwer zu erstrebendes Ziel des Lebens vorschwebt. Wer sein Tagebuch mit solcher Resignation beginnt, darf sich, als Mensch, auf besondere Kämpfe gefaßt machen, die alle seine Ueberzeugungen über den Haufen blasen, und er mag sich glücklich schätzen, wenn eine immer wieder aufquellende Heiterkeit als segenspendende Macht sein Inneres erneut und lebenskräftig macht. „Es gibt nur ein Notwendiges: Gott zu besitzen. — Alle Sinne, alle Kräfte der Seele und des Geistes, alle äußeren Hilfsquellen sind ebenso viele Kanäle, die zur Gottheit führen, ebenso viele Weisen Gott zu schmecken und zu verehren. Man muß verstehen, sich von allem Verlierbaren loszureißen, sich nur ans Ewige und Absolute anzuschließen und das Uebrige als ein Darlehen, als eine Rente zu genießen . . . Verehren, verstehen, empfangen, fühlen, geben, handeln: das ist dein Gesetz, deine Pflicht, dein Glück, dein Himmel. Komme, was da wolle, selbst der Tod. Jedes Leben hat seine Größe, und da es unmöglich ist, aus Gott herauszukommen, so bleibt es das Beste, in ihm beständig Wohnung zu nehmen."

Wie gut es doch diese liebenswürdigen schwachen Naturen verstehen, den Weg zu den Tempeln Epikur's mit den guten Vorsätzen der Thatmänner zu pflastern! Die zahlreichen religiösen Stimmungen Amiel's gleichen sanft ansteigenden, unaufhaltsamen Fluten, die immer wieder über den Abgründen des Herzens beruhigend zusammenschlagen.

Amiel ist Protestant, bis in seine innerste Seele, Christ aus geheimem Bedürfnis, ohne sich jedoch auf eines der Dogmen des historischen Christentums einzulassen. Er ging in die Predigt, um sich zu erbauen, las im neuen Testamente, folgte den Bibelforschungen mit dauerndem Interesse; ich glaube nicht, daß das alte Testament, mit seinem Ausblick in ein wilderes, größeres Leben, seiner weiblichen Natur zusagte. „Christi Wort, als leuchtender, erhabener Strahl in eine menschliche Umgebung gefallen, wurde in tausend Regenbogenfarben zerbrochen und auseinandergestreut. Ich bin verblüfft von der

unglaublichen Masse von Judaismus und Formalismus, die noch neunzehnhundert Jahre nach der Verkündigung des Erlösers besteht: daß der Buchstabe töte und der Symbolismus gestorben sei. — Die neue Religion ist so tief, daß man sie bis zur heutigen Stunde noch nicht verstanden hat, daß sie den meisten Christen als gotteslästerlich erscheint. Die Persönlichkeit Christi ist der Mittelpunkt dieser Offenbarung: Offenbarung, Erlösung, ewiges Leben, Gottheit, Menschheit, Fürsprechung, Fleischwerdung, Gericht, Satan, Himmel, Hölle: alles dieses hat sich vermaterialisiert, verdickt, und zeigt die seltsame Ironie, einen tiefen Sinn zu besitzen und in sinnlicher Weise ausgelegt zu werden.

„Die christliche Freiheit und Kühnheit müssen wieder erobert werden: Die Kirche ist ketzerisch, ihr Blick getrübt und ihr Herz furchtsam. Wohl oder übel, es gibt eine esoterische Doktrin. Es gibt eine relative Offenbarung: Jeder dringt in Gott ein in dem Maße, als Gott in ihn eindringt, und, mit Angelus Silesius zu sprechen, das Auge, mit dem ich Gott sehe, ist dasselbe, mit dem Gott mich sieht ... Will das Christentum über den Pantheismus triumphieren, so muß es ihn absorbieren."

Indem also Amiel das Christentum als historische Macht von großer Zukunft betrachtet und sich, ohne Haß zu fühlen, mit den Vielen verbunden weiß, denen es noch die wahre Religion ist, darf es nicht Wunder nehmen, daß er, bei verschiedenen Bestrebungen, den wünschenswerten Zustand der Seele mit christlichen Namen bezeichnet: er meint, man müsse sein Seelenheil suchen, welches die Einen im reinen Humanismus, die Anderen im Bereiche des Willens zu finden glauben: „Das Christentum bringt und predigt das Heil durch die Bekehrung des Willens, der Humanismus durch die Befreiung des Geistes; jenes ergreift das Herz, dieser das Gehirn. Beide wollen, daß der Mensch sein Ideal erreiche; aber dieses ist verschieden, wenn nicht durch seinen Gehalt, so doch durch die Neigung dieses Gehalts, durch das Uebergewicht dieser oder jener inneren Kraft: dem Einen ist der Geist ein Organ der Seele; dem Anderen ist die Seele (Gemüt) ein Zustand, der tiefer steht als der Geist. Das Christentum will aufklären, indem es besser macht; der Humanismus besser machen, indem er aufklärt. Hier liegt der Unterschied zwischen Sokrates und

Jesus. Die Hauptfrage ist die der Sünde. Die Frage der Immanenz, des Dualismus, ist zweiten Ranges. Die Dreieinigkeit, das zukünftige Leben, Paradies und Hölle können aufhören, Dogmen, geistige Wirklichkeiten zu sein; aber die menschliche Frage bleibt doch: Was erlöst? Wie gelangt der Mensch dazu, in Wirklichkeit ein Mensch zu sein? Ist die letzte Wurzel seines Seins die Verantwortlichkeit oder nicht? Was ist das letzte Ziel: Das Gute zu wissen, oder zu thun, zu handeln, oder zu denken? — Wenn die Wissenschaft nicht die Liebe gibt, dann ist sie ungenügend. Nun aber verleiht sie nur den amor intellectualis des Spinoza, Wärme ohne Licht, die großartige Resignation der Betrachtung, die jedoch unmenschlich ist, weil sie, wenig mitteilbar, immer nur ein Privilegium, ja das seltenste unter allen bildet ... Lebenspunkt bleibt die sittliche Kraft. Die Philosophie darf nicht die Religion ersetzen; die Umstürzler sind keine Apostel, obwohl die Apostel Umstürzler gewesen. Die Wissenschaft ist die Macht des Mannes, die Liebe seine Kraft; der Mensch wird nur durch den Geist Mensch, aber er ist es nur mit dem Herzen. Wissen, Lieben, Können: darauf beruht das vollkommene Leben." (I. 23, 24). Diese Stellen mögen genügen, um den Theologen in Amiel nachzuweisen. Wie alle schwachen Menschen, denen das Handeln schwer, ja unmöglich wird, die genug zu thun haben, um mit den inneren Aufständen, dem Zögern, Tasten, Entzücken der Seele fertig zu werden, verehrt Amiel, gleich Carlyle, den starken Menschen, den Heros. Diese weiblichen Naturen, wahre Künstler des Aufnehmens, wollen überwältigt und beherrscht werden, anbeten und dienen, wie die schwachen Nationen, welche für die Herrschaft der Gewaltmenschen reif sind. „Der Heroismus ist der vollendete Triumph des Geistes über das Fleisch, das heißt über die Furcht der Armut, des Leidens, der Verleumdung, der Krankheit, der Vereinsamung, des Todes. Es gibt keine ernste Frömmigkeit ohne Heroismus, der nur die blendende, glorreiche Concentration des Mutes." (I, 7). Man bemerke wohl, worin der fromme Sohn der Calvinisten den Heroismus sucht: sein Ideal ist und bleibt der christliche Heros, der Mann der Ueberwindung, der Entsagung, Abtötung, der umgekehrte Gewaltmensch, mit einem Wort: der Heilige. — Der Geistesaristokrat Amiel sah nicht ohne ein gewisses Erstaunen, daß die Zeit der Demokratie und mit ihr

die Periode der ehrlichen, ausgezeichneten Mittelmäßigkeit herangenaht sei; er, der an allen geistigen Krankheiten seltener Individuen litt, bedauert, daß die Zeit der Helden dahin, nicht ohne die geheime Hoffnung, daß sich doch noch der Freistaat der Geister gründen lassen werde, in dem Schönheit, Tugend, Begeisterung, ihre Pflege finden. „Soll ich mich gegen die Demokratie auflehnen? Ganz und gar nicht. Alles ist gut, wenn man ihre Versprechungen nicht mit der Wirklichkeit verwechselt; die Täuschung beruht hierin: die Demokratie fordert, daß beinahe die Gesamtheit der Wähler aufgeklärt, frei, ehrenwert und patriotisch sei; und dies ist ein Wahn. Die Mehrheit setzt sich notwendiger Weise aus den Unwissendsten, Aermsten und Unfähigsten zusammen, und so ist der Staat ein Spiel des Zufalls und der Leidenschaft . . . Staaten, Kirchen und die Gesellschaft geraten in Unordnung und zerfallen. Allein die Wissenschaft hat nichts zu verlieren, wenigstens nicht bis zur sozialen Barbarei. Unglücklicher Weise ist diese nicht unmöglich.“ (I, 191).

In seiner Jugend stand Amiel der deutschen Bildung, ich meine die der Fichte, Schelling, Schleiermacher, ohne jede Kritik gegenüber: er bewunderte an ihr den erhabenen Begriff der menschlichen Würde, den thatsächlichen Besitz des Alls, das Freisein von aller Schätzung des Vergänglichen, das ruhige Gefühl der Kraft und Ueberlegenheit, die unfehlbare Klarsicht und Einsicht: alles dieses erschien ihm als Eigenheit wahrhaft königlicher Persönlichkeit, als die er die Männer der deutschen Wissenschaft verehrte. Er sah nichts von dem Mangel an Wirklichkeitssinn und Interesse für das Individuum, nichts von der Enge des Blickes, der Einförmigkeit des Denkens, der geheimen Unfruchtbarkeit, der Einseitigkeit ihrer Kultur. Goethe, obwohl er dessen Ideal eines Lebens, die großartige Ausbildung der Persönlichkeit, anerkennt', war ihm nie recht sympathisch: Goethe war gesund, fast ein Heide, dem schönes Maßhalten in allen Dingen, eine kräftige Wirksamkeit und die steigende Freude der Erkenntnis jene große, schwer erkaufte Heiterkeit verliehen hat, die Amiel nie erringen konnte, trotz eines biegsamen Naturells von natürlicher Heiterkeit. —

Wie natürlich, war der weiche Christ, welcher an die Freiheit des Willens glaubte und die Verantwortlichkeit als schwere Last empfand, ein überzeugter Gegner des modernen

Materialismus. „Unsere Epoche will dem Menschen die Persönlichkeit rauben (dépersonnaliser). Der Materialismus vergröbert und versteinert alles, jede Wahrheit fälschend. Heute ist die sittliche Freiheit, das Gewissen, der Adel des Menschen, die Achtung vor der Seele bedroht ... Der Prüfstein jedes Systems, sei es religiöser, politischer oder erziehlicher Art, ist der Mensch, den es bildet. Schadet es der Intelligenz, so ist es schlecht; dem Charakter, so ist es lasterhaft; dem Gewissen, so ist es verbrecherisch." Amiel war ein liebenswürdiger Zweifler und Niemand schildert die Schädlichkeit des Zweifelns besser als er: „Worin besteht dein Glaube? (Die Stelle stammt aus dem Jahre 1868.) Hat dich nicht auch der allgemeine Zweifel an der Wissenschaft umfangen? Du hast die Sache der Unsterblichkeit der Seele den Skeptikern gegenüber verteidigt, und nichts destoweniger bist du, nachdem du sie zum Schweigen gebracht, vielleicht im Grunde ihrer Meinung. Du möchtest die Hoffnung entbehren können, und möglicher Weise hast du kaum die Kraft dazu, bedarfst du, gleich den Andern, der Stütze und des Trostes durch den Glauben, den Glauben an die Vergebung und die Unsterblichkeit, das heißt einen Glauben christlicher Form. Verstand und Denken werden müde wie die Muskeln und die Nerven. Sie bedürfen des Schlafes. Und der Schlaf besteht im Rückfall in die kindliche Tradition, in die gemeinsame Hoffnung. Es ist so ermüdend, sich auf einem außerordentlichen Standpunkte festzuhalten, man fällt in das Vorurteil zurück aus Mattigkeit, wie jeder aufrechte Mann zuletzt auf die Erde niedersinkt ... Was soll aus uns werden, wenn alles uns verläßt: Gesundheit, Freude, Neigungen, Frische der Sinne, Gedächtnis, Fähigkeit zur Arbeit; wenn die Sonne kälter zu werden und das Leben alle seine Reize abzulegen scheint? Was soll aus uns werden, wenn man keine Hoffnung mehr besitzt? Soll man sich betäuben oder versteinern? Die Antwort bleibt immerdar dieselbe: sich an die Pflicht halten. Sei was du sein mußt, das Uebrige geht Gott an." Dieses Gottvertrauen ist die letzte Hoffnung des Zweiflers, welcher sich das Denken verbietet, so lange es eben gehen mag. Es gibt Stunden, wo er allerdings den Zweifel nicht los werden kann: „Hat Demokritos vielleicht Recht? Ist der Grund alles Daseins vielleicht der Zufall und alle Gesetze nur Einbildungen unserer Vernunft, die, als Kind des Zufalls,

die Fähigkeit besäße, sich über sich selbst zu täuschen und Gesetze aufzustellen, an deren Wirklichkeit sie glaubte, etwa wie ein Träumer, der an einem Mahl zu essen glaubt, während in Wirklichkeit weder ein Tisch, noch Speisen, weder Gast noch Ernährung vorhanden sind? Alles geht vor sich, als ob es Ordnung, Logik und Vernunft in der Welt gäbe, während alles nur zufällig, ein Anschein ist. Das Weltall ist nur das Kaleidoskop, das sich im Geiste des sogenannten denkenden Wesens dreht, welches selbst nur ein seltsames Ding ohne Ursache ist, ein Zufall, welcher das Bewußtsein des großen Zufalls besitzt und sich darüber freut, so lange eben sein Sehen dauert. Die Wissenschaft ist ein klarsichtiger Wahnsinn, welcher sich über seine gezwungenen Hallucinationen Rechenschaft gibt. Der Philosoph lacht, weil er von nichts getäuscht wird, während die Illusion der Anderen fortdauert. Er gleicht dem boshaften Zuschauer eines Balles, welcher den Geigen die Saiten abgenommen und doch Musiker und Tänzer in Bewegung sieht, wie wenn es wirklich Musik gäbe." (II, 22).

Und dieser Zweifel steigert sich zuweilen bis zum Schrecken Pascal's, der überall den Abgrund des Entsetzens zu seinen Füßen gähnen sah. „Die ernste Betrachtung des Weltalls versetzt in Schrecken. Wo ist der feste Punkt in diesem Abgrund ohne Grenzen?" (II, 105.)

Die Idee des Werdens, welche den Franzosen so lange fremd blieb, weil sie geradezu dem Wesen des nationalen Geistes widerspricht, überträgt Amiel in das sittliche Gebiet:

„Charakter der modernen Moral ist ein ewiges Bemühen. Dieses schmerzliche Werden ist an die Stelle der Harmonie, des Gleichgewichts, der Freude, das heißt des Lebens, getreten. Wir Alle sind Faune, Satyrn, Silene, die Engel werden möchten; Häßlichkeiten, die an unserer Verschönerung arbeiten, grobe Puppen, die am mühsamen Gebären des Schmetterlings leiden. Ideal ist nicht mehr die heitere Schönheit der Seele, sondern die Herzensangst Laokoon's, welcher sich gegen die Schlange des Bösen stemmt. Es gibt keine vollendeten glücklichen Menschen mehr, sondern nur noch Kandidaten des Himmels und Galeerensträflinge." Aus solchen Stimmungen, wie aus dem Bedürfnis der ergänzenden Standpunkte mag denn auch der Hymnus Amiel's auf die Griechen, diese erhabenen Kinder, geflossen sein, welche es ganz anders verstanden haben, den Men-

schen schön, groß, stark und adelig im heidnischen Sinne zu machen, so daß wir Alle, mit unserer historischen Bildung, die sich gerne mit dem Reichtum geistiger Aussichten brüstet, Barbaren scheinen.

Als heimlicher Christ, welchem das Gewissen bald eingeboren, bald erworben schien, konnte der Genfer das Problem des Bösen auf der Welt nicht bei Seite liegen lassen: „Gewiß, die Natur ist böse, ohne Scham, ohne Rechtlichkeit und Glauben. Das Glück der Einzelnen muß mit dem Unglück einer größeren Anzahl bezahlt werden. Es ist unnötig, gegen eine blinde Kraft zu schwatzen. Das menschliche Gewissen empört sich gegen dies Gesetz und hat, um seinen Instinkt der Gerechtigkeit zu befriedigen, zwei Hypothesen ersonnen, aus denen es dann eine Religion geschaffen: die Ideen einer persönlichen Vorsehung und eines anderen Lebens. Hier haben wir einen Protest gegen die Natur, die man als einen Skandal erklärt." Amiel wagt nicht, zu entscheiden, ob die Summe des Bösen oder des Guten größer sei; es genügt ihm, das Problem berührt, heimlich und mit Schrecken genossen zu haben, um durch Niederschreiben seiner Gedanken Befriedigung zu finden. Vor Schopenhauer empfand der zarte Geist, wie schon erwähnt, ein seltsames Gefühl:

„Was mir an dem Frankfurter Misanthropen gefällt, ist seine Verachtung der landläufigen Vorurteile, der abgestandenen Meinungen Europa's, der westlichen Heuchelei, des Erfolgs des Tages. Sein Hauptfehler ist die vollständige Trockenheit, der gänzliche, stolze Egoismus, die Verehrung des Genies und die allgemeine Gleichgiltigkeit, obwohl er die Entsagung und die Selbstverleugnung predigt. Ihm fehlt die Sympathie, die Menschlichkeit, die Liebe." In Wirklichkeit war Amiel weder Optimist noch Pessimist, deren Weltanschauungen fast immer als Blüte eines bestimmten Temperamentes, bestimmter Zustände und Verhältnisse entstehen. Wie alle Männer, die an einer historischen Bildung und durch sie an einer ironischen Existenz leiden, setzte er seinen Stolz darein, alle Systeme, alle Welten zu kennen; die unaufhörliche Beschäftigung mit unlösbaren Problemen, sowie die geheime Freude der künstlerisch abgeschlossenen Selbstunterredungen, wurden dem geistreichen Zweifler zu mächtigem Ansporn für das Leben: denn das Erkennen ist, was man auch sagen mag, der größte Genuß des Men-

schen und zugleich der einzige, der sich im Alter eher steigert. Amiel schätzte ihn nach seinem wahren Preis, fast wie ein Epikuräer des Zweifels, welcher die ewige Selbstbespiegelung verwünscht, ohne sie entbehren zu können.

Als sein Tagebuch erschien, nahmen einige Kritiker die Gelegenheit wahr, um über die Verderblichkeit der modernen Analyse überhaupt zu sprechen. Im Tagebuche steht darüber zu lesen: „Die Analyse ist gefährlich, wenn sie größer ist, als die synthetische Kraft, die Reflexion wird gefährlich, wenn sie die Fähigkeit der Intuition zerstört.“ Der Tagebüchler konnte sich keinem Zustand, keinem Gefühle hingeben; aber er verstand es, seine Mängel in Vorzüge umzuwandeln, seine Persönlichkeit als Vorbild der wünschenswertesten Verwandlungsfähigkeit hinzustellen. Er rechnete es sich hoch an, daß er auf der Wanderung durch alle Civilisationen die blinde Fülle des Lebens verloren, seine ganze Individualität eingebüßt hatte. So gab es denn auch Spötter, welche über die Eitelkeit des einsamen Denkers lächelten, der, von tausend Problemen gelockt und aufgehalten, sein Ich mit schmerzlichem Behagen dahinschwinden sah. Das Tagebuch ist reich an Stellen, in denen dies zum Ausdruck gelangt; er schildert sich als eine Proteusnatur, als wesentlich verwandelbar, in die Form verliebt, ohne sie schließlich erfassen zu können; als einen flüchtigen, feinen Geist, den keine Base vollständig assimilieren kann, der aus jeder zeitlichen Verbindung frei und verzweiflungsvoll unabhängig hervorgeht . . . „Es bedarf einer Anstrengung, damit ich mich fassen, festhalten, meine Persönlichkeit geltend machen kann. Der Abgrund zieht mich an. Das Unendliche lockt mich, das Geheimnisvolle verzaubert mich, die Vereinigung, die Henosis Plotin's berauscht mich wie ein Zaubertrank. Das ist mein Opium, mein Haschisch. Der Ekel vor meinem individuellen Leben und der Untergang meines persönlichen Willens in der Bewußtheit der allgemeinen Thätigkeit ist mein Hang, meine Schwäche, mein Instinkt . . . Madame *** sagte mir, ich müßte in meinen Empfindungen in höchstem Grade weiblich sein. Wenn ich gewollt, hätte ich um ein Weniges die magische Klarsicht einer Somnambule besessen. Wenn ich an die Intuitionen jeder Art denke, die ich seit meinen Jünglingsjahren genossen, so scheint es mir, ich hätte Dutzende, Jahrhunderte von Leben gelebt. Jede ausgesprochene Persönlichkeit

bildet sich meinem Geiste an oder formt mich für den Augenblick nach ihrem Bilde, und ich darf nur meinem Leben in diesem Augenblicke zuschauen, um diese neue Daseinsform der menschlichen Natur zu begreifen. So war ich Mathematiker, Musiker, Gelehrter, Mönch, Kind, Mutter ꝛc. In diesen Zuständen allgemeiner Sympathie bin ich selbst Tier oder Pflanze, ein bestimmtes Tier, oder eine bestimmte Pflanze gewesen. In meine Haut zurückzukehren ist mir immer als eine zufällige, willkürliche, konventionelle Sache erschienen; ich kam mir selbst als Guckkasten, als Ort des Gesichts und der Wahrnehmung, als unpersönliche Persönlichkeit, als Subjekt ohne bestimmte Individualität, als rein bildbar und bestimmbar vor, und so habe ich mich denn auch nur schwer dazu hergegeben, die gänzlich willkürliche Rolle irgend eines Menschen zu spielen, der auf dem Standesamt einer bestimmten Stadt oder eines bestimmten Landes verzeichnet steht. Mein wahres Milieu ist die Betrachtung. Das Handeln begrenzt, die Betrachtung erweitert uns, der Wille zwingt uns an einen bestimmten Ort, das Denken zerstreut uns in's Allgemeine . . . Ich bezahle mein Privilegium. Es besteht darin, daß ich dem Drama meines Lebens beiwohne, daß ich mir der Tragikomödie meines eigenen Schicksals bewußt bin, ja mehr noch, daß ich das Geheimnis des Tragikomischen selbst besitze, das heißt, daß ich meine Illusionen nicht ernsthaft nehmen, daß ich mich selbst vom Zuschauerraum aus auf der Bühne, von jenseits des Grabes im Leben sehen kann und ein besonderes Interesse für meine Rolle heucheln muß, während ich das Geheimnis des Dichters besitze, welcher die wichtigen Fäden spielend bewegt und alles weiß, was die Handelnden nicht wissen. Dies ist eine sonderbare Lage, welche grausam wird, wenn der Schmerz mich zwingt, in meine kleine Rolle zurückzukehren, an die ich gefesselt bin, und mich aufmerksam macht, daß ich mich zu sehr emanzipierte, als ich, nach meinen Plaudereien mit dem Dichter, mich meines bescheidenen Amtes als Lakai des Stückes enthoben fühlte."

Den Franzosen war diese Sprache neu; kein Wunder, wenn sie von dem verderblichen Einfluß der deutschen Philosophie sprachen und meinten, ein Aufenthalt in dem skeptischen Paris hätte Amiel den leichten Mut verliehen, Größeres zu thun und sich selbst in heilsamer Weise zu bespötteln. Wenn

uns der Denker des Tagebuches vorzüglich als ein Schwankender erscheint, der an allen Problemen herumtastet, bald empört, bald ergeben, bald Christ, bald Heide, so lesen wir die Auslassungen des Dichters mit reinem Genuß: Amiel besaß den feinsten Sinn für die Schönheit der Natur seiner herrlichen Heimat, einen geschulten Geschmack und Sprachkenntnisse genug, um auch die Meisterwerke fremder Litteraturen würdigen und genießen zu können; während seine Gedichte in gebundener Sprache mittelgut geblieben, sind viele Stellen seines Tagebuches prächtige Gedichte in Prosa.

Mit dem Herzen eines idealen Dichters stand er vor der Liebe: er, dem viel Liebe entgegengetragen wurde, konnte sich nicht entschließen eine Gattin zu nehmen, weil er nur ein relatives Glück zu finden glaubte: „Ich habe nie die relative Vollkommenheit gefunden, und ich habe nicht vermocht, mich um einen niedrigeren Preis hinzugeben.“ Wie viele Epikuräer, wagte er, von einem lächerlichen Skrupel befangen, nicht, sich an der reichbesetzten Tafel niederzulassen, fürchtend, das Mahl könne eine Ende nehmen. Seiner flutenden Natur getreu, zerpflückte er auch hier jeden Eindruck und genoß das Glück, gleich vielen Dichtern, indem er es beschrieb: „Die Freude ist die Lebenslust unserer Seele, die Traurigkeit nimmt den Atem und macht kraftlos. Unsere Abhängigkeit von den äußeren Umständen wächst mit unserer Schwäche, freudestrahlend sind wir im Besitze der Freiheit.

Die Gesundheit ist die erste der Freiheiten, und das Glück gibt die Kraft, auf welcher die Gesundheit ruht. Jemanden glücklich machen, heißt in Wahrheit, sein Leben vermehren, dessen Tiefe verdoppeln, ihn sich selbst offenbaren, ihn größer machen, ja zuweilen umwandeln. Das Glück verwischt die Häßlichkeit, es macht selbst die Schönheit schön. Um daran zu zweifeln, muß man nie gesehen haben, wie in einem klaren Blicke das Licht der ersten Zärtlichkeit erwachte. Selbst die Morgenröte steht hinter diesem Wunder zurück. — Im Paradies ist Jedermann schön. Der Heroismus, die Verzückung, das Gebet, die Liebe, die Begeisterung umgeben die Stirne mit einem Schimmer, weil sie die Seele frei machen, die ihre Hülle verklärt. Die Schönheit ist also eine Vergeistigung der Materie; sie ist eine momentane Verparadiesung des begnadeten Wesens, gleich einer Gunst, die vom Himmel auf die Erde fiel, um an die

geistige Welt zu mahnen. Sie studieren, heißt fast unvermeidlicher Weise platonisieren."

Als halbweibliche Natur, welche in Gegenwart der Frauen ihre liebenswürdigsten Seiten zeigte, urteilt Amiel in geistreicher Weise über das schöne Geschlecht. „Die Frau will ohne Grund, ohne Warum geliebt sein; nicht weil sie hübsch, gut oder wohlerzogen, oder anmutig, oder geistreich ist, sondern weil sie ist. Jede Analyse erscheint ihr als Herabwürdigung, als Unterordnung ihrer Persönlichkeit unter ein Etwas, welches sie beherrscht und mißt. Sie setzt sich also dem entgegen, und ihr Instinkt ist richtig. Sobald man ein Weil angeben kann, steht man nicht mehr unter dem Zauber; man schätzt, wägt ab, man ist wenigstens im Prinzip frei. Nun aber muß die Liebe eine Verzauberung bleiben, damit die Herrschaft der Frau bestehen kann. Mystère disparu, puissance évanouie. Die Liebe muß unteilbar, unauflösbar, jeder Ergründung überlegen sein, um den Anschein des Unendlichen, des Uebernatürlichen, des Wunderbaren zu bewahren, welcher ihre Schönheit ausmacht. Die Mehrzahl verachtet, was sie versteht und neigt sich nur vor dem Unerklärlichen ... Ich glaube, daß die Liebe für die Frau die letzte Autorität bildet, die das Uebrige richtet und über das Gute entscheidet. Für den Mann bleibt die Liebe dem Guten untergeordnet; sie ist eine große Leidenschaft, aber nicht die Quelle der Ordnung, gleichbedeutend mit Vernunft, das Maß des Trefflichen. Es scheint, daß das Ideal der Frau die Vollkommenheit der Liebe, das Ideal des Mannes die Vollkommenheit der Gerechtigkeit ist. In diesem Sinne konnte der heilige Paulus sagen, das Weib sei der Ruhm des Mannes, der Mann aber der Ruhm Gottes. So ist denn die Frau, die im Gegenstand ihrer Zärtlichkeit untergeht, in Uebereinstimmung mit der Natur, in Wahrheit Weib, dem Urtypus entsprechend. Der Mann jedoch, der sein Leben in die eheliche Verehrung schlöße, der glauben würde, genug gelebt zu haben als Priester einer geliebten Frau, ist nur ein halber Mann, verachtet von der Welt und vielleicht auch im Geheimen von den Frauen selbst. Das liebende Weib will in dem Manne seiner Wahl untergehen; es will, daß seine Liebe den Mann größer, stärker, männlicher, thätiger mache. So ist jedem Geschlecht seine Rolle zugeteilt: die Frau ist für den Mann, der Mann für die Gesellschaft; sie schuldet sich Einem, er Allen;

und so findet jedes von ihnen seinen Frieden und sein Glück erst dann, wenn es dieses Gesetz entdeckt und dies Gleichgewicht angenommen hat. Dieselbe Sache kann gut beim Weib und schlecht beim Manne, Tapferkeit in jenem, Schwäche in diesem sein. Es gibt also eine weibliche und eine männliche Moral ... Die begeisterten Frauen sind sonderbar, wenn sie von den Rednern und Improvisatoren sprechen; Nachdenken, Arbeit, Berechnung der Wirkungen, die Kunst mit einem Wort, vermindern ihnen den Wert eines Dinges, das sie vom Himmel gefallen, von oben geschickt sehen möchten. Sie wollen Brot und können den Gedanken an den Bäcker nicht ausstehen. Das Geschlecht ist abergläubisch und verabscheut es, das zu verstehen, was es lieben möchte. Es glaubt, daß die Einbildungskraft den Verstand und das Herz die Wissenschaft zu ersetzen vermag. Das Ewig-Weibliche begünstigt die Schwärmerei, den Mystizismus, die Sentimentalität, die Gefühlsüberschwänglichkeit, das Phantastische, als Feind der Klarheit, der ruhigen und vernünftigen Betrachtung der Dinge, als Antipode der Kritik und der Wissenschaft." Amiel war kein Weltmensch: „In der Welt muß man sich den Anschein geben, als ob man von Ambrosia lebe und nur die edelsten Beschäftigungen kenne. Die Sorge, das Bedürfnis, die Leidenschaft existieren nicht. Mit einem Worte, was man die große Welt nennt, gestattet sich für den Augenblick eine schmeichelhafte Illusion: als lebte sie in einem ätherischen Zustand, als atmete sie ein mythologisches Leben. Dies ist der Grund, warum jede Heftigkeit, jeder wahre Aufschrei der Natur, jedes wahre Leid, jede plötzliche Zutraulichkeit, jeder freie Beweis der Leidenschaft verletzen, in solch zarter Umgebung falsch klingen und im Augenblick das gemeinsame Werk, den Palast aus Wolken, die fabelhafteste Architektur zerstören, welche die Uebereinstimmung Aller geschaffen. Gewählte Gesellschaften arbeiten, ohne es zu wissen, an einer Art Konzert der Augen und der Ohren, an einem improvisierten Kunstwerke. Dieses instinktive Zusammenwirken wird zu einem Fest des Geistes und des Geschmacks und versetzt die Mitspieler in das Reich der Phantasie; es ist eine Form der Poesie, und die gebildete Gesellschaft schafft auf diese Weise durch Reflexionen die verschwundene Idylle und die versunkene Welt Astrea's wieder. Paradoxon oder nicht, ich halte diese flüchtigen Versuche der Wiederbildung eines Traumes, der einzig und allein

die Schönheit verfolgt, für dunkle Erinnerungen an das goldene Zeitalter, welche die menschliche Seele umdrängen, oder auch für Trachten nach Harmonie des Lebens, die eine tägliche Wirklichkeit uns verweigert und die Kunst allein ahnen läßt."

Als Träumer, dem sein inneres Leben genügte, gab Amiel wenig auf das Urteil der Welt, und so bemerken wir denn bei ihm zuweilen das naive Erstaunen des Einsamen, welcher einer reichen Wirklichkeit gegenüber steht und die Achtung, die Liebe, das Wohlwollen Aller genießen möchte, ohne etwas dafür zu thun. Die Gesellschaft liebt weder die Lauten, noch die Stillen, weil diese in der Regel ihrer nicht bedürfen, und Amiel hatte alle Erwartungen getäuscht, selbst die seiner Freunde, welche seinen Geist schätzten und zugleich verachteten. Der stille Professor war ein großer Naturfreund, sein Auge fein gebildet und seine Stimmungen vor der Landschaft mächtig genug, um schimmernde, glänzende Worte, eine voll ausströmende Form zu finden. Von ihm rührt das oft citierte Wort modernster Naturempfindung her: Un paysage est un état d'âme!

Ich führe einzelne seiner reizendsten Stimmungsbilder an: „O schmachtende Frühlingssehnsucht, so bist du denn zurückgekehrt und besuchst mich wieder nach langer Abwesenheit. Diesen Morgen hat mir die Poesie, der Gesang der Vögel, die ruhigen Strahlen des Lichts, die Luft der grünenden Felder, alles das ans Herz gegriffen. Nun schweigt alles: O Schweigen, du bist schrecklich, wie die Stille des Meeres, durch die hinab der Blick in unergründliche Abgründe taucht; du öffnest in uns Tiefen, die schwindeln machen, du zeigst uns unauslöschliche Bedürfnisse, Schätze des Leides und des Bedauerns. (Lancy, 28. April 1852.) —

„Güsse und Launen des April, Sonnenblicke, denen Regenwetter folgt, Weinen und Lachen des launenhaften Himmels, Windstöße und Wirbelwinde. Das Wetter gleicht einem kleinen launischen Mädchen, das zwanzigmal in einer Stunde Gesicht und Willen wechselt. Wie fühlt man hier die unbeständige Beweglichkeit aller Dinge! Erscheinen und Verschwinden, darin besteht die ganze Posse des Weltalls, die Biographie aller Lebewesen, wie weit auch der Umkreis ihres Daseins gezogen sein mag. Jedes Leben ist der Schatten eines Rauchs, eine Geste im Leeren, eine Hieroglyphe, für einen Augenblick auf Sand geschrieben und von einem Hauch verwischt, die Luftblase,

welche mit Geräusch auf der Oberfläche des großen Stroms des Seins platzt, ein Anschein, eine Eitelkeit, ein Nichts." — (2. April 1864.)

„Ein wunderbarer Anblick, blendend vor Schönheit! Ueber einem milchweißen Nebelmeere, dessen unruhige Wogen, vom Morgenlichte überflutet, die bewaldeten Steilseiten des Weißenstein bespülen, erhebt sich bis zu erhabenen Höhen die unendliche Runde der Alpen. Die Ostseite des Horizontes ist in den Glanz der aufsteigenden Dunstschleier versunken; doch vom Tödi ab schwimmt die reine, klare Kette zwischen der milchigen Ebene und dem blaßblauen Himmel. Die Versammlung der Riesen hält Rat über den Thälern und Seen, darüber sich die Wolken wälzen. Das Profil des Horizontes spielt in allen Formen: Nadeln, Gipfeln, Zinnen, Pyramiden, Obelisken, Zähnen, Haken, Zangen, Hämmern, Hörnern, Domen. Das Zackenwerk sinkt ein, steigt auf, windet sich, spitzt sich tausendförmig zu, aber im Eckenstyl der Sierra's. Nur die tieferliegenden Massen zeigen Rundungen, fliehende, gebogene Linien." (6. September 1867.)

„Ein wunderbarer Tag. Das Panorama ist von großartiger Majestät. Eine Symphonie der Berge, eine Cantate der sonnigen Alpen. Ich bin geblendet und bedrückt. Doch in mir herrscht die Freude der Bewunderung, durch das physische Wohlbefinden bin ich wieder zum Betrachter geworden, kann ich aus mir selbst heraus und mich den Dingen hingeben, wie es meinem Gesundheitszustande eigen. Die Dankbarkeit vermischt sich mit der Begeisterung. Ich habe zwei Stunden des fortwährenden Entzückens am Fuße des Sparrnhorn's verbracht, an dessen schlanken Gipfel wir uns lehnen. Ueberflutet von Empfindungen, habe ich geschaut, gefühlt, geträumt, gedacht." (20. Juli 1870.)

„Sérénité lumineuse et limpide de l'atmosphère. Les Iles nagent comme des cygnes dans un fluide d'or. Paix, amplitude et splendeur! . . . Je regarde, immobile, passer les heures suaves. Je voudrais apprivoiser le bonheur, cet oiseau farouche et fantasque. Je voudrais surtout le partager avec d'autres . . . Ces matinées heureuses font une impression indéfinissable. Elles vous enivrent et vous extravasent. On se sent comme enlevé à soi-même et dissous en rayons, en brises, en parfums, en élans. En même

temps on éprouve la nostalgie de je ne sais quel Éden insaisissable. Lamartine, dans les Préludes, a rendu admirablement cette oppression de la félicité pour un être fragile. Je soupçonne, que la raison de cette oppression est l'invasion de l'infini dans la créature finie. Jl y a là un vertige qui demande l'engloutissement. La sensation trop intense de la vie aspire à la mort. Pour l'homme, mourir c'est devenir dieu. Illusion touchante. Initiation au grand mystère. (Hyères, 27. janvier 1875.)

Als Schriftsteller, welcher eine Sprache schreiben mußte, die nicht ganz geeignet war, ein germanisiertes Gedankenleben auszudrücken, hatte Amiel viel über die Natur der französischen Sprache nachgedacht: „Das Französische vermag nichts Werdendes, Keimendes auszudrücken; es malt nur Wirkungen, Resultate, das Caput mortuum, nicht die Ursache, die Bewegung, die Kraft, das Werden irgend einer Erscheinung.

„Die französische Sprache ist analytisch und beschreibend, aber sie macht nichts verständlich, denn sie läßt nicht die Anfänge und die Bildung sehen. — Der französische Geist nimmt, nach Gioberti, nur die Form der Wahrheit und übertreibt sie, indem er sie isoliert, so daß er die Wirklichkeiten auflöst, mit denen er sich beschäftigt. Er betrachtet den Schatten als Beute, er nimmt das Wort für die Sache, den Anschein für die Wirklichkeit, die abstrakte Formel für das Wahre. Man spreche mit einem Franzosen über Kunst, Sprachen, Staat, Pflichten, Familie, und man wird an seiner Sprechweise merken, daß sein Gedanke außerhalb des Gegenstandes bleibt, daß er nicht in sein Inneres eindringt. Er sucht nicht, seinen inneren Zusammenhang zu verstehen, wohl aber etwas Besonderes darüber zu sagen. Auf seinen Lippen werden die schönsten Worte dünn und leer; zum Beispiel: Geist, Idee, Religion. Dieser Geist ist oberflächlich, ohne umfassen zu können; er sticht fein, aber er dringt nicht durch. Er will bei jeder Gelegenheit sich selbst genießen; aber er hat nicht die Achtung, die Opferwilligkeit, nicht Geduld und Selbstvergessen, um die Verhältnisse zu betrachten, wie sie sind. Weit entfernt davon, der philosophische Geist zu sein, ist er nur betrügliche Nachahmung; denn er hilft kein Problem auflösen, er kann in seiner Ohnmacht nichts Lebendes, Zusammengesetztes, Konkretes erfassen. Seine Erbsünde ist die Abstraktion, die Aufgeblasenheit seine unheilbare

Schwäche, die scheinbare Richtigkeit seine fatale Grenze. Der Durst nach Wahrheit ist keine französische Leidenschaft; der Schein in Allem ist gesuchter, als das Sein, das Aeußere mehr, als das Innere, der Zuschnitt mehr, als der Stoff, das Glänzende mehr, als das Nützliche, die Meinung mehr, als das Gewissen. Das heißt, das Gravitationszentrum des Franzosen liegt immer außer ihm, in den Andern, in der Gallerie. Die Individuen sind Nullen; die Einheit, welche aus ihnen eine Zahl macht, kommt von außen: vom Fürsten, vom Tagesschriftsteller, von der Leibzeitung, mit einem Worte, vom augenblicklichen Beherrscher der Mode. Alles dies kann von einer übertriebenen Gesellschaftlichkeit herrühren, welche den Mut zum Widerstand, die Fähigkeit der Prüfung, die persönliche Ueberzeugung, die direkte Pflege der Ideals ertötet." (II, 183.)

Ueber die Kritik hatte Amiel viel nachgedacht: „Die Kritik ist vor allem eine Gabe, ein Takt, ein Spürsinn, eine Intuition; sie unterrichtet nicht und legt nicht dar, sie ist eine Kunst. Der wahre Kritiker versteht Alles, ohne sich von etwas täuschen zu lassen, er opfert keiner Konvention seine Pflicht, die im Aufsuchen und Aussprechen der Wahrheit besteht. Genügende Gelehrsamkeit, allgemeine Bildung, absolute Billigkeit, Richtigkeit des ersten Blicks, Sympathie mit den Menschen, technische Fähigkeit, was muß der Kritiker nicht alles haben, ohne von der Anmut, Zartheit, Lebenskunst, der Fähigkeit des richtigen Ausdrucks zu sprechen . . .

Die wirklichen Kritiker erstreben Objektivität, Gerechtigkeit und Richtigkeit, sie suchen sich von selbst frei zu machen, um nicht zu fälschen, was sie verstehen und darstellen möchten. Auf diesem Bestreben ruht ihre Ueberlegenheit, selbst, wenn das Gelingen unvollständig bleibt. Sie mißtrauen ihren eigenen Sinnen, sie überwachen ihre Eindrücke, indem sie von verschiedenen Seiten und zu verschiedenen Zeiten auf sie zurück kommen; sie vergleichen, mäßigen, nuancieren, unterscheiden, und suchen sich immer mehr einer Formel zu nähern, welche, soweit es möglich, die ganze Wahrheit umfaßt."

Wer denkt nicht an Sainte-Beuve, den der Tagebüchler hochverehrte? Kraftvolle Naturen, wie Taine, welche weder Anmut besaßen, noch um sich zu verbreiten wußten, liebte er nicht, trotzdem er ihre Schönheit anerkannte. Er blieb als Kritiker ein Litterat alten Stiles, dem ein fein gebildeter Ge-

schmack und ein spöttischer Geist köstliches Erbteil scheinen: „Eine unbezähmbare Bosheit, unermüdliche Biegsamkeit, leuchtender Spott, die Freude am Versenden zahlloser, unerschöpflicher Pfeile, unauslöschliches dämonisches Lachen, unversiegbare Heiterkeit, blitzende Epigramme: Alles dies finden wir bei den wirklich geistvollen Männern. Stulti sunt innumerabiles, wie Erasmus, der Patron dieser feinen Spötter zu sagen pflegt. Die Dummen, Eiteln, Aufgeblasenen, Simpel, Steifen, Schulfüchse, Pfuscher, Pedanten jeder Färbung; Alles was sich aufbläst, von oben herabsieht, sich schminkt und bläht, sich selbst belauscht und aufdrängt, bildet das Wild des Satyrikers. Ein ewiges Fest aus Schlaraffenland ist dem sarkastischen Geiste angerichtet; der Anblick der Gesellschaft bietet immer ein üppiges Mahl ohne Ende. Die Männer von Geist erkennen und dulden nur den Geist; jede Autorität bringt sie zum Lachen, jeder Aberglaube vergnügt sie und jede Konvention reizt sie zum Widerspruch. Sie leiden nur die Kraft und dulden nur das vollkommene Natürliche. Und doch sind zehn Männer von Geist nicht so viel wert, als ein Mann von Talent, noch zehn solche so viel wie ein Mann von Genie. Auch beim Individuum gilt das Herz mehr, als der Geist, die Vernunft so viel, als das Herz, und das Gewissen mehr als jene. Selbst wenn der Mann von Geist keine Gelegenheit zum Spotte bietet, kann er sehr wohl weder Liebe noch Achtung erlangen. Er kann, es ist wahr, sich gefürchtet machen, so daß man seine Unabhängigkeit achtet; doch dieser negative Vorteil, als die Frucht einer negativen Ueberlegenheit, verleiht nicht das Glück. L'esprit sert bien à tout, mais il ne suffit à rien." Amiel's Blick verweilte gern auf dem Kleinen, Reizenden, oder verlor sich in allgemeinen Stimmungen über ganze Epochen: „Jede Civilisation gleicht einem Traum von tausend Jahren, in dem Himmel und Erde, Natur und Geschichte in einem phantastischen Licht erscheinen nnd ein Drama darstellen, welches die berauschte, ich wollte sagen hallucinierte Seele spielt. Die Aufgewecktesten sehen die wirkliche Welt durch die herrschende Illusion ihrer Rasse und ihrer Zeit."

Die angeführten Stellen genügen, um ein Bild des seltenen Mannes zu geben, der, wie alle modernen Grübler, wenigstens gewisse Seiten seiner Natur kannte, als geistreicher Zuschauer seiner Lebenskomödie, welcher mit sich selbst, mit seinen ererbten

Anlagen, mit dem Haupttrieb seiner Seele kämpfen muß. Deutet schon die Fähigkeit, sich in alle möglichen, weit auseinander liegenden Zustände versetzen zu können, auf Krankheit, auf Auflösung? Das Experimentieren mit sich selbst, um des Genusses, um des Lebens willen, ist modernster Art: die greisenhafte Selbstbespiegelung alter Menschen, welche ihren Egoismus bekunden, indem sie ihr liebes, interessantes Ich als unzufriedener Narziß betrachten, der sich gelangweilt auf den Strom des Lebens neigt und findet, daß sein Bild nicht gerade schön zu nennen, wie das eines friedensreichen Gottes. Jeder lebt, wie er eben kann, zumal in einer Zeit, wie die unsere, welche so viele Mittel zur Kräftigung des Lebens gefunden hat. Männer wie Amiel befinden sich im Vorstadium der allgemeinen Müdigkeit, die sich herbstlich auf Tausende senken will, den Einen als großer Oktoberfrieden des zersplitterten Lebens, den Anderen als tiefere Winterstille, gegen die sie nicht kämpfen wollen, noch auch können. Ach, vielleicht verdeckt diese sonnige Müdigkeit die liebenswürdige, kranke Feinheit der Naturen, die ein Ende bedeuten, vielleicht auch ein geheimes Glück, das Glück des Freiseins von Illusionen, von Vorurteilen, die, wie jeder Philosoph zugestehen muß, so notwendig zum Leben sind. Wer sich lange selbst beschaut, läuft Gefahr, eitel zu werden, und in der That, eine geheime Eitelkeit spricht aus manchen Bemerkungen des Tagebüchlers, welcher, in dem Bewußtsein einer privilegierten Natur, da Genüsse findet, wo Andere darben müssen. Jene französische Sentimentalität, welche in dem ohnmächtigen Selbstbeschauer einen Märtyrer des Ideals sehen will, erscheint mir übel angebracht, so gut wie jene Verachtung, die vor liebenswürdigen, schwachen Naturen gar leicht gehässig wird. Er lebte von seiner intelligenten Schwäche und starb daran, mit der geheimen Hoffnung, daß sein Tagebuch für ihn zeugen, ihn retten, ihn erklären werde, was denn auch geschah. Der geheime Instinkt des epikuräischen Lebenskünstlers ließ ihn früh das Leben als eine Schule der allmähligen Entsagung ansehen. „Die wahrhaft Glücklichen sind gut, und die Guten werden besser, wenn sie das Schicksal heimsucht. Die nie gelitten haben, sind leichtsinnig; doch wer kein Glück besitzt, vermag auch keines zu geben. Man teilt nur von Dem mit, was Einem zu eigen ist. Glück, Kummer, Heiterkeit und Traurigkeit sind ansteckender

Natur.“ Amiel, als moderner Mensch, war sich selbst über seine Stellung klar: „Die moderne Kultur ist eine sehr feine Mischung entgegengesetzter Säfte und Farben, schwerer zu erklären und auszuteilen, als wahrzunehmen. Die Mannigfaltigkeit, die Verbindung der Gegensätze, die kunstreiche Mischung sind es, welche ihre Ueberlegenheit ausmachen. Der Mensch der Gegenwart, als Bildung der historischen und geographischen Einflüsse von zwanzig Ländern und dreißig Jahrhunderten, geübt und umgewandelt durch alle Wissenschaften und alle Künste, geschmeidigt durch alle Litteraturen, ist ein ganz neues Produkt. Ueberall findet er Verwandtschaften und Wahlverwandtschaften und Analogien; er verdichtet und faßt das überall Zerstreute zusammen. Er gleicht dem Lächeln der Jukunde, welches scheinbar dem Betrachter eine Seele öffnet, aber nur um so geheimnisvoller bleibt, so viele Dinge drückt es zu der gleichen Zeit aus.“ (II, 250.)

Vielleicht versteht man Amiel am besten, wenn man ihn einer Schar älterer Brüder anreiht, deren Wesen in Frankreich um so seltsamer erscheinen mußte, als das Bedürfnis der Nation nach Schaustellung, nach Gesellschaftlichkeit in ihnen erloschen schien, um der geheimen Melancholie der einsamen Selbstbespiegelung zu weichen. René, Obermann, Amiel: diese Geister sind mit einander verwandt, sie sind Brüder. Die ersten sind jünger, frischer; Amiel ist älter, kritischer, weil er, anderen Verhältnissen entsprungen, eine ausgezeichnete Bildung besitzt, als moderner Kosmopolit und halber Werther eines Ideals, das ihn in tausend Formen lockt und bezaubert. Er war kein großer Geist, sondern ein Anschmecker, ein Nachdenker, ein entzückender Egoist, der sich den Luxus gestattete, zuweilen, in seinen seltsamen Stunden, Nihilist zu sein, weil er in seinem religiösen Gemüte einen festen Ruhepunkt besaß. Das Tagebuch gleicht einem trümmerreichen Schlachtfelde, auf dem bald der Geist, bald das Gefühl, bald der Zweifel, bald der Glaube an die Güte der Natur und die Notwendigkeit des kategorischen Imperativs siegreich vordringen. Bis zu seinem Ende gönnte er sich das Schauspiel seines inneren Lebens, sichtend, wählend, grübelnd, aufmerksam auf den Zweifel an der gänzlichen Vernichtung, wie auf seine endliche Ergebung. Denn „der menschliche Charakter mag wohl durch die Anschwemmungen der Kultur und des Erworbenen verdeckt

werden, er kommt doch wieder an die Oberfläche, wenn die Jahre erst das Zubehör aufgebracht haben. Ich gebe die großen sittlichen Krisen zu, aber ich zähle nicht darauf: sie sind möglich, aber nicht wahrscheinlich.“ Andere Söhne dieser Zeit der allgemeinen Ermüdung und des schmerzlichen Werdens, welche ebenfalls als wandelnde Widersprüche umherlaufen, ohne, wie Amiel, die Schmiegsamkeit einer ursprünglich heiteren Natur zu besitzen, mögen auch, ohne daß wir sie bemitleiden, den Schlußvers des Tagebuches im Munde führen:

Wie ist das Leben schwer, o müdes Herz!

2) Charles Baudelaire.

Charles Baudelaire ist am 9. April 1821 in Paris geboren, als Sohn eines schon bejahrten Vaters; der Dichter zeigte in seinem späteren Lebensalter jenes grämliche Wesen, welches man oft bei Menschen findet, deren Eltern schon im reiferen Alter gestanden.

Sein Vater, François Baudelaire, ein Bauernsohn aus der Champagne, hatte eine gute Erziehung erhalten und eine Hofmeisterstelle in dem Hause des Duc de Choiseul-Praslin bekleidet. Seine Geistesrichtung zog ihn zu den Männern der Revolution, und so war er imstande der herzoglichen Familie während der Schreckenszeit große Dienste zu leisten, welche sie ihm, noch unter dem Konsulat, vergalt, indem sie ihm eine angesehene Stelle in der Verwaltung verschaffte. François Baudelaire soll auch dem Philosophen Condorcet das Gift verschafft haben, welches den berühmten Gefangenen vor der Guillotine rettete. Wie so viele gebildete Plebejer, welche Gelegenheit hatten, die schöne Lebenskomödie des Adels unter dem Ancien Régime aus unmittelbarer Nähe zu betrachten oder mitzugenießen, besaß er feine, gewinnende Manieren, sowie die liebenswürdige Nachsicht so vieler Franzosen aus jener Zeit, die mit den Jahren immer duldsamer, höflicher, wahre Moralphilosophen inmitten eines derberen Geschlechts wurden. Seine Urbanität und Herzensgüte erwarben dem älteren Manne, welchem die erste Frau im Jahre 1817 gestorben, die Liebe eines ganz jungen Mädchens, Namens Madelaine Dufays, deren Abstammung aus dem alten, herabgekommenen Normannengeschlecht gleichen

Namens wahrscheinlich, aber nicht erwiesen ist. Der Dichter selbst glaubte an diese Abstammung, gedenkt aber seiner Ahnen in eigentümlicher Weise: „Meine Ahnen, Narren oder Trottel in ihren feierlich steifen Gemächern, sind alle als Opfer ihrer stürmischen Leidenschaften umgekommen.“ Die Eltern Baudelaire's hatten in der Nähe des Luxembourg eine bescheidene Wohnung inne, deren Ausstattung in dem Knaben tiefere Eindrücke hinterließ: die verschnörkelten Möbel aus dem achtzehnten Jahrhundert, die Pastelle aus der Zeit Ludwigs XVI., einige antike Gipsabgüsse, (wohl aus der Zeit des Empire stammend), weckten seinen malerischen oder plastischen Sinn, weshalb er später sagen konnte, seine erste Leidenschaft seien Bilder gewesen.

Die Mutter des Dichters heiratete nach dem Tode ihres Gatten, dem sie, aus halbtöchterlicher Verehrung, ein treues Andenken bewahrte, den Obersten und nachmaligen General und Gesandten in London und Constantinopel, Aupick, zum geheimen Aerger des Sohnes, welcher in dem gestrengen Stiefvater nur den Nachfolger seines geliebten Vaters erblickte und seiner Mutter lange nicht verzeihen konnte. Wie so viele begabte Jünglinge in Frankreich, trug er keine Schulerfolge davon, und selbst das Examen eines Baccalaureus (unser Abiturientenexamen) bestand er nur speciali gratia. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien sprach Baudelaire in seiner Familie den bestimmten Wunsch aus, Schriftsteller, homme de lettres zu werden, zum größten Entsetzen seiner Eltern, die, als gute Glieder der Haute-Bourgeoisie unter Louis Philipp wünschten, daß er eine öffentliche Laufbahn, etwa als Diplomat, betreten möge. Um den Entschluß des angehenden Dichters zu brechen, schickten sie ihn nach Indien, zumal auch sein Verhältnis zu dem General unleidlich geworden war. Baudelaire selbst sprach nie von dieser Reise, die er gezwungen antrat und plötzlich abbrach, aber er hörte es nicht ungern, wenn man von den Abenteuern sprach, die er während dieses gezwungenen Ausflugs erlebt haben sollte. Das gewaltige Schauspiel des Meeres, der Anblick der überschwellenden Tropennatur, der reichbestirnte, tiefe, südliche Himmel befruchteten seine Phantasie, und diesen Eindrücken verdanken wir einige seiner schönsten Gedichte. Zwei Monate nach seiner plötzlichen Rückkehr wurde er volljährig, und im Besitze seines väterlichen Vermögens, das sich auf etwa 75,000 Franken belief, begann er seiner Familie zum Trotz ein freies

Schriftstellerleben. Aber nicht allein als Dichter, sondern auch als Dandy wollte er glänzen. Einer meiner Freunde, der ihn damals, zur Zeit seines Eintrittes in die Welt kennen lernte, erinnert sich noch genau des Eindrucks, welchen die excentrisch vornehme Erscheinung des jungen Poeten auf ihn machte. Dieser war braun, von Mittelgröße, mager, mit lichtbraunen Augen und dem Benehmen eines englischen Gentleman; inmitten des litterarischen Zigeunertums, welches er streifte, bewahrte er, trotz seiner Vorliebe für ein ungeregeltes Leben, einen sicheren Geschmack und würdige Manieren, und mancher, der den satanischen Dichter, um den sich allmählich eine Legende gebildet hatte, kennen lernen wollte, war erstaunt, in dem berühmten Original einen kalten, ja etwas förmlichen Mann zu finden. Da der junge Dichter zunächst als Grandseigneur lebte, war sein Vermögen bald auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und die Familie stellte ihn unter Kuratel, zu seinem Glücke, da ihm der Verwalter seines Vermögensrestes ein treuer Ratgeber und Freund wurde. Eine politische Velleität im Jahre 1848 war ohne Einfluß auf die langsame Entwickelung des Poeten, der, gleich vielen seiner Brüder in Apoll, den Zuständen rasch die interessante Seite abgewann, um über sie hinauszugehen. Das weitere Leben Baudelaire's ist eine lange Leidensgeschichte: er blieb bitterarm und wurde stets von Schulden geplagt; seine Gedichte, die er im Jahre 1857 veröffentlichte, zogen ihm wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit eine richterliche Verdammung zu, welche ihn tief kränkte; er führte nie ein regelmäßiges Leben, und bald wurden seine Nerven krank; ein Aufenthalt in Brüssel, wo er ausruhen wollte und nur Verachtung und Aufregung fand, machte ihn noch kränker. Von seiner Mutter, die, Wittwe geworden, ein kleines Haus in Honfleur an der normännischen Küste bewohnte, nach Paris zurückgebracht, starb er im Hospital daselbst, am 30. November 1866, noch nicht 46 Jahre alt, zwei Jahre jünger, als der von ihm verachtete Musset. —

Es hält außerordentlich schwer, sich ein richtiges Bild vom Wesen dieses seltsamen Mannes zu machen: eine Legende, die ihm selber nicht mißfiel, die Vertreter eines ehrsamen Mittelstandes der Litteratur, die akademischen Kritiker, eine begeisterte und blinde Anhängerschaft: alle haben sie dazu beigetragen, das wahre Bild dieses Geistesaristokraten zu fälschen, der sich, man mag ihn beurteilen wie man will, einen be-

deutenden Platz in der Litteratur dieses Jahrhunderts sicherte, unzählige kleine Baudelaire's hervorbrachte und von den Ueberfeinen den größten Dichtern beigesellt wird. In der That, Baudelaire ist, wie sein Meister Poe, einer der Größten unter den poetae minores, eine höchst originelle Gestalt der Weltlitteratur, und wäre es auch nur als Sproß einer angefaulten Kultur, die den Schaffenstrieb eines wenig naiven Talentes auf sonderbare Bahnen lenkte. Er ist der erste bewußte Vertreter jener geistigen Zustände, die man mit dem Namen Decadence bezeichnet.

Baudelaire, der, wie viele Dichter, sehr träge war, aber sich immer mit Plänen trug, hat keine Denkwürdigkeiten hinterlassen. Um ihn zu beurteilen, besitzen wir, außer einem wenig ausgebreiteten Briefwechsel und den mehr oder minder genauen Mitteilungen seiner Freunde, seine Tagebücher und seine Werke. Ich werde mich hüten, aus den wenigen Nachrichten über die Vorfahren des Dichters Schlüsse auf seinen Charakter zu ziehen. Immerhin darf man sagen, daß eine Abstammung von Bauern und ausgelebten Adeligen wohl eines seltsamen Dichters würdig ist und manchen Zug erklärt: naive Frische des Geistes eint sich bei ihm mit den Launen einer abgenutzten Phantasie. Klarer sind einige Aeußerungen aus seiner Kindheit, die wir in seinen Tagebüchern finden; er lernte früh das Einsamkeitsgefühl besonders gearteter Naturen kennen: „Gefühl der Einsamkeit von meiner Kindheit an, trotz der Familie, und besonders inmitten meiner Kameraden, — Gefühl, daß es mein Schicksal, ewig einsam zu sein. Und doch lebhafte Lust am Leben und Vergnügen.“ Bald wünschte er ein Komödiant, bald Papst, Militärpapst zu werden. Der Hang zum Künstlichen und Komödiantenhaften trat also sehr früh in dem Stadtkinde hervor, dessen ganzem Jugendleben es an dem frischen Hintergrunde einer freien, reinen, gesunden Natur fehlt. Wenn wir uns nach den Männern umsehen, die der Dichter verehrte, um einen Schluß auf seine Natur zu ziehen, so finden wir ihn im Verkehr mit Balzac, der damals im Begriffe war, ein berühmter Mann, oder, seiner eigenen Meinung nach, ein Genie zu werden. Der Schilderer des modernen Lebens, einer verfallreifen Welt mit ihrem namenlosen Hunger nach Gold, der unmoralische Analytiker des Lasters und der Schwächen, der Mann, dem Paris eine ganze Welt blieb, paßte zu dem

Verehrer der Moderne. Für Sainte-Beuve hegte Baudelaire Zeit seines Lebens eine fast kindliche Verehrung, die der feine Kritiker im Geheimen erwiderte, nicht ohne einen gewissen Schrecken vor der litterarischen Kühnheit seines Kindes zu empfinden. Beide hatten viel Gemeinsames, vor allem eine gewisse katholische Sinnlichkeit, mit einem Zug des Mysticismus, sowie die vornehme Verachtung gesunder Kraftnaturen. Die ersten poetischen Versuche des Lyrikers zeigen die geschmeidige aber unplastische Form der Gedichte Sainte-Beuve's. —

Als Baudelaire, ein Jüngling mit früh verdorbenem, angekranktem Geschmack, in das überhitzte Leben der Großstadt trat, neigte sich der siegreiche Romantismus zum Untergang. Die großen Dichter des vorausgehenden Geschlechts hatten, um mit Sainte-Beuve zu sprechen, alle Blumen des Parnasses abgepflückt und den Epigonen nur die Giftpflanzen übrig gelassen, an denen die gesunden Geister mit Widerwillen vorübergingen. Baudelaire gehörte nicht zu diesen: er fühlte sich früh von der Nachtseite des Lebens einer großen Stadt angezogen; er wollte alle Gefühle, auch die gefährlichsten auskosten, er widmete der Sensation einen ungesunden Kultus; da ihn die vorhandenen Formen der Kunst, der Malerei oder der Poesie rasch ermüdeten und gleichgültig ließen, suchte er nach neuen. Er lachte über den blinden Glauben des genialen Formkünstlers Hugo, des Dichters der Bourgeoisie mit einer unausrottbaren Vorliebe für den Gemeinplatz; die Gedichte Musset's, die aus ekstatischem Zustande flossen, erschienen ihm unkünstlerisch, als eine Versündigung gegen den heiligen Geist der Kunst, welche Gautier, der Meister einer plastischen, marmornen Form, allein zu üben verstand. Baudelaire war Romantiker: durch das stolze Selbstbewußtsein des Künstlers, des vornehmen Gegensatzes zum Bourgeois, zum Philister, durch seine Abneigung gegen das geregelte bürgerliche Leben, durch den Kultus der eigenen Persönlichkeit und einer echt romantischen Ironie. Die französischen Romantiker unterschieden sich von den deutschen Blaublümlern vor allem durch die plastische, echt lateinische Auffassung der Außenwelt: ihr Meister, Victor Hugo, ist ein gedankenarmer, genialer Visionär, der überall blendende Farben und scharf ausgeprägte Formen sieht und das Mittelalter nicht wegen seiner Glaubenseinheit, sondern wegen seiner Farbenbuntheit aufsucht. Die Romantiker waren, etwa Musset aus-

genommen, glänzende Dekorationsmaler, die es nicht verstanden, Menschen von Fleisch und Blut auf ihre Riesenbühne zu bringen. Man hat die französische Romantik mit Unrecht von vornherein pessimistisch genannt: Victor Hugo war durch und durch Optimist, ein kerngesunder, mittelmäßiger Menschheitsapostel mit den nebelhaften Idealen der bürgerlichen Juste-Milieu-Zeit, welche es so gut verstand, sich zu bereichern, das Göttermahl auf Erden anzurichten; Musset blieb ein Kind, Gautier war ein Künstler, der von der Poesie nichts weiter als Musik, Gold, Purpur, Duft verlangte und sich, mit Unrecht, Grieche wähnte. Erst die Söhne der Romantiker, die derben Männer des zweiten Kaiserreichs sind Pessimisten, als Söhne einer zerrissenen, zusammengewürfelten Gesellschaft, welche ein schweres Erbe angetreten hatte. Die Träume der Väter waren Schäume, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn sich die lebenshungrigen Söhne mit kritischem Herzen der Göttin Wissenschaft verschrieben, oder zu vornehmen Verächtern des Lebens wurden, die, politisch lau, in ästhetischen Genüssen schwelgten und der reinen Form einen unaussprechlichen Kultus widmeten. Man war der anspruchsvollen Gemeinplätze und apokalyptischen Posen müde; Béranger, der Abgott der Grisetten und Handlungsreisenden, erschien als Mann aus einer anderen Welt, als Philister, mit seinen leichtfüssigen, gallischen Liedern und seinem Gott der braven Leute. Andere Zeiten, andere Lieder, und das neue Geschlecht verlangte glühende, vor allem aber formvollendete Gesänge; der Einfluß der einzelnen Künste auf einander nahm zu, die Poeten nannten sich Künstler, fast alle jüngeren Schriftsteller verkehrten mit Malern und lernten die Natur mit deren Augen betrachten. Gautier wurde der Meister einer schildernden Kritik, welche durch einen farbenreichen, plastischen Stil das geschaute Bild vor den Augen des Lesers empor zu zaubern suchte. Von Naivetät, die das holde Erbteil schöner Frühlingszeiten, war keine Rede mehr, und man rühmte sich dessen, indem man höhnisch bemerkte, mit der Naivetät sei fast immer auch ein bißchen Dummheit verbunden. Der Dandy nimmt in Baudelaire's Mund ganz eigene Bedeutung an: für ihn ist der Dandy eine Art Gentleman, der, aller Gemeinheit der Lebensanschauung fern, sich in einem freien, verständigen Kultus der Schönheit gefällt, sehr intelligent ist und vor allem fürchtet, dupiert zu werden. Aus diesem Grunde

liebte er es auch, die ungeheuerlichsten Paradoxe mit der ruhigsten Stimme vorzutragen, und nichts demütigte ihn tiefer, als die Ansicht der Richter, welche ihm bei der Veröffentlichung seiner Gedichtsammlung pornographische Absichten zuschrieben. Als reifer Mann haßte er, der einstige Lüstling und Liebeskünstler, das Laster, weil es, ästhetisch genommen, immer unschön ist; auch die Sentimentalität war ihm zuwider: „Was Herz und Gefühl nebst andern weiblichen Schmutzereien angeht, so denken Sie an das tiefe Wort N . . . s: Tous les élégiaques sont des canailles!“ Eine solche Ansicht über schwärmerische Naturen kann, wie bei Goethe, einer außerordentlich kraftvollen Herrennatur entspringen, ist aber hier, bei Baudelaire, nur der satanische Hohn des verdorbenen Romantikers.

Baudelaire war, wie schon erwähnt, sehr träge, nicht nur in der traumreichen fruchtbaren Jugendzeit, sondern auch später, als er, von Schulden gedrückt, einer steten, lohnenden Arbeit bedurft hätte, um geistig zu gesunden und eine würdige Unabhängigkeit zu gewinnen. Unter seinen Altersgenossen galt er, noch ehe er eine Zeile veröffentlicht hatte, als vielversprechendes Talent, ja als auserwählter Offenbarer einer neuen Schönheit. Im Jahre 1852 nahm die gemäßigte Revue des deux mondes, das ehemalige Organ der Romantiker, eine Anzahl Gedichte des jungen Poeten auf, nicht ohne gewisse zurückhaltende Bemerkungen über die absonderliche Manier des neuen Talentes beizufügen. Endlich, im Jahre 1857, trat Baudelaire mit seinem berühmten Buche: »Les Fleurs du Mal« vor das Publikum, um zunächst einen sogenannten Skandalerfolg davon zu tragen.

Zu den wichtigsten Ereignissen im geistigen Leben Baudelaire's gehört ohne Zweifel die Bekanntschaft mit den Werken des Amerikaners Poe, die er meisterhaft übersetzte. Seine Poetik ist denn auch die des visionären Dichters, wie wir sie aus einem Essay: The poetic principle kennen. Poe behauptet darin, indem er sein unvergleichliches, einzig dastehendes Gedicht „Der Rabe“ analysiert, daß es eigentlich kein längeres Gedicht gäbe, wie denn zum Beispiel Milton's „Verlorenes Paradies“ nur aus einer Reihe kleinerer Gedichte bestehe, welche durch öde Strecken gereimter Prosa von einander getrennt seien; denn durch ein Gedicht solle irgend eine Stimmung

in der Seele geweckt werden, und jede tiefere Stimmung könne notwendiger Weise nur von kurzer Dauer sein. Mit der epischen Dichtung ist es aus in unseren Tagen, kein längeres Epos kann und wird je wieder populär werden. Ein Gedicht muß einzig und allein nach seiner Stimmungsgewalt beurteilt werden, und nie nach seiner Länge oder Kürze. Das poetische Prinzip ist nur die menschliche Sehnsucht nach überirdischer Schönheit, und die Manifestation dieses Prinzips wird immer in der Stimmungserregung der menschlichen Seele gefunden, ganz unabhängig von der Leidenschaft, welche das Herz berauscht, oder der Wahrheit, welche den Verstand befriedigt. Das sind die wesentlichen Ansichten Poe's, des Vergötterers eines feinen, berechnenden Kunstverstandes, den Baudelaire selbst in hohem Grade besaß. Früher, bei Viktor Hugo, glich das Gedicht einer riesigen Vase, darum die kunstreiche Hand des Meisters allerlei Gestalten gemeißelt: Volksmassen, Landschaften aus dem Orient und von der Nordsee, Bacchantenzüge, gothische Dome, spanische Granden, Moscheen und niederländische Wirtshausscenen; den Inhalt der Vase bildete ein ganz gewöhnliches Getränke. Bei Baudelaire aber gleicht es einer kleinen, kunstvoll ziselierten Phiole, in der eine berauschende Quintessenz funkelt, süßer als der Nektar, der zuweilen aus der großen Vase quoll. Jeder Verfallzeitler ist, seiner innersten Natur nach, ein „Abstraktor von Quintessenz“, um einen treffenden Ausdruck des göttlichen Satyrs der Renaissance, Meister François Rabelais, zu gebrauchen. Baudelaire, der mit den feinsten Sinnen für das leibliche und geistige Leben ausgestattet war, trat seine Laufbahn an mit dem festen Entschluß, die Poesie da zu suchen, wo sie noch Keiner vor ihm gesucht hatte. Er pflückte, anstatt der gewöhnlichen Rosen, Lilien oder Veilchen, die brennend leuchtenden Giftpflanzen mit betäubendem Duft, worauf ihm der geschmackssichere Sainte-Beuve, welcher auch in seiner Jugend an der modernen Ratlosigkeit junger Dichter gelitten hatte, den Rat gab, der aristokratische Poet möge doch auch die gewöhnlichen Blumen nicht verschmähen. Schon das geniale Kind des Jahrhunderts, Musset, welcher nicht gewohnt war, seine Gefühle zu sichten, hatte den berühmten Vers geschrieben:

Je suis venu trop tard dans un monde trop vieux.
(Rolla)

Baudelaire war noch älter, schwerer zu befriedigen, greisenhafter, und so erkrankte auf der ewigen Suche nach Bildern seine Phantasie: alle Natur ist ihm zuwider, er träumte von einer Landschaft, die nur aus Marmor bestünde, von der Hand des Menschen geschaffen wäre. Auch der sinnliche Gautier hatte in seinen seltsamen Stunden solche Träume und verfehlte nicht, einer Landschaft, gleich der folgenden, seine vollste Bewunderung zu zollen:

Figurez-vous un paysage extra-naturel, ou plutôt une perspective faite avec du métal, du marbre et de l'eau et d'où le végétal est banni comme irrégulier. Tout est rigide, poli, miroitant sous un ciel sans soleil, sans lune et sans étoiles. Au milieu d'un silence d'éternité montent, éclairés d'un feu personnel, des palais, des colonnades, des tours, des escaliers, des châteaux d'eau d'où tombent comme des rideaux de cristal, des cascades pesantes. Des eaux bleues s'encadrent comme l'acier des miroirs antiques dans des quais et des bassins d'or bruni, ou, coulent silencieusement sous les ponts de pierres précieuses.

Die „Fleurs du Mal" sind kein Buch für naive Seelen, welche von der Poesie Erholung, Tröstung, große schöne Gedanken verlangen; man könnte ihm die oft citierten Verse Gautier's aus „Albertus", voransetzen:

Et d'abord, j'en préviens les mères de familles,
Ce que j'écris n'est pas pour les petites filles
Dont on coupe le pain en tartines.

Das vielbeschrieene und zumeist mißverstandene Buch Baudelaire's ist das Werk eines seltsamen, kranken Franzosen, welches entweder übermäßige Bewunderung oder gehässige Verdammung herausfordert; ein Werk für ungesunde Feinschmecker, Phantasieschwelger und Romantiker, welche im modernen Leben gerne die verbotensten Genüsse aufsuchen; kein Buch für moralische Leute, welche den Wahlspruch des Dichters: l'Art pour l'Art verdammen und meinen, die Aesthetik einer in der Auflösung begriffenen Zeit müsse in den Dienst der Moral gestellt werden. Baudelaire, den man zu den bestverläumdetsten Geistern des zweiten Kaiserreichs rechnen mag, besaß einen unerschütterlichen Glauben in sein künstlerisches Ideal: an die Schönheit der Form, welche auch den giftigsten Inhalt adeln

sollte. Dieser Dichter, welcher als Spiritualist, das heißt bei ihm mit einem vorgefaßten Gedanken, sein schreckliches Buch verfaßt haben wollte, begriff eigentlich nur die Schönheit der Form und der Außenwelt, wie er sie mit seinen Augen sah. Er liebte reiche, farbenglühende Landschaften; aber wenn er, als Gegner des Hellenentums, die blühende Zeit des ersten Menschenfrühlings emporruft, so geschieht es nur, um sie in vielbeliebten Kontrast zum modernen Leben zu stellen, um des künstlerischen Gegensatzes willen, wie in dem Gedichte:

J'aime le souvenir de ces époques nues
Dont Phoebus se plaisait à dorer les statues.

Vor der Schönheit der Natur vergaß er wenigstens auf Augenblicke seinen kranken Spleen.

In einem formvollendeten Gedichte schildert er die Schönheit als kalte, ewige Göttin, versunken in ihre eigene Betrachtung, über Freud' und Schmerz erhaben.

Je suis belle, ô mortels! comme un rêve de pierre,
Et mon sein, où chacun s'est meurtri tour à tour
Est fait pour inspirer au poète un amour
Eternel et muet ainsi que la matière.

Je trône dans l'azur comme un sphinx incompris;
J'unis un coeur de neige à la blancheur des cygnes;
Je hais le mouvement qui déplace les lignes;
Et jamais je ne pleure et jamais je ne ris.

Les poètes, devant mes grandes attitudes,
Que j'ai l'air d'emprunter aux plus fiers monuments,
Consumeront leurs jours en d'austères études;

Car j'ai, pour fasciner ces dociles amants,
De purs miroirs qui font toutes choses plus belles:
Mes yeux, mes larges yeux aux clartés éternelles.

Auch er fühlte sich, wie alle französischen Dichter von Molière bis auf Musset, von dem romanischen Nationalhelden Don Juan angezogen; aber sein Don Juan ist weder der große Realist des genialen Dichters der Bourgeois, noch der romantische Idealsucher, welchem jede Schürze das Unendliche zu verhüllen scheint; sondern der kalte, gewissenlose, gealterte „Held", welcher das Weib und seine Schmerzen verachtet, als ein Künstler, der einzig und allein seiner Sensation lebt, mit einem Worte: das Ebenbild des Dichters. Das Gedicht „Don Juan

aux Enfers", welches nur aus fünf vierzeiligen Strophen besteht, schildert den Helden der Tausend und drei auf der Ueberfahrt in die Unterwelt: ein wildes Geheul aus dem Munde vieler Frauen, die sich unter dem schwarzen Firmamente winden, folgt dem Verführer, welcher soeben dem Charon den Obolos bezahlt; — Don Louis zeigt mit dem Finger auf den ungeratenen Sohn; Sganarell fordert seinen rückständigen Lohn; Elvira bettelt um ein letztes Lächeln; am Steuer sitzt der steinerne Gast, ein derbarmiger Bettler führt das Ruder: der Heros, auf sein Rapier geneigt, schaut mit teilnamsloser Ruhe in die Flut. So geht es zum Gericht. Dieses Gedicht gleicht einer Gruppe aus schwarzem Marmor: da, wo die größeren Dichter von ihrem Helden scheiden, empfängt ihn Baudelaire, ihn auf seiner letzten, nicht weniger bedeutsamen Fahrt zu geleiten.

Wie wird ein solcher Dichter die Liebe besingen? Nicht wie ein naiver Jüngling, der zum ersten Male mit vollem Herzen liebt, oder ein zärtlicher Familienvater, sondern wie ein Libertin, dem kein Geheimnis der Kotstadt fremd, der, ewig wechselnd in seinen Neigungen, bald das reinste Frauenbild, Beatrice, emporruft, bald die Dirne in der Gosse oder auf dem Purpurkissen als Typus des Ewig-Weiblichen aufstellt. Baudelaire, als der Typus des vornehmen Zigeuners, hat kein einziges reines Weib im Leben gekannt, seine Mutter ausgenommen; er wurde allmählich zum sarkastischen Weiberhasser, der den Frauen allen ästhetischen Sinn absprach und dem sie der Natur zu nahe standen; gleich seinem großen Freunde Delacroix, der, in seiner Jugend Lebemann, sich im Alter in sein Atelier einschloß, war Baudelaire froh, den Stürmen entronnen zu sein. Die Liebe erschien dem Dichter zuletzt als Sünde und die Sand als Prudhomme der Unsittlichkeit, weil sie, durchaus Weib und Französin, ihren natürlichen Gelüsten offen lebte, in einem Lande, wo man die Liebe auch als Laster zu entschuldigen pflegt. Wie er die moderne Frauenschönheit auffaßte, beweist folgende Stelle: „Zwei Frauen werden mir vorgestellt: die erste eine bäuerische Matrone, widerwärtig durch Gesundheit und Tugend (sic), ohne Haltung und Blick, kurz, welche Alles der einfachen Natur schuldet; die andere eine jener Schönheiten, welche die Erinnerung beherrschen und bedrücken, ihrem tiefen, eigenartigen Reiz die Beredsamkeit ihrer Toilette einen,

Herrinnen ihres Ganges, bewußte Herrscherinnen ihrer selbst, mit einer Stimme wie ein gestimmtes Instrument und Blicken, die nur das ausdrücken, was sie wollen. Meine Wahl dürfte nicht zweifelhaft sein, und doch gibt es pädagogische Sphinxe, welche mir vorwerfen würden, ich verfehlte mich gegen die klassische Ehre." Auch Balzac, der allerdings sehr wenig von einem Griechen an sich hatte, zog der Venus von Milo eine elegante, kokette Pariserin vor, welche die Schultern in einen langen Shawl gehüllt, zu einem Stelldichein geht, den Spitzenschleier von Chantilly über die Nase gezogen und das graziöse Haupt geneigt, so daß man zwischen Hut und Shawl den elfenbeinernen Hals bemerken kann, auf dem sich einige rebellische Löckchen winden. So erzählt wenigstens Gautier in seiner pittoresken Studie über Baudelaire, indem er als alter Heide hinzufügt, er für seinen Teil ziehe die Venus von Milo vor, welche nach neuesten Forschungen gar eine Nike sein soll. (Eine Siegesgöttin ist sie jedenfalls.) Baudelaire besaß einen ausgesprochenen Sinn für glänzende reiche Trachten, wie für die Moderne überhaupt. Von der Liebe forderte er gewaltsame Empfindungen, und nur einmal, in dem schönen Gedicht „Der Balkon", ist ihm die Schilderung des tiefen, fast abendlichen Glückes der Ruhe in der Geliebten gelungen, die zur halben Schwester wird.

Die absichtliche Vermischung der Gefühle ist das sicherste Anzeichen einer seltsamen Natur, die, welches auch ihre Eigenschaften sein mögen, nicht das starke Selbstbewußtsein der Kraftnaturen, noch ihren vergötternden Egoismus vor dem Weibe kennt. Der Umhergetriebene, Müde, von Stimmungen Gefolterte, verlangt Vergessen von der Liebe, zärtliche Nachsicht und tiefes Verständnis; aber das Weib ist natürlich, das heißt in seinen Augen verabscheuungswürdig, zumal als Sumpfblüte der Ueberkultur. Der Dichter nannte die Liebe: le sentiment le plus populacier und wurde wenigstens in Gedanken grausam, wenn er davon sprach, gleich den Cäsaren des Roms der Verfallzeit, welche ihre Genüsse mit den Schauern des Todes würzten. Verdorbene Dichter und grausame Tyrannen sind verwandte Naturen, sie passen in die Verfallzeit, als deren Vertreter Baudelaire schrieb: „Grausamkeit und Wollust sind gleiche Gefühle, wie die äußerste Wärme und die äußerste Kälte." Auch unser Novalis hat eine ähnliche Aeußerung gethan. –

Kam diese Anschauung der Liebe, welche die Barbarei mit den zartesten Empfindungen vermischen will, doch vielleicht von einem heimlichen Ideal, welches ein raffinierter Geist, der in seiner Jugend zu viel gehört, zu viel gesehen, zu viel genossen, nie und nirgends finden konnte?

Als echter Romantiker endete Baudelaire als halber Katholik, geradeso wie Liszt, den er hoch verehrte. Er glaubte an die Sünde, aber stets als fanfaron de son vice, ganz wie ein gewöhnlicher Durchschnittsfranzose. Er ist der aristokratische Juvenal seiner Zeit, wie der brutale Zola, der eine kranke Ecke in seiner Seele birgt, der demokratische ist. Baudelaire ist sinnlich wie ein kranker Katholik, welcher weiß, daß er verdammt ist, aber aus diesem Bewußtsein das Gefühl des gefallenen Luzifer hegt. Seine Phantasie ist sozusagen katholisch gefärbt und spielt gerne mit den Bildern des pompösen Kultus: die Blumen verstreuen an den roten, sonnenglühenden Abenden ihren Duft, wie ein Weihrauchfaß, und die Sonne selbst ist nur eine ungeheuere Hostie auf dem Altar der Schöpfung. Er singt in einem Gedichte im spanischen Geschmack:

Je veux bâtir pour toi, Madone, ma maîtresse
Un autel souterrain au fond de ma détresse,
Et creuser dans le coin le plus noir de mon coeur,
Loin du désir mondain et du regard moqueur,
Une niche, d'azur et d'or tout émaillée,
Où tu te dresseras, Statue émerveillée.
Avec mes vers polis, treillis d'un pur métal
Savamment constellé de rimes de cristal,
Je ferai pour ta tête une énorme Couronne;
Et dans ma Jalousie, ô mortelle Madone,
Je saurai te tailler un Manteau, de façon
Barbare, roide et lourd, et doublé de soupçon,
Qui, comme une guérite, enfermera tes charmes;
Non de perles brodé, mais de toutes mes larmes!

Das Gedicht «Une Charogne» ist bezeichnend für die Art, wie der Dichter in das Gefühl der Liebe das Bild der Vernichtung in der abstoßendsten Gestalt fließen läßt. Verbitterter als Hamlet, sieht er an einem süßen Sommermorgen mit seiner Geliebten ein verwesendes Pferd, und vor diesem Aas, das Mückenschwärme bedecken, vor dem ekelhaftesten Bilde der Auflösung, denkt er mit geheimer Wollust daran, daß auch einst die schöne Form des geliebten Leibes gleichem Los verfallen wird. Der Cynismus starker Naturen wird bei ihm zum

satanischen Ausbruch des Ekels, der gerne bei den abscheulichsten Bildern verweilt, um nur eine neue Sensation zu genießen, wie denn auch Viktor Hugo in bezeichnendster Weise an den Dichter schrieb: „Sie haben den Himmel der Kunst mit einem Strahl aus dem Totenreiche (macabre) ausgestattet. Sie haben einen neuen Schauer geschaffen!"

Wie bezeichnend ist dieses letzte Wort für den romantischen, ja für den modernen Genuß, welcher wie ein Rausch die Seele erfassen soll. Auch der Natur stand Baudelaire mit überfeinen Sinnen gegenüber. In seinen Naturbildern glüht und leuchtet alles, berauschender Duft legt sich auf die Sinne, und doch sind diese Gedichte die heitersten und reinsten der ganzen Sammlung, wie zum Beispiel:

La vie antérieure.

J'ai longtemps habité sous de vastes portiques
Que les soleils marins teignaient de mille feux,
Et que leurs grands piliers, droits et majestueux,
Rendaient pareils, le soir, aux grottes basaltiques.

Les houles, en roulant les images des cieux,
Mêlaient d'une façon solennelle et mystique
Les tout-puissants accords de leur riche musique
Aux couleurs du couchant reflété par mes yeux.

C'est là que j'ai vécu dans les voluptés calmes,
Au milieu de l'azur, des vagues, des splendeurs
Et des esclaves nus, tout imprégnés d'odeurs,

Qui me rafraîchissaient le front, avec des palmes,
Et dont l'unique soin était d'approfondir
Le secret douloureux qui me faisait languir.

Baudelaire besaß einen krankhaft feinen Geruchssinn, der die schwersten, fremdesten Düfte liebte; von ihm rührt der Ausspruch her: Mein Geist schwebt auf den Düften, wie der Anderer auf der Musik. Düfte regten alle Sinne bei ihm an:

La nature est un temple où de vivants piliers
Laissent parfois sortir de confuses paroles;
L'homme y passe à travers une forêt de symboles
Qui l'observent avec des regards familiers.

Comme de longs échos qui de loin se confondent
Dans une ténébreuse et profonde unité,
Vaste comme la nuit et la clarté,
Les parfums, les couleurs et les sons se répondent.

Il est des parfums frais comme des chairs d'enfants,
Doux comme les hautbois, verts comme les prairies,
— Et d'autres corrompus, riches et triomphants,

Ayant l'expansion des choses infinies,
Comme l'ambre, le musc, le benjoin et l'encens,
Qui chantent les transports de l'esprit et des sens.

Seine Lieblingstiere waren die Katzen, deren geheimnisvolles Wesen ihn lockte und zu mehreren Gedichten begeisterte.

Die Form der «Fleurs du Mal» ist von raffinierter Vollendung, von plastischer Schönheit, bald derb und brutal, bald von zierlicher, klassischer Einfachheit. Der Dichter liebte sonore Reime, klingende Worte, die einen halben Vers ausmachen, seltsame oder brutale Versanfänge, welche die staunende Aufmerksamkeit des Lesers wecken sollten; er schmiedete gleichsam seine Verse, indem er Ausdruck und Gedanken sorgfältig abwog; er suchte musikalische Wirkungen zu erzielen, mit einer durchaus plastischen Sprache, während unsere deutschen Romantiker das Stimmungsbild in Musik aufzulösen suchten. Die Worte hatten für ihn eigenen Wert und Duft, ja eine Seele, und er behandelte sie wie glänzend geschnittene Edelsteine, die ihren vollen Wert erst durch die kunstreiche Zusammenstellung des Juweliers erhalten.

Was die Jugend an diesem seltsamen Buche anzog, war vor allem das Moderne: denn für jedes Geschlecht, welches mit frischen Sinnen in das Leben tritt, ist es eine Hauptfrage, wie es sich zur Gegenwart, zu einer Welt voll reicher Eindrücke stellen soll. Der Wirklichkeitssinn stumpft sich meistens ab, wenn die fortschreitende Bildung und der bewußte Genuß angesammelter Geistesschätze, zu denen wir uns in ein bestimmtes Verhältnis setzen müssen, den kritischen Blick schärfen und ihm das innere Leben erschließen. Alle jungen Leute sind Modernisten, wenn sie nicht früh dem Zauber einer reichen Vergangenheit verfallen, die so vielen Menschen als das echte Reich der Poesie erscheint. Ich erinnere mich noch genau des Eindruckes, den die Fleurs du Mal auf mich machten: ich war zwanzig Jahre alt und las sie während des Sommers in einem großen Garten einer Großstadt. Ich trat mit einemmale in eine neue Welt: nicht die offenbaren Paradoxe, die gesuchten Bilder, die Pose des Poeten, der Hautgout dieser

kleinen, ziselierten Gedichte zogen mich an, sondern die frische Auffassung des modernen Städtelebens, die geheimnisvolle Stimmungsgewalt, die leuchtende Schönheit der Verse, deren unbestimmbarer Zauber an keinen anderen Meister gemahnt. Ich habe später den Einfluß dieser Gedichte auf andere junge Naturen beobachtet und gefunden, daß er immer stark und tief war. Das Buch wird ein Dokument bleiben für die Welt des zweiten Kaiserreichs, aus dessen Sumpfboden früher oder später solche Blüten aufschießen mußten. Es liegt eine fahle Atmosphäre über dieser Welt, wie an einem Herbsttage — Baudelaire liebte den Herbst, den Abend, den Oktober der Frauenschönheit — oder in einer heißen Sommernacht, in deren ungewisse Helle die tausend emporzuckenden Lichter einer Riesenstadt eine fahle Aureole werfen.

Indem Baudelaire den französischen Alexandriner spröder oder geschmeidiger machte, fühlte er gar wohl, daß dieser nationale Vers doch nicht genügte, um alle lyrischen Stimmungen der Seele auszudrücken; daher schreibt er: „Wer von uns hätte nicht, in den Tagen des Ehrgeizes, von einer wunderbaren poetischen Prosa geträumt, die musikalisch, ohne Rythmus und Reim, gelenkig und artikuliert genug wäre, um sich den lyrischen Regungen der Seele und den Bewegungen des Traumes anzuschließen.“ Aus diesem Bedürfnis des Künstlers, der in seiner eigenen Sprache kein genügendes Instrument besitzt, entstanden kleine Gedichte in Prosa, realistische Stimmungsbilder eines Dichters, welcher glänzende Eindrücke von der Natur empfing. Die marmorne Prosa dieser feinen Gebilde, worunter wohl ein Dutzend Meisterwerke, ist unübersetzbar; ich führe das dritte der kleinen Sammlung an:

Le confiteor de l'artiste.

Que les fins des journées d'automne sont pénétrantes! Ah! pénétrantes jusqu' à la douleur! car il est de certaines sensations délicieuses dont le vague n'exclut pas l'intensité; il n'est pas de pointe plus acérée que celle de l'infini.

Grand délice que celui de noyer son regard dans l'immensité du ciel et de la mer! Solitude, silence, incomparable chasteté de l'azur! une petite voile frissonante à l'horizon, et qui par sa petitesse et son isolement imite mon irrémédiable existence, mélodie monotone de la houle, toutes ces

choses pensent par moi, ou je pense par elles (car dans la grandeur de la rêverie, le moi se perd vite!); elles pensent, dis-je, mais musicalement et pittoresquement, sans arguties, sans syllogismes, sans déductions.

Toutefois, ces pensées, qu'elles sortent de moi ou s'élancent des choses, deviennent bientôt trop intenses. L'énergie dans la volupté crée un malaise et une souffrance positive. Mes nerfs trop tendus ne donnent plus que des vibrations criardes et douloureuses.

Et maintenant la profondeur du ciel me consterne; sa limpidité m'exaspère. L'insensibilité de la mer, l'immuabilité du spectacle, me révoltent . . . Ah! faut-il éternellement souffrir, ou fuir éternellement le beau? Nature, enchanteresse sans pitié, rivale toujours victorieuse, laisse-moi! Cesse de tenter mes désirs et mon orgeuil! L'étude du beau est un duel où l'artiste crie de frayeur avant d'être vaincu."

Was ist nun schön für Baudelaire? In seinem Tagebuch „Fusées" schreibt er: „Ich habe die Definition des Schönen, meines Schönen, gefunden. Es ist etwas Glühendes und Trauriges, etwas ein wenig Unbestimmtes, das den Mutmaßungen Spielraum läßt. Ich werde, wenn man will, meine Ideen auf einen sichtbaren Gegenstand anwenden, zum Beispiel auf den interessantesten einer Gesellschaft, auf ein Frauenantlitz. Ein verführerischer, schöner Frauenkopf ist etwas, das Träume von Lust und Wonne, aber in unbestimmter Weise, erweckt; das uns die Idee der Melancholie, der Müdigkeit, ja der Sattheit nahe bringt, oder auch die Idee des Gegenteils, das Verlangen nach dem Leben, verbunden mit einer zurückströmenden Bitterkeit, als wenn sie von Entbehrung oder Verzweiflung käme. Das Geheimnisvolle und das Bedauern sind ebenfalls Charakterzeichen des Schönen. Ein schöner Männerkopf hat, vielleicht in den Augen einer Frau ausgenommen, nicht nötig, die Idee der Lust zu wecken, welche in einem Frauenantlitz eine um so anziehendere Herausforderung, als es im Allgemeinen melancholischer ist. In einem schönen Männerkopfe wird sich auch etwas Glühendes und Trauriges, geistige Bedürfnisse, dunkel zurückgedrängter Ehrgeiz, die Idee einer grollenden, unbeschäftigten Macht und manchmal einer rächenden Stumpfheit (Glätte) — denn das Ideal des Dandy ist bei dem Gegenstand nicht zu vernachlässigen — manchmal auch, und

dies ist eines der interessantesten Charakterzeichen der Schönheit, das Geheimnisvolle und das Unglück ausdrücken, (damit ich den Mut habe, zu gestehen, bis zu welchem Grade ich mich modern fühle in ästhetischen Dingen.) Ich behaupte nicht, daß sich die Freude nicht der Schönheit einen könne; aber ich behaupte, daß die Freude eine ihrer gewöhnlichsten Zierden, indes die Melancholie gewissermaßen ihre glorreiche Genossin ist, bis zu dem Grade, daß ich kaum (wäre mein Hirn ein Zauberspiegel?) einen Typus der Schönheit begreife, in dem sich nicht die Idee des Unglücks ausdrückte. Gestützt auf diese Idee, Andere würden sagen, davon besessen, würde es mir begreiflicher Weise schwer fallen, nicht zu schließen, daß der vollendetste Typus männlicher Schönheit Satan ist, wie ihn Milton schuf." Baudelaire behauptete, es geschah zur Verteidigung R. Wagner's, es sei unmöglich, daß in einem großen Poeten kein Kritiker stecke, und führte als Beispiele Goethe, ja Voltaire an. Er schrieb formvollendete Aufsätze über die Malerei, über Delacroix und Constantin Guys, sowie über sämtliche Poeten seiner Zeit, nicht zu vergessen jene glänzende Brochüre über Tannhäuser, durch welche er die Freundschaft Wagner's gewann. Er glaubte an ein ewiges Element des Schönen, das jedoch im Leben nie rein auftrete, weshalb die Aufgabe des Künstlers darin bestehe, es aus seinen Verbindungen loszulösen; so ist denn auch die Mode, mit ihren sonderbaren, ewig wechselnden Launen, nur das unaufhörliche, ruhelose Tasten der Masse nach der Schönheit, als welche, um mit Stendhal zu reden, nichts anderes ist, als ein Versprechen des Glückes. Wir sind erstaunt, diese Ansicht des geistvollen Epikuräers im Munde Baudelaire's zu finden; aber sie gab seinem eigenen Suchen nach Glück und Schönheit, die er als sonderbarer Platoniker verehrte, eine bequeme Formel, welche ihm gestattete, sich einen Idealisten zu nennen. Er besaß den feinen, beobachtenden Blick des Städters für den sozialen Menschen, dem Gang, Mienenspiel, Gesten und Kleidung interessante Ausblicke eröffnen. Als Dichter hatte er das Recht, voller Widersprüche zu sein: bald meinte er, als Vergötterer der Moderne, die Helden Homer's seien nicht würdig, neben den Personen Balzac's zu stehen; bald ergriff ihn eine unsichere Angst vor allem Banalen und Alltäglichen des modernen Lebens, weshalb er der Masse das Recht absprach, über Kunst zu urteilen, da ein gebildeter Ge-

schmack überhaupt erst durch langes Studium erworben werden könne. Von den Schwankungen des Dichters, von seinem Rollenwechsel um des Selbstgenusses willen, von seinen inneren Erlebnissen und Entschlüssen, geben seine Tagebücher „Fusées“ und „Mon coeur mis à nu“ ein Bild, welches den Betrachter traurig stimmen muß. Wie so viele träge Menschen suchte er sich zu befreieu, indem er die Eindrücke des Augenblickes festhielt, sich nach Art der Künstler befreite; oder wollte er sich selbst befestigen, seinen Entschlüssen Kraft und Farbe geben, indem er sich den modernen Luxus des Tagebüchelns gestattete, in einer demokratischen Zeit, welche hastig, ohne Muße und aristokratische Würde leben muß? Ich habe in meinem Versuch über Rousseau zu zeigen gesucht, wie ein bedeutendes Individuum, welches am Eingang der neuen Zeit Jeden zur Betrachtung zwingt, recht eigentlich durch die historischen Verhältnisse zu einem Krankheitsphänomen wurde. Die französische Revolution hat dann vollends das Individuum entfesselt, aber auch zu gleicher Zeit das Reich der Mittelmäßigkeit begründet, gegen welches sich der geniale Geist, im Bewußtsein großer Gaben, wie im Durste nach unbeschränktem Lebensgenuß, kehren muß, um sich das Recht, nach eigener Weise leben zu dürfen, zu wahren. Der Haß der Romantiker gegen das Bürgertum, welchem Baudelaire aus Widerspruchsgeist zuweilen Weihrauch streut, ist keine vereinzelte Schrulle, sondern ging aus dem dunkeln Bewußtsein hervor, daß die moderne Gesellschaft, die sich natürlicher Weise erhalten will, nun einmal gewisse Naturen nicht dulden kann und darf. Die deutsche Romantik polemisiert so gut gegen die bürgerliche Gesellschaft, wie die französische, welche die Willkür des genialen Individuums beschränkt; — der Psycholog mag die geheime Unfreiheit, welche ein solcher Protest verrät, würdigen, auf das Bürgerliche in den Romantikern einen Schluß ziehen. — Wenn nun Baudelaire schon durch den Kampf mit der Gesellschaft seiner Heimat verbittert und verdorben werden mußte, so geschah dies in noch höherem Maße durch sein Bekanntwerden mit einer bestimmten Form germanischer Schönheit: ich meine die Dichtungen Edgar Allan Poe's, mit dem er viele Aehnlichkeit hat; er ist schwach und vergöttert den Willen, wie jener; er glaubt seine Begeisterung messen und leiten zu können, er liebt nicht die gesunde Schönheit, welche zum Leben, zum Zeugen reizt, sondern die kranke,

überreife, hysterische, herbstliche Schönheit; aber während der Germane Gestalten von übernatürlicher, geisterhafter Schöne und Reinheit, mit totkranken, bezaubernd tiefen Augen in dreifach gemeißelter Sprache schuf, findet der sinnliche Romane nur die Schönheit der Courtisane, und seine Phantasie wird grausam, ironisch, satanisch, das heißt romantisch im Superlativ. Jede Nation hat bestimmte Ansichten über die Poesie, in welchen einfach ihre innersten Bedürfnisse zum Ausdruck gelangen; ein Volk, welches Lafontaine, Molière und Voltaire als nationale Dichter schätzt und genießt, wird wenig Sinn für die Dichtungen eines Mannes haben, welcher die Schönheit verehrte, die eine andere Sprache redete und zu den feinen, wählerischen Geistern gehörte, denen die Stimmungen und Anschauungen des Mittelschlages, gelinde gesagt, unsympathisch scheinen. Baudelaire gesteht einmal in seinem Tagebuche, daß er sich unter den Franzosen langweilte, weil sie alle Voltaire glichen: „Emerson hat Voltaire unter seinen representative men vergessen: er hätte ein hübsches Kapitel schreiben können mit der Aufschrift: Voltaire oder der Anti-Dichter, König der Maulaffen, Fürst der Oberflächlichen, der Anti-Künstler, der Prediger für Thürhüter."

Und man glaube nicht, daß Baudelaire allein eine solche Ansicht hegte; alle Romantiker, die Naturalisten nicht ausgenommen, sprachen mit einer gewissen Verachtung von dem gallischen Nationalschriftsteller, gegen dessen Einfluß die großen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts gekämpft hatten. Den Utilitariern gegenüber fühlte sich Baudelaire zweifellos als höchst vornehmen Typus; und während das gebildete Bürgertum voltairisch gegen die Kirche gesinnt blieb, bewunderte er die katholische Kirche, die ihm, gleich vielen Aristokraten, eine aristokratische Anstalt schien, ausgestattet mit ewig junger Kraft der Organisation, wohl geeignet, der Menge den Gott zu vermitteln, welcher allein, meint er, nicht einmal der Existenz bedürfe, um zu regieren. Er glaubte an das Dogma der Erbsünde, das heißt, an die gänzliche Verdorbenheit der menschlichen Bestie, und so sehen wir denn in diesem Romantiker, welcher von den Söhnen Rousseau's abstammt, die Anschauung des Mannes der Natur ins Gegenteil umgeschlagen. Selbst der Genuß in der Liebe besteht, wie in seinem Tagebuch zu lesen, einfach in dem Bewußtsein, das Böse zu thun, und so

habe denn die Kirche die Ehe eingesetzt, um die Liebe zu desinfizieren. Man sieht, wie der Verfallzeitler alle Instinkte verhöhnt, weil ihn selbst der Ekel vor dem Leben erfaßt hat, weil er durchaus unfähig zum Leben ist. Neben der Grausamkeit finden wir denn auch die Selbstvergötterung, die Autoidolatrie, „welche die poetische Harmonie des Charakters erzeugt, die Fähigkeiten bewahrt und vermehrt und jene Ironie verleiht, die allen Dingen ein persönliches Aussehen und dem Selbstbewußtsein des Mannes die größten Genüsse gibt."

Als Dichter, welcher die höchste Erscheinungsform der Schönheit vielleicht in der Vergangenheit verehren muß, glaubte er nicht an den Fortschritt; der Mensch ist heute noch das gleiche wilde Tier, wie vor vielen hundert Jahren, mag sich auch der Kampf ums Dasein in den Schranken des Gesetzes abspielen. Ohne politische Ueberzeugungen und ohne Ehrgeiz, meinte er zuweilen: „die Räuber allein sind überzeugt; wovon? daß es nötig sei, Erfolg zu haben. Und so haben sie denn auch Erfolg."

Der Dichter nannte den Menschen ein anbetendes Tier. „Groß sind unter den Menschen nur der Dichter, der Priester, der Soldat; der Sänger, der Segnende, der Mann, welcher opfert und sich opfert. Der Rest für die Peitsche." Man kann das Leben Baudelaire's als verfehlten Versuch betrachten, die Identität zwischen Leben und Poesie darzuthun, ein Versuch, an dessen Gelingen der Dichter selber früh verzweifelte, um sich, als Romantiker und Reaktionär, in das Reich der Schönheit und des Glaubens zu flüchten, da ihm die Arbeit, das beste Heilmittel gegen das Leben, unmöglich war. Seine Poesie ist Kunstpoesie, seine Parole l' Art pour l' Art romantischen Ursprungs; er ist ein näherer Verwandter der deutschen Romantiker, als die Männer des Geschlechts von anno 30, welche noch nichts von der romantischen Ironie wußten, die frei über allen Gestaltungen des Lebens schweben soll. In Wirklichkeit gibt es keine Kunst um der Kunst willen: der Künstler, welcher an diesen Satz zu glauben wähnt, schafft die Schönheit für sich selbst, oder auch, um einem kleinen Kreise aristokratischer Mandarinen zu gefallen.

Wenn immer dieser Ruf erschallt, darf man sicher sein, daß die große Kunst wieder einmal im vollen Niedergange begriffen ist.

In keinem Lande gibt es, auch heute noch, so viele Bekenner der Stendhal'schen Glücksmoral, als in Frankreich, wo die bewußten Epikuräer, gar oft de grege porcorum, die liebenswürdigsten Ahnen aus den Zeiten der Blüte des nationalen Geistes verehren. Was ist der Charakter anderes, als die Art und Weise eines Menschen, das Glück zu suchen? Alle Moralisten des alten Frankreich waren, als enttäuschte Weltmenschen, im Grunde ihres Herzens Pessimisten; der tiefste aber jener Weltmann Chamfort, welcher zuerst den Groll des darbenden, armen Plebejers, der trotz aller Vertrautheit doch nie der Gleichstehende der großen Herren werden kann, in unsterbliche Sarkasmen gebannt hat. Baudelaire war Pessimist, ehe man die Werke Schopenhauers in Frankreich las: auch hier, in diesem Falle, haben Jene Recht, welche die Wahl eines philosophischen Systems von den leiblichen Zuständen herleiten und den Pessimismus als die Philosophie des Niederganges, du désenchantement, betrachten. Er schrieb an den seichten Kritiker Jules Janin, welcher sich erlaubt hatte, Heine als den Dichter des Schmerzes anzugreifen: „Sie müssen tief gefallen sein, um sich glücklich zu fühlen." Vom Mitleid jedoch wollte er, seiner trockenen, ironischen Natur getreu, nichts wissen. Als Ideale des Menschen verehrte er zuletzt — und hierin ist er Volk — den Heiligen, den Helden, der sich selbst bezwang; in seinem Tagebuch citierte er das Wort des großen, gottestrunkenen Pantheisten Emerson:

The hero is he, who is immoveably centred.

Vielleicht kamen ihm solche Stimmungen an Tagen, wo der Mann mit einem kräftigeren Geiste erwacht. „Kaum hat der Schlaf die Augenlider, welche er versiegelt hielt, verlassen, so tritt ihm die Außenwelt mit erstaunlicher Schärfe, in wunderbarer Klarheit der Umrisse, in wunderbarem Reichtum der Farben entgegen. Die geistige Welt eröffnet ihm Fernsichten voll neuer Klarheit. Der Mann, welchen diese Seligkeit unglücklicher Weise zu selten und zu flüchtig beglückt, fühlt sich zugleich mehr als Künstler, mit einem Worte, edler. Jedoch das Sonderbarste an diesem Ausnahmezustand des Geistes und der Sinne, welchen ich, ohne Uebertreibung, paradiesisch nennen darf, im Vergleich zu dem schweren Dunkel des Alltagslebens, ist, daß er durch keine sichtbare und leicht erklärbare Ursache hervorgebracht wird."

Der Natur des typischen Verfallzeitlers darf ein Zug des Mystizismus nicht fehlen. Er hatte ein Recht zu sagen: „Verachtet nicht die Feinfühligkeit eines Menschen, die Feinfühligkeit des Einzelnen ist sein Genie.“ Männer, wie der gastronomische Katholik Friedrich Schlegel, welche als Romantiker die Reaktion mit den Mitteln der Bildung zurückrufen wollten, besaßen doch wenigstens noch die naive Genußfähigkeit, welche den Willenskranken immer mangelt. Sainte-Beuve, welcher Baudelaire gar wohl zu würdigen wußte, schrieb einmal an den Dichter: „Sie haben Recht, meine Dichtungen gleichen den Ihrigen, ich hatte von derselben bitteren Frucht genossen, die innen voller Asche ist,“ ein bedeutsames Bekenntnis des mystisch sinnlichen Kritikers, welcher als großer Arbeiter endete. Vergleicht man den Pessimismus Baudelaire's mit den Schmerzensausbrüchen Byron's, Leopardi's, oder des kindlich genialen Musset, so erscheint er wirklich satanischer Art. Der Verfallzeitler hat andere Reiseeindrücke, als die Poeten, welche sich, um ein großes Schauspiel zu genießen oder Weltvergessen zu finden, in die Arme der Natur flüchten:

Nous avons vu des astres
Et des flots; nous avons vu des sables aussi;
Et malgré bien des choses et d'imprévus désastres,
Nous nous sommes souvent ennuyés comme ici.

. . . .

Pour ne pas oublier la chose capitale,
Nous avons vu partout, et sans l'avoir cherché
Du haut jusques en bas de l'échelle fatale,
Le spectacle ennuyeux de l'immortel péché:
La femme, esclave vile, orgeuilleuse et stupide,
Sans rire s'adorant et s'aimant sans dégoût;
L'homme, tyran goulu, paillard, dur et cupide,
Esclave de l'esclave et ruisseau dans l'égout.

Als Baudelaire längst die Sprache verloren hatte und einer seiner Freunde den Namen Wagner vor ihm aussprach, ging ein freudiges Lächeln über die mageren Züge des Todkranken: jedenfalls betrachtete er das Bekanntwerden mit der Wagner'schen Musik als das glücklichste Ereignis seines Lebens.

Wie viele feine Geister, die das Unglück haben, mit wenig Schöpferkraft in einer spätern Zeit geboren zu werden, litt Baudelaire an der Langeweile, und die Langeweile macht grausam, wie er in einem bekannten Verse gesteht. Er schwankte zwischen Spleen und Ideal, welche Worte den Titel des ersten

Teiles seiner „Fleurs du Mal“ bilden, als Märtyrer der Phantasie, als schönheitsuchender Heautontimorumenos, welcher alle Genüsse, alle Verderbnis, ehe er sie zu schildern wagte, selbst kennen lernen und sich nicht mit der geistigen Voraus-nahme der Dichter begnügen wollte. Als überbildeter Civilisationsmensch nähert er sich dem Barbaren. Chateaubriand, der aus unbefriedigtem Ehrgeiz wie Wenige am Leben litt und trotz seinem gewollten Katholizismus zuweilen satanische Aussprüche einer bitteren Lebensmüdigkeit wagte, ist ein Kind gegen Baudelaire, welcher sich selbst mit dumpfem, geheimem Schrecken beobachtete und fühlte, daß ihn der Wille zu verlassen drohte. Man wird dem sonderbaren Manne, welcher in der That ein Künstler ersten Ranges war, nur gerecht, wenn man ihn als Krankheitsphänomen einer angefaulten Kultur auffaßt: er paßte nicht in die Welt des zweiten Kaiserreichs, er paßte in gar keine Welt. Er war ein geistiger Zigeuner, wie es deren wohl viele geben mag in einer Gesellschaft, die das Individuum, die reifste Frucht am Baume der Welt, nicht brauchen kann, obwohl sie ihm, als dem Erben einer überreichen Vergangenheit, eine reiche und gefährliche Entwickelung zur Pflicht macht. Zur Pose gezwungen, kam Baudelaire den geistreichen und nüchternen Leuten als Charlatan vor, während der Hautgout seiner Gefühle die jungen, unreifen, eindrucksfähigen Köpfe berückte, so daß sie in der Corruption die Genialität erblickten. Viele wurden von dem Geiste des Meisters für ihr ganzes Leben gezeichnet. Der Mensch verehrt ja eigentlich nur, was er nicht ganz verstehen kann. Unter den «Fleurs du Mal» befindet sich wohl ein Dutzend unsterblicher Gedichte; von diesen gelten die marmornen Verse Theophil Gautier's aus den „Emaux et camées:“

Tout passe. L'art robuste
Seul a l'éternité.
Le buste
Survit à la cité.

Les Dieux eux--mêmes meurent;
Mais les vers souverains
Demeurent
Plus forts que les airains.





Zur Psychologie des 19. Jahrhunderts.

— — Ce siècle bourgeois!

Alfred de **Musset.**

1.

Ueber das Bürgertum. — Es ist jedenfalls eine bedeutsame Thatsache, daß das moderne Bürgertum zuerst im komischen Gewande in die Litteratur eintritt: nämlich in den Lustspielen Molière's, welcher geniale Bourgeois sich auf den Boden der triumphierenden aristokratischen Kultur stellte und von hier aus in diejenige Welt blickte, wo das Lächerliche seine Heimat zu haben schien. Man wird es natürlich finden, daß die geistvollen, übermütigen Söhne der herrschenden Kultur, das heißt in diesem Falle der müßige Hofadel von Versailles, den Vertreter des Mittelstandes als komisch empfanden, besonders aber, wenn dieser im Gefühl der erworbenen Reichtümer die Manieren und die Sprache der auserwählten Lebensgötter nachzuahmen suchte.

Diese Herren Sonntag, Dandin, Jourdain und wie sie alle heißen mögen, sind keine individuellen Charaktere, sondern einfach Bourgeois. Wir erfahren nichts von ihren genaueren Verhältnissen und von ihrer näheren Herkunft; aber sie besitzen die Feinheit, die Schlauheit, den Biedersinn, den gesunden Menschenverstand ihrer Standesgenossen, die, in der Erwartung einer größeren Rolle, ein gar heiteres Leben führen mögen. In dem Gegensatz zu der höfischen Kultur, an der sie keinen vollen Anteil nehmen konnten, verfielen sie dem Spott des Dichters, der allerdings die zahlreichen Tugenden des gesunden Mittelstandes hoch zu schätzen wußte. Ein Jahrhundert später hat sich der französische Bürger verändert; er führt äußerlich noch dasselbe Leben, glaubt noch an die Segnungen des gesunden Menschenverstandes, verheiratet seine Töchter nach der Väter Weise; aber er erkennt die herrschende Kultur an, indem er sich zu ihren Höhen erhebt. Alle diese glänzenden Littera-

ten des 18. Jahrhunderts sind wohl Vertreter der aristokratischen Kultur; aber sie sind hinaufgestiegen in das Reich der Anmut, Lust, Schönheit und Verderbnis, sie haben das Lachen der Götter gelernt, nicht ohne die üblichen Gefahren zu bestehen. Man lese doch den großen Menschenkenner Chamfort zwischen den Zeilen: das Ergebnis seines langen Lebens in den Salons, wo er, nach wildgenossener Jugend, den geistreichen Hofnarren, das heißt in diesem Falle den Philosophen, spielte, ist eine bittere Misanthropie. Der Mann, welcher den Ausspruch gethan, in der Welt müsse man täglich eine Kröte verschlucken, warf sich mit der Ehrlichkeit des Plebejers in die Revolution, worin er allerdings, was nicht verschwiegen werden darf, nur seinen ehemaligen Spottgenossen folgte. Ja, Ehrlichkeit war eine Haupteigenschaft der aufstrebenden Bourgeoisie, sowie, damit verbunden, ein tieferer Ernst, eine jüngere Begeisterung, kurz, ein größeres Maß der ungebrochenen Kraft. Robespierre, der Typus eines Bourgeois, war ehrlich, indem er an die Verwirklichung des „Gesellschaftsvertrags“ glaubte. —

Mit der Revolution gelangte das Bürgertum zur Herrschaft in Frankreich, aber erst nachdem der Aristokrat quand-même, der Kraftmensch Napoleon auf seinem Felseneiland gefangen saß. Der Aristokrat wird viel seltener sehnsüchtige Ideale in der Brust tragen, da er, von Zeit und Umständen begünstigt, die Hand nur auszustrecken braucht, um die seltene Frucht der Lebenskunst zu pflücken. Der Mittelstand aber will aufwärts streben, er kann am Ideal der Schönheit und der heiteren Lebensgestaltung vorübergehen, während er seinen Söhnen ein glänzenderes Los zu hinterlassen sucht. Was das deutsche Bürgertum des 18. Jahrhunderts anbelangt, so konnte es nicht im Gegensatz zu einer einheimischen aristokratischen Kultur komisch erscheinen; denn es gab keine solche Kultur, da der deutsche Adel, wenn er nicht von den Abfällen vom Tische gallischen Geistes lebte, zu den Armen im Geiste gehörte. So durfte sich der Mittelstand, aus dem die Professoren als die Träger der Kultur hervorgingen, als würdigen Vertreter der deutschen Bildung betrachten: auch heute noch sucht er vor Allem „gebildet“ zu sein, da er ja auch in den allermeisten Fällen gar nichts anderes sein kann. Das deutsche Bürgertum war nicht äußerlich vornehm, es besaß auch nicht die Anmut der Schönheit, die so hoch zu schätzen ist; aber es war glück-

lich in der Weise des Nordens. In der That, vor hundert Jahren gab es viel mehr Glück in Deutschland, als heutzutage, so sehr auch der freie Geist dies Glück verachten mag. In den beschränkten Kreisen, die in rüstiger Arbeit von der Not des Lebens unberührt blieben, herrschte ein sonniges Behagen, die Freude der moralischen Beschränktheit, die reine Herzensgüte, die sich zur innern Schönheit steigern konnte, die thränenselige Schwärmerei des beschränkten Blickes, der Glaube an den Adel der Menschen. Große Geister konnten es in dieser Atmosphäre nicht aushalten.

Goethe und Schiller suchten das Ideal ihres Lebens anders zu gestalten, sich über das Bürgertum zu erheben, indem sie seine Tüchtigkeit anerkannten und steigerten. Auch heute noch weiß das Bürgertum nichts mit unsern größten Dichtern anzufangen. Wenn das deutsche und das englische Bürgertum des 18. Jahrhunderts, von seinen Fürsten abgesehen, eines ruhigeren Daseins genoß, als das französische, welches notgedrungener Weise das Erbe einer reichen Kultur antreten mußte, so gleicht sich die europäische Bourgeoisie von heute in ganz erstaunlicher Weise: wir finden überall den gleichen engherzigen Geschmack, den Mangel einer festen Weltanschauung, die Unfähigkeit das Große zu verstehen und zu genießen. Die Aeußerungen eines hochgeschwellten Bewußtseins dürfen uns nicht darüber täuschen, daß das Bürgertum an seiner Zwischenstellung leidet. Im Kampfe um das Dasein ist es nicht schöner geworden. Es fehlt ihm vor Allem das sichere Gefühl, welches den Erben trägt, dessen Väter eine herrliche Kultur geschaffen haben. Auf seine Erhaltung bedacht, kann es nicht die höchsten Erscheinungen dieser Zeit in den Bereich ruhiger Betrachtungen ziehen; es fehlt ihm die freie Aussicht, sowie die Möglichkeit, seinen Horizont beliebig zu gestalten, ihn reich und schön zu machen. Es ist dem Arzte übermäßig dankbar, der den Finger an seine geheimen Wunden legt: — Ibsen.

Da es jedoch, als Mischkaste, über große Kräfte verfügt, so gelingt es ihm hie und da, einen adeligen Sprossen, einen Geistesaristokraten zu zeugen, der das Paradies betritt, in dessen Schranken ihm der Arzt Heilung versprach. Vielleicht ist es noch gar nicht an der Zeit, eine Psychologie des Bürgertums zu liefern; vielleicht gelingt es nur, auf einzelne Züge hinzuweisen, die trotz der gleichmachenden Bildung weiter be-

stehen werden. Jedenfalls ist auch das Bürgertum dem Pessimismus nicht entronnen; aber trotz seinem Entrüstungseifer glaubt es an das Glück dieser Erde, wenn auch in anderer Weise, als die siegessicheren Barbaren der Tiefe, seine geschworenen Feinde. Es hat die Romantik überwunden, es hegt keine Sympathie mehr mit den schmerzzerrissenen Titanen des Individualismus, welche, mit der gemeinen Wirklichkeit unzufrieden, irgend einen Himmel zu erstürmen suchten: der Eine mit leidenschaftlicher Phantasie und ungebrochener Kraft; der Andere mit müdem Herzen und sehnsüchtigstem Verlangen nach allesverzehrendem Genuß. Eigentlich konnten diese Männer nur in einer Gesellschaft gedeihen, die einen engen Horizont besaß und nicht wußte, was das Leben, zu dessen Herrschaft sie sich plötzlich berufen sah, bieten sollte und konnte. Der Bürger, welcher tagsüber einen niederen Beruf ausgeübt hatte, bedurfte der aufregenden Gefühle, der Rhetorik, der Kunst, um sich zu ergänzen, um sich zu täuschen! —

In einem Punkte begegnet sich das Bürgertum mit seinen Feinden: es glaubt an die segensreichen Wirkungen, ja an die Göttlichkeit der Wissenschaft; es ist, in Sachen des Geschmacks, konservativ geworden, und alle Konservativen sind vergeßlich, höchst vergeßlich. —

Die Bourgeoisie hat auch dem Adel, ja den Fürsten, ihre Weltanschauung aufgedrungen, ihr gehört das ganze 19. Jahrhundert.

2.

Wilhelm von Humboldt. — Das Vorurteil des Adels scheint bei den Menschen von heute erneute Bedeutung zu gewinnen, Dank den Männern der Wissenschaft, welche, aus bewußter oder unbewußter Abneigung gegen die französische Revolution, von der Theorie der Vererbung ausgehend, den Abkömmlingen edler Geschlechter die Thatkraft der Ahnen, die Fähigkeit zum Befehlen und zum edeln Gehorchen, imponierende Haltung, künstlerische Führung des Lebens zuschreiben, wobei sie selbst, obgleich sie diese gepriesenen Eigenschaften kaum besitzen, in der Erkenntnis glücklich und zufrieden sind: denn die Erkenntnis bietet Tröstung

für Alles, sie macht sogar dem Sklaven das Dulden leicht, weil er sich im Besitze dieser stets sich steigernden Leidenschaft König wähnen kann. In Wahrheit sprechen jene Kämpen des Adels, die, angesichts der immer gröber werdenden Halbbildung der Demokratie, einem geheimen Zug der Sehnsucht nach Schönheit gehorchen, von einer idealen Adelsfamilie, was bei Männern der Wissenschaft billigerweise in Erstaunen setzen muß.

Wie viele Familien gibt es, die sich im Laufe der Zeit stets rein und tüchtig erhalten haben, deren Ahnen alle hochbegabt waren und ihren Söhnen mit einer hohen Kultur auch eine unverminderte Thatkraft hinterließen, welche für eine lange Reihe von Geschlechtern ausreichen mag? In wie vielen Familien ist körperliche Schönheit ein stetes Erbteil, ohne eine gelegentliche Auffrischung des Blutes durch eine mehr oder minder verschleierte Mesalliance? Sehen wir nicht im Gegenteil, daß die Sprossen jener Familien, die sich ihres reinen Blutes rühmen, gar oft von banaler Häßlichkeit, ohne die Formen adeligen Anstandes, ohne Intelligenz und Willenskraft und vor allem unfähig sind, an die tieferen Probleme dieser Zeit heranzutreten? Liegt nicht eher der Gedanke nahe, daß jede Familie, wie jede Zeit, nur ein gewisses Kapital von Willenskraft und Geist zu verbrauchen hat, worauf allmählich ihr Verfall beginnt, wenn sie nicht, wie jede Kultur, auf irgend eine Weise mit kräftigen Barbaren auffrischende Verbindungen eingeht? — Und so mögen wir im Leben eines Geschlechtes kraftvollen, vielleicht etwas rohen Aufschwung, schönen Höhepunkt, mehr oder minder interessanten Niedergang, mit schmählichem Ende erblicken. Die schönsten Menschen werden in der Mitte stehen: in ihnen erscheint die rohere Kraft der Väter geadelt und gerundet; als glückliche Erben edler Formen, gesunder Instinkte, harmonischer Gaben, können sie, wenn sie vollends in eine Zeit allgemeinen Aufschwungs treten, glückliche Menschen werden, welche ein Erbe genießen, ohne von seinen Schätzen erdrückt, nach tausend Seiten abgeleitet und geschwächt zu werden. Die Leiden, unter welchen ihre Ahnen Erfahrungen gesammelt, sind verschwunden, die Sinne der Enkel sind scharf und fein, ihr Geist ist zum Erkennen, vielleicht sogar zum Schaffen angelegt. —

Goethe, welcher sein bestimmtes Ideal vom Edelmanne hatte, liebt es, in seinen Romanen tüchtige, gesunde Gutsbe-

sitzer zu zeichnen, die mit entschieden geistigen Neigungen Geschmack verbinden, ihre Zeit zwischen tüchtigem Wirken für die Gegenwart und der Gesellschaft und Kunst teilen und vielleicht dem höchsten Ideal des Gentleman entsprechen, der vor allen Dingen eine freie Stellung und würdige Vornehmheit besitzen muß, um sich in vollendeter Weise geben zu können. —

Es fehlte Goethe nicht an Vorbildern, sowohl in seiner nächsten Nähe als in einer reicheren Ferne, wie denn der Prinz de Ligne, der erste der Kosmopoliten, unter diese Glücklichen zu zählen ist, die nicht an ihrem Jahrhundert litten. Der Adel des achtzehnten Jahrhunderts, dem eine natürliche Blindheit angerechnet werden muß, hat überhaupt viele glückliche Menschen hervorgebracht, mochten sie nun Höflinge, oder Diplomaten, oder Landwirte, oder einfach Müßiggänger sein. Zu den Glücklichsten des achtzehnten Jahrhunderts gehörte auch der Freund unserer großen Dichter, Wilhelm von Humboldt, dieser harmonische Geist und edelste aller stoischen Epikuräer, der jedoch dem Gedächtnis der Nation gänzlich entschwunden zu sein scheint. Wie alle Männer seiner Zeit von Rousseau beeinflußt, kannte er doch nie die schwärmerische Natursehnsucht, den Sturm und Drang, welcher sich in unseren Dichtern zu schöner Kraft milderte. Der preußische Edelmann war frühe zu harmonisch, wenigstens für solche Geister, die den Menschen gerne beobachten mögen, wenn es in seiner Brust gewittert. Wie Rousseau, dem die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gehört, war er ein großer Egoist, aber ein schöner Egoist, während der Genfer der häßlichste aller Ichsüchtigen dieser Zeit überhaupt ist.

Während Rousseau so viel Staat als möglich will, verlangt Humboldt so wenig Staat als möglich in seinem Buch „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen." Da heißt es: „Der wahre Zweck des Menschen, nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt — ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste und unerläßlichste Bedingung. Allein außer der Freiheit erfordert die Entwickelung der menschlichen Kräfte noch etwas Anderes, obgleich mit der Freiheit eng Verbundenes, — Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch,

in einförmige Lagen versetzt, bildet sich minder aus.“ Mit dieser höchst bedeutsamen Stelle beginnt das zweite Kapitel des erwähnten, wenig gelesenen Buches.

Mannigfaltigkeit der Situationen! Und wer war leichter in den Stand gesetzt, sein Leben einzig um schöner Erfahrungen willen zu führen, als der Edelmann, welcher keine gemeinen Laster und Leidenschaften als geheime Fessel nachschleppte. Freilich droht dem Auserwählten die Gefahr, gar zu leicht Egoist zu werden, und da unsere Zeit, mit einer plebejischen Offenheit, nur diejenigen Männer achtet, welche das große Rad der Zeit vorwärts oder rückwärts drehen wollen, zerstören oder Fundamente legen, so läßt sich die Mißachtung oder gänzliche Vergessenheit begreifen, die dem geistvollen Liebhaber der menschlichen Psyche zuteil geworden: Denn ein solcher war der gebildete Diplomat und Gelehrte, wie seine „Briefe an eine Freundin“ beweisen. Wilhelm von Humboldt ist olympischer als Goethe, wenn man von der mangelnden Größe absieht. Was sich der Dichter durch ein arbeitsames Leben erwerben mußte, besaß Jener von Jugend an: reich, glücklicher Vater und Gatte, Würdenträger in einer großartigen Zeit, die eine Welt fallen und erstehen sah, glücklich in der Gesellschaft und in der vollkommensten Einsamkeit, schien er die verheerenden aber auch befruchtenden Leidenschaften kaum zu kennen. Er verstand die schwere Kunst, die Dinge ohne Uebereilung an sich herantreten zu lassen, um sie heiteren Blickes zu überschauen; er war ein Stoiker mit zärtlicher Phantasie, die ihn nie durch Sternenräume schleifte, in sein Menschenschicksal mit demütig glücklichem Sinn ergeben, ohne, wie die leidenschaftlichen Söhne des neunzehnten Jahrhunderts, nach dem Verhältnis von Schmerz und Lust zu fragen, welche Frage nicht nur von Feigheit, sondern auch von plebejischer Gemeinheit zeugt. Während aber die ähnlichen Bestrebungen Goethe's um eine harmonische Bildung und Ausgestaltung des Individuums der Nation, ja der ganzen Welt zum Segen gereichten, blieben sie bei Humboldt, von ihm selbst abgesehen, unfruchtbar: er war zu glücklich, und so mußte er denn sein heimliches Glück mit einer großen Vergessenheit erkaufen.

Vielen sinnlicheren Menschen, wie dem ehrlichen Grillparzer, der in seinem Capua der Geister um die verlorene Fülle der Jugendkraft trauerte, erschien er als ein ausgetrockneter

Gelehrter. Man hat den hochgesteigerten Individualismus Wilhelms von Humboldt sublim genannt, und nicht so ganz mit Unrecht; er wurde es aus einem Drang, den man verwerfen oder preisen mag: aus dem Drang nach heiter schönem Quietismus, aus dem vielleicht auch die Beschäftigungen des Gelehrten entsprangen: denn der Gelehrte steht der Vergangenheit gegenüber, in der nicht nur die Leidenschaften besänftigt sind, sondern auch schön erscheinen. In gewisser Hinsicht gehört auch das Kunstwerk zur Vergangenheit, es ist eine Macht, welche zur Bethätigung der Persönlichkeit drängt, sie steigert, aufreizt, Geist zu verbrauchen, ihr Leben in erhöhtem Maße zu genießen.

Humboldt war, wie Goethe, in allen Welten daheim; er genoß, um zwei scharfe Gegensätze namhaft zu machen, das alte Testament in eben solchem Grade, wie das neue Testament. Er war als Aesthetiker Kantianer: „Die Notwendigkeit eines reinen, von allen Zwecken entfernten Wohlgefallens an einem Gegenstande, ohne Begriff, bewährt ihm (dem Menschen) gleichsam seine Abstammung von dem Unsichtbaren, und seine Verwandtschaft damit; und das Gefühl seiner Unangemessenheit zu dem überschwenglichen Gegenstande verbindet, auf die menschlich göttlichste Weise, unendliche Größe mit hingebender Demut. Ohne das Schöne fehlte dem Menschen die Liebe der Dinge um ihrer selbst willen; ohne das Erhabene der Gehorsam, welcher jede Belohnung verschmäht und niedrige Furcht nicht kennt. Das Studium des Schönen gewährt Geschmack, des Erhabenen — wenn es auch hiefür ein Studium gibt, und nicht Gefühl und Darstellung des Erhabenen allein Frucht des Genies ist — richtig abgewägte Größe. Der Geschmack allein aber, dem allemal Größe zum Grunde liegen muß, weil nur das Große des Maßes, und nur das Gewaltige der Haltung bedarf, vereint alle Töne des vollgestimmten Wesens in eine reizende Harmonie. Er bringt in alle unsere, auch blos geistigen Empfindungen und Neigungen, so etwas Gemäßigtes, Gehaltenes auf einen Punkt Hingerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt, da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes, wie die Schätze des Wissens tot und unfruchtbar, ohne ihn

der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh und ohne erwärmende Segenskraft.“ Wie bezeichnend ist diese Stelle für das 18. Jahrhundert, für seine Vergötterung des Geschmacks, über den sich Goethe in seiner milden Weise lustig macht.

Madame de Staël, die immer Geist hat, sobald sie von der Gesellschaft spricht, meint zwar in ihrem Coteriebuch über Deutschland, der Geschmack in der Litteratur gleiche dem guten Ton in der Gesellschaft und gelte viel in den Ländern, wo man eitel sei und gerne sehe, daß er die Individuen der herrschenden Klasse verbinde und von den Andern abtrenne. Man sieht, für die Französin ist der Geschmack Konvenienz, für den Deutschen eine geistig sittliche Macht, deren Wesenheit der Philosoph bestimmen kann.

Wenn es Vorrecht des Adels — das Wort, wie billig, im allerweitesten Sinne genommen — bleibt, Geist zu haben und Geist zu verbrauchen, so übte Humboldt es im vollsten Maße. Madame de Staël nennt ihn einen der geistreichsten Leute aller Länder, wobei es jedoch geraten ist, das Wort Geist in deutschem Sinn zu nehmen, nicht als springenden Funken, sondern als klares Licht, welches nicht blenden, sondern erleuchten will.

War es Ahnung der kommenden Dinge, bewußte Abneigung gegen die französische Revolution, welche er, gleich vielen der Besten, anfangs mit Freuden begrüßt hatte, die ihm die Ruhe gab, die ihn in spröde Studien trieb? Als Vergötterer der Vernunft ist Humboldt ein representative man des 18. Jahrhunderts; wie nicht minder in seiner Ueberschätzung des Individuums, die ihm viele der modernen Staatsanbeter vorzuwerfen lieben. Wir thun am Besten, wenn wir seine maßvollen Werke als Ausdruck eines harmonischen Temperaments betrachten.

Als Edelmann, der nie gerungen und gekämpft, nie die Not des Lebens kennen gelernt hatte, war es ihm sehr leicht gemacht, sich selbst als Schauspiel zu genießen. Das Belauschen seiner Stimmungen, die Aufzeichnung seiner ruhigen Erlebnisse sind heiterster Art, ohne die Eitelkeit der Romantiker, wie ohne den Selbstekel der Litteraten, welche sich und Andere als Krankheitserscheinungen betrachten. Wilhelm von Humboldt ist der aristokratische Vertreter einer Bildung von der sich das deutsche Volk mehr und mehr entfernt: wer vermöchte heute noch „die feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, die

leichtsinnige Zierlichkeit bei ernsthaften und wichtigen" nachahmen? Noch ein anderer Zug dieser harmonischen Natur darf nicht unerwähnt bleiben: die Erinnerung an seine Gattin machte ihn zum Dichter, obwohl ihm sonst die reiche Schöpferkraft fehlt, die sein Leben in ganz anderer Weise für die Nation bedeutsam gemacht hätte. „Der also gebildete Mensch erscheint in seiner höchsten Schönheit, wenn er ins praktische Leben tritt, wenn er, was er in sich aufgenommen hat, zu neuen Schöpfungen in und außer sich fruchtbar macht." Dies hat er nur nach seiner Weise gethan, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß ihn die Zeitverhältnisse zwangen, seine Thätigkeit als Staatsmann früh aufzugeben.

3.

Joseph de Maistre. — Um einen genialen Reaktionär, wie den Grafen Joseph de Maistre, ruhig und gerecht zu beurteilen, muß man, neben den persönlichen Erfahrungen und großen Leiden des hervorragenden Mannes, vor Allem den Seelenzustand der Emigranten untersuchen: Eine höchst geistreiche Gesellschaft, der erste Stand, findet in dem Staate, dem er dienen könnte, keine Beschäftigung und wird, um nur das Leben erträglich zu machen und einen reich entwickelten Geisteshunger zu befriedigen, gezwungen, eine freche Schönheitskomödie zu spielen, trotzdem die Zeit furchtbar schwanger geht. Wenn nun auch die Mehrzahl der Glieder dieses Standes in größter Frechheit blind dahinlebt, so dämmert doch dem edleren Teil des Adels die Erkenntnis auf, daß eine Veränderung eintreten müsse; und in dieser Erwartung macht er am Vorabend der großen, langerharrten, oft prophezeiten Ereignisse sein Testament (les cahiers), in dem er seine Wünsche niederlegt. Die angenehme Hoffnung, daß auch in der neuen Zeit eine Aristokratie möglich sei, ja, daß sie reiner erhalten, dem Abenteurertum jeder Art verschlossen werden könne, verläßt ihn nie, bis in dem Augenblicke einer plötzlichen Begeisterung alle Bedenken, Vorsätze, Absichten schwinden und der vornehme Stand sich mit dem tiers état, dem aufstrebenden Bürgertum, vereinigt sieht. In Anbetracht der einzelnen löblichen Gesinnung und Tüchtigkeit, läßt sich denn

auch jenes Wort teilweise rechtfertigen, nämlich: daß der französische Adel seiner Privilegien nie würdiger gewesen, als in dem Augenblicke, da er sie in einem Anfall begeisterten Opfermutes von sich warf. Die Philosophie und eine unbestimmte Begeisterung hatte sie alle mit Blindheit geschlagen: sie hatten nie einen wirklichen Menschen gesehen, weil sie, seinen kargen Freuden und seinem Elend fremd, auf dem reinen Gipfel des Lebens thronten und in dem Menschen nur ein edles Wesen sahen, das, von Natur aus gut, nur der politischen Zustände und Schranken entledigt werden mußte, um in einem wirklichen Paradiese zu leben. Und siehe: aus den Männern, die das Evangelium der neuen Zeit mit reinstem Eifer predigten, wurden Tyrannen und Schreckensmänner, denen man sichere Konsequenz nicht abstreiten konnte. Man ermesse mit welch plötzlichem Entsetzen die heiter-leichtsinnigen Aristokraten in den bodenlosen Abgrund starrten, wie sie, ihrer besten, aufrichtigen Ueberzeugung beraubt, ein Blutmeer fanden, wo sie eine Paradiesesau zu betreten glaubten, und man wird einsehen, wie die Männer, die sie früher als Führer verehrt, ihnen nun als ausgemachte Schurken, ja, als leibhaftige Teufel erscheinen mußten. Die Spreu unter dem Weizen, das leichtfertige Volk flog allerdings in alle Welt auseinander, lebte und liebte mit seiner sorglosen Philosophie, tänzelte und witzelte, schimmlig gewordne Bonmots auf den Lippen, deren Attizismus die Barbarenhöfe nicht einmal zu würdigen verstanden, weil die geistige Atmosphäre von Paris, l'air ambient, fehlte. Diese Leichtsinnigen kehrten so klug zurück, wie sie ausgeflogen waren: blind, lächerlich geworden, ohne es zu ahnen, was doch einem echten Aristokraten unerträglich sein mußte. Und nun denke man sich einen überzeugungstreuen Katholiken, wie de Maistre, der jene reizende Welt nie betreten und als geistiger Franzose das Unheil aus der Ferne betrachtet hatte, einen streng religiösen Mann, der von Kindheit auf die Philosophie des 18. Jahrhunderts als Teufelswerk ansehen gelernt hatte, der jahrelang an den Folgen der Revolution litt, welche das Werk jener Philosophen ist, und man wird begreifen, wie er die Inquisition als Schutzmittel gegen die verhaßten Doktrinen ersehnen mußte. Die Revolution war dem Katholiken einfach eine jener häufig wiederkehrenden Empörungen Satans gegen Gott. Es ist übrigens müßig für uns, seine durchaus theologische Weltanschauung zu

widerlegen, zumal auch die Zeit und die Partei, die von ihm lebte, keinen Einfluß auf den Gang der modernen Wissenschaft und Kunst besitzt.

4.

Carlyle. — Jüngst las ich, nach langer Zeit, wieder einmal „The French Revolution“ von Carlyle, jenes gewaltsame, tiefe, bizarre Buch, welches ich in meinen Jünglingsjahren sehr bewunderte, und Geist und Charakter des seltsamen Predigers — Andere, seine Getreuen, nennen ihn Prophet — ist mir deutlicher geworden. Der ganze Carlyle ist vielleicht in dem kleinen Tagebuch enthalten, welches er, als junger Mann ohne bestimmte Aussichten, auf seinem armseligen Landsitze Craigenputtok führte, zur Zeit, da er noch nicht wußte, ob er seinem großen Selbstgefühl vertrauen durfte oder nicht. Unter diesen Aufzeichnungen finden sich alle seine Lieblingsideen: über die Goethe'sche Moral, welche die Kunst höher stellt, als die Religion, die Vortrefflichkeit des Schweigens, was ihn aber nicht hinderte, sein Evangelium in sechzig Bänden zu verkünden; hier bemerken wir seine allgemeine Religiosität, so wie den tiefen Schrecken vor der Unendlichkeit, und in höchst bezeichnender Weise schließt ein solches Blatt mit dem biblischen Worte: Νὺξ ἔρχεται, die Nacht bricht herein! Sie ist längst hereingebrochen für den keifenden Prediger in der Wüste, der sich, geistig genommen, von dem Honig und den Heuschrecken der deutschen Kultur nährte. Dieser Puritaner, den die klaren Geister und Verehrer der lateinischen Kultur Wirrkopf nennen, ist keine schöne Erscheinung, kein adeliger Mensch wie Goethe oder Wilhelm von Humboldt, kein Sonnenkind des Glückes und der heiteren Lebenskunst, aber interessant, geistvoll und zum Widerspruch reizend, weil er selber voller Widersprüche war, wie die Zeit, in der er lebte, auf eigenste Weise lebte, ohne dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen, obwohl die Gefahr dazu zu Zeiten nahe lag. „Die große Seele dieser Welt ist gerecht. Mit einer Stimme, so sanft wie die Harmonie der Sphären und doch stärker und ernster denn alle Gewitter, kommt diese Botschaft dann und wann aus dem hohlen Ge-

triebe der Dinge zu uns.“ Er bedurfte dieser Ansicht, um leben zu können. Sah er in dem Eintreten der französischen Revolution wirklich das endliche Walten der unerbittlichen Nemesis, und schrieb er sein Buch, welches sowohl Geschichte als Interpretation sein will, vielleicht nur, um die Wahrheit jenes oben angeführten Satzes zu beweisen? Wie aber hielt es die ewige Gerechtigkeit mit Friedrich dem Großen, den er doch nicht zu den höchsten Helden rechnen will, mit der Schöpfung Napoleon's, mit England? — An dem großen Prediger dürfte wohl niemand edles Maß, Harmonie, Schönheit der Zeichnung bewundern; er war ein gottberauschter Cyklop, oder auch ein nordischer Barbar, seiner innersten Natur nach ein Sohn frommer Puritaner, welche das höchste innere Leben durch die Tröstungen und Ausblicke einer strengen Religion genossen, Visionen des Schreckens und die geheimen Entzückungen des Gerechten gekannt hatten. Als religiöser Mann stand er der Poesie näher, als feinere Leute von Geschmack und Geist; aber er war, man vergesse es nicht, kein Dichter, wenn man von diesem leichte, glückliche Beherrschung der Form verlangt, sondern ein geistreicher Mann, der Volk genug geblieben, um eine geistige Autorität zu ertragen und aus seinen nicht zu zahlreichen Ideen vieles machen konnte, wobei ihm der Mangel jeglichen Sinnes für die Feinheiten reifer Kulturen wohl zu statten kam. Er besaß den Glauben an das Auserwähltsein einiger Männer, an die wunderbare Schrecklichkeit unseres Erdenloses, an die tiefe Bedeutung dieses Lebens, das wie eine Insel von zwei Ewigkeiten umschlossen ist. An einer solchen Weltanschauung, die man wohl poetisch nennen darf, besaß er einen steten Hinterhalt, von dem aus er die Menschen kaum zu achten brauchte: denn der grimme Prediger der Heldenverehrung war ein Misanthrop, der zuweilen an die Kirchenväter gemahnt, zumal auch er vor einer mürb gewordenen Kultur den blutigen Ernst einer Götterdämmerung predigte. Er war Meister der dramatischen Ironie, Meister des blitzenden Epithetons, des brandmarkenden Wortes, in einer Form, welche, allen Maßes spottend, mit den Jahren zur höchsten Manier ward. Wie sonderbar, wie fremd und lächerlich mußte diesem Puritaner die frivole, glänzende, übermütige Welt des Ancien Régime erscheinen! Mit welchem grinsenden Behagen betrachtete er die feinen, heuchelnden, lügnerischen,

knixenden, gepuderten Höflinge und Philosophen, den ganzen Karneval der überreifen Gesellschaft, die der Wirbelsturm der Revolution in alle Fernen oder unter das Messer der Guillotine wehte! Mit welchem Spott gedenkt er des historischen Gepränges in Versailles, der Hurenschaft des allerchristlichsten Königs, der Hoffnungen eines ausgehungerten Volkes. Νὺξ ἔρχεται! Carlyle war vollständig unfähig, einen Südländer zu verstehen; er hat auch Napoleon nicht verstanden, nicht zu reden von den Männern des achtzehnten Jahrhunderts, sei es nun Voltaire oder Diderot, die so gute Franzosen waren. Sein Mann war der Bauer Luther, den er im Grunde seines Herzens höher achten mußte, als Goethe, vor dem ihn seine Anbetung zwang, das Auge zu schließen, um die südländische Harmonie und Freiheit des Dichters nicht als Unmoralität zu empfinden. In einem Punkte war Carlyle wirklich Künstler: in der Verwendung der Kontraste, wie denn in seinem Riesenbild der großen Revolution die tiefsten Schatten mit gewaltsamen Lichtern wechseln, zur besonderen Freude aller Kenner jener Zeit, welche das grimme Gewoge zahlloser Gestalten in eigentümlichster Weise erleuchtet sehen.

Carlyle war Engländer durch und durch, kein freier Geist in unserem Sinne, begabt mit großem Verständnis für Thatsachen, wie er denn auch von der deutschen Philosophie nur äußere Formen annahm, zu seinem Vorteil, wie wir heute gestehen dürfen. Wie englisch ist nicht die Idee seines originellen Buches „Sartor Resartus", die geistigen Gewohnheiten, die Sitten nur als Kleider der Seele zu betrachten; wie englisch der Humor in jener Stelle, wo er, mit blitzenden Seitenhieben auf den Materialismus dieses Jahrhunderts, die Welt mit einem Schweinestall und die Menschen mit Schweinen vergleicht. Und wie neu war den Engländern die Idee einer Welt als sichtbar gewordener Geist, oder, wie es bei Carlyle heißt: „Die Welt gestaltet sich mir immer mehr als ein magisches Bild, eine wahre, übernatürliche Offenbarung, unendlich ernst, aber auch unendlich großartig. Wird es mir gelingen, etwas davon zu copieren?" Nun, niemand wird bestreiten wollen, daß ihm sein Vorhaben zum Teil gelungen ist. Man muß Carlyle, falls man ihn recht verstehen will, als Kämpfer gegen das 18. Jahrhundert betrachten, dessen Einfluß er jedoch, wie natürlich, nicht zu entrinnen vermochte, trotz des besten Willens

hiezu: man denke an Jean Jacques Rousseau. Der Gedanke der Heroenverehrung ist siegreiche Opposition gegen die mechanische Weltanschauung der Aufklärungszeit, die Empörung des germanischen Individualismus, die Forderung einer offenkundigen Stellung für die Auserwählten der Natur, die „heimlichen Kaiser" jeder Epoche, welche einzig und allein das Recht haben sollen, der Menge zu gebieten, sie zu führen, sie im Zaum zu halten. Wie so viele Geister, die man im übrigen getrost als seine Gegner ansehen mag — ich erinnere an den ironischen Skeptiker Renan und an Schopenhauer — war er nur der Gegner der genießenden, verkommenden Aristokratie, die von der Vergangenheit nur das Verachten gelernt zu haben scheint. Als praktischer Mann, welcher nicht müde wurde, Arbeitsamkeit zu predigen und das Recht des Einzelnen auf Arbeit zu fordern, ohne jede falsche Sentimentalität, — er stammte aus dem Volke — war er sich vollkommen klar darüber, daß es unendlich schwer halte, die geborenen Könige aus der knechtschaffenen Menge herauszufinden, zumal ihnen die Natur nicht die königliche Abkunft auf die Stirne geprägt, so daß sie jeder ehren könne. Sein Gott, wenn er, was man bezweifeln darf, überhaupt an ihn glaubte, war ein Gott für Engländer, das heißt für arbeitsame Leute, die Sinn für Poesie besitzen, aber von Zeit zu Zeit am Spleen leiden. Alle moralische Natur stand Carlyle höher als die intellektuelle: hierin war er Stockengländer. Er hat den Byronismus in England vernichtet, insoferne man eben eine Geistesrichtung vernichten kann, die wie ein Naturereignis, andern Naturereignissen folgend, über ein Europa in bangen Geburtswehen hereingebrochen war. Carlyle besitzt Sinn für das Häßliche und Erhabene, er ist, um es mit einem Wort zu sagen, ein pathetischer, moralischer Humorist, als Prophet kein reiner Zerstörer, sondern auch eine Art despotischer Aufbauer einer Welt, in der allerdings viele geistreiche, schöne Menschen nie und nimmer hausen möchten. Er gehört zu jenen Männern, die auf ihre Zeit wirken, indem sie ihr entschlossenen Mutes entgegentreten und die Anschauungen einer früheren Welt zu beleben suchen, wobei die Gewalt ihrer Persönlichkeit den Ausschlag geben mag. Die Menschheit bedarf auf ihrem dunkeln Gange bestimmter, immer zu erneuernder Formeln, faßlicher Losungsworte, — denn sie ist Menge — keiner Nüancen, wie sie die skeptischen Naturen lieben. Carlyle,

der gegen alle alten Formeln predigte, hat eine neue geschaffen, für religiöse Menschen, die jedoch mit zunehmender Kultur immer seltener werden. Immer wieder kehrt in den Mitteilungen des charaktervollen Mannes, dem die sonnige Heiterkeit des triumphierenden Geistes und, wie Spötter meinen, ein guter Magen fehlte, jener geheimnisvolle Gesang seines Meisters wieder, in dem es heißt:

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruh'n oben die Sterne
Und unten die Gräber.

5.

Die Präraphaeliten. — Ist die Vermischung der Künste immer ein sicheres Anzeichen, daß eine Civilisation reif ist für den langsameren oder schnelleren Verfall, welcher, gleich einem glühenden Sonnenuntergange auf dem ewig bewegten Meer, seine eigene Schönheit hat? Erzeugt jedes alte Zeitalter, welches nicht an der Ueberfülle verschwenderischen Willens leidet, immer jene geistigen Genußmenschen, die, in allen Welten heimisch, das Leben nur zu ertragen vermögen, wenn sie ihre wechselnden Stimmungen pflegen, als Stimmungsdilettanten, als Verehrer der Schönheit, insofern auch diese als Anreiz zum Leben dient, indem sie es mit einem seligschmerzlichen Schleier umgibt? Gibt es kein modernes Volk, das der Romantik, das heißt der Vergötterung der Vergangenheit entgehen kann, weil in ihr das bange Rätsel zwischen den zwei Geheimnissen, Geburt und Tod, in schöner Weise gelöst scheint, weil auf allem Thun und Treiben der Zauber der schmerzlich ersehnten Einheit, der Vollendung ruht, den wir kaum hie und da zu fühlen vermögen, wenn wir uns aus der Ferne betrachten, uns selbst als Schauspiel zu genießen? Ist es möglich, die erloschene Gefühlswelt alter Jahrhunderte wieder aufzuwecken? Kann ein Engländer, das heißt ein matter-of-fact-Mensch, welcher sein Glück im Comfort und einem würdigen Wirkungskreis erblickt, ein Romantiker sein, wie es die Deutschen oder auch die Franzosen waren?

Solche und ähnliche Fragen muß man sich stellen, wenn man die sogenannte ästhetische Bewegung in England aus wohlthuender Ferne betrachtet. Was sind Präraphaeliten? — Leute, die, sei es als Maler oder auch als Dichter, die Gefühlswelt der Zeit vor Raphael wieder aufleben lassen möchten, also eine Art Romantiker, welche, ohne religiöse Nebenzwecke, eine Kunst für Gebildete schaffen müssen. Eine Dichtergestalt wie Hölderlin, den Werther Griechenlands, gibt es wohl in keinem andern Schrifttum, weil kein anderes Volk so viel an seinem eigenen Geist und seinen Zuständen litt, wie das deutsche, das zu keiner Zeit die Wohlthat eines schönen Kulturerbes genoß. Aber Hölderlin, der sich nach einem traumhaften Hellas flüchtete, lebt nicht in unserem Volke, sein Hyperion ist vergessen, wie die Flamme der sehnsüchtigen Schönheit, die aus dem armen Dichterherzen emporschlug. Byron, der Abkömmling eines Normannen, litt nicht an Willensschwäche, wie die Romantiker und Pessimisten, sondern vielmehr an Lebensfülle, als herrschsüchtige Gewaltnatur, die nichts anderes verzehren konnte als sich selbst. Shelley, der feinsinnige, überirdische Utopist, glaubte an die Zukunft des Menschengeschlechtes. Wenn die Franzosen Byron romantisch nennen, so hängt dies mit ihrer Ansicht über den Romantismus im Allgemeinen zusammen, der sich, genau besehen, als eine künstlerische Vorliebe für das Exotische in jeder Form darstellt. Die Verherrlichung des Künstlertums, der übermütigen Ironie, der freien Willkür, in einer Welt, welche das geniale Individuum nun einmal nicht brauchen kann, ist allen Romantikern gemein, mögen sie in Deutschland oder Frankreich oder England leben, wo sich die Aestheten, um einen französischen Ausdruck zu gebrauchen, gern in einem goldenen Turm vor der Menge abschließen. Die demokratische Bewegung reizt die aristokratischen Geister, welche in behaglicher Ruhe zusehen wollen, wie die Woge geistigen Genusses in ihrem Innern verschäumt, zur Opposition: indem das hochbegabte Individuum zur Unthätigkeit gezwungen wird, muß es zum Phantasieschwelger werden, besonders in Zeiten, wo die Schöpferkraft eines Volkes zu erlöschen beginnt. Der Hofpoet Tennyson war zum schwachen Erben aller großen Dichter der Revolutionsepoche geworden: er dämpfte ihre Melodie und ihren Groll, er ziselierte ihre Form, er machte auch ihre Flötentöne noch weicher, er bezauberte Alt und Jung

durch den Anklang an die altgeliebten Melodien und einen raffinierten Geschmack. Aber Tennyson ist kein Anfang, sondern ein Ende.

Die Gründer der Präraphaeliten sind, was man nie vergessen darf, die Maler Dante Gabriel Rossetti, Holman Hunt, Milais. Unser Säkulum, das bürgerliche Jahrhundert, zeichnet sich durch einen allgemeinen Mangel an sicherem Geschmack aus: überstolz auf seinen historischen Sinn, welchen es teuer bezahlen muß, schweift es in allen Zeiten und Ländern umher, kostet alle Stilarten, die reifende und verfallende Kunst. Alte, müde Zeiten haben, gleich alten Wüstlingen, eine geheime Vorliebe für das Einfache, Unschuldige, Naive: Francia und Van Eyck werden höher gestellt als Tizian oder Rubens. Bei den primitiven Meistern finden die Feinschmecker eine unbeholfene Reinheit, einen unschuldigen, rührenden Naturalismus, altertümliche Strenge, bezaubernde Innigkeit, die in unserer Zeit immer seltener werden. Als Söhne einer schwächenden Kultur bewundern sie an jenen naiven Seelen, die unter dem Drucke einer ungeheuren Welt, im ewigen Bangen um das Heil ihrer Seele mager aber auch tief geworden waren, die Fähigkeit zur Ekstase, zur Vision, das heißt zum höchsten Genusse. Abgelebten Pessimisten erscheint der Heilige ja immer als beneidenswertes Ideal, zumal die Dummheit, welche bei dieser Form des Menschen unvermeidlich ist, im großen Seelenfrieden versunken scheint. Gegen Ausgang des Mittelalters waren die Menschen, die so lange in bangender Furcht dahin gelebt hatten, der tiefsten Gefühle fähig: Dante, der düstere verbannte Florentiner, unterlag zuweilen seinen plötzlichen Gefühlsausbrüchen.

Et caddi, come corpo morte cade,

heißt es in der divina commedia. Was die Technik der drei erwähnten neuerungssüchtigen Maler anbelangt, so hatten sie keine klassische Schule zu bekämpfen. Als sie jedoch zum Erstenmale ihre Bilder ausstellten, begegnete die Raphaelitic brotherhood der offenen Feindseligkeit des Publikums, welche sie zwang, das P. R. B., ihr Bundeszeichen, von ihren neuen Bildern wegzulassen. Das Publikum widerstand jedoch nicht lange: die aufopferungsfähige Begeisterung, sowie der strenge Idealismus der jungen Künstler, siegten nach kurzem Kampfe, um so mehr;

als die Ansichten des Kritikers Ruskin den ihrigen verwandt erschienen und auch die Poesie die gleichen Bahnen betrat. Ohne Sinn für die reinen, schönen Formen, verschieden von den Klassikern und Realisten, welch letztere nur ein Stück Natur bieten wollen, strebten sie vor allem nach dem Ausdruck: sie waren litterarische Maler, deren Bilder eine Erklärung verlangten. Taine, der Holman Hunt's berühmtes Bild „Das Licht der Welt“ sah, nannte es „einen Christus in der Nacht, mit einer Laterne“; die Engländer, als Christen, dachten an den Erlöser, der die Welt erleuchte. Wenn die Präraphaeliten strengste Beobachtung der Details forderten, so konnte man sie für einen Augenblick, aber auch nur für einen Augenblick — zu den Realisten zählen; allein im Grunde verlangten sie genaue Beobachtung der Physiognomie des Zubehörs. Sie sind Symboliker: wenn sie eine Venus malten, so war es nicht die nackte Jungfrau, die dem sonnigen Meer entstieg, um als Venus victrix die Welt zu beschreiten, auf deren Blütenthäler die Perlen ihres meerflutfeuchten Haares tropften; auch keine blühende Frau der Renaissance, sondern ein rätselvolles Weib, in dessen Augen ein Geheimnis dämmert, eine Venus, welche an dem Schmerz, der Angst der Jahrhunderte leidet; eine vergeistigte Liebesgöttin, wie sie ein Primitiver sehen mußte. Ein schweres, brokatenes Gewand umhüllte ihre spiritualisierten Glieder, und um sie herum lagen vielleicht symbolische Trophäen, Palmen und Leiern.

Die siegreiche Bewegung übte einen großen Einfluß auf das schöngeistige Publikum aus: die Frauen trugen ästhetische Phantasiekostüme, die edeln Phantasieschwelger verachteten das Volk; der amerikanische Maler J. N. Whistler erklärte in einer Konferenz zu London: Es gab nie eine Epoche der Kunst, es gab nie ein Volk, das die Kunst liebte! So betonte man, wie dies in allen alten Kulturen geschieht, die Selbstherrlichkeit des Individuums, indem man eine Kunst für Mandarinen zu schaffen suchte. Das romantische, abgeschmackte Treiben forderte die Satire heraus; Roman (Vernon Lee, Anne Brown) und Operette haben die ästhetische Gesellschaft lächerlich zu machen gesucht.

Die präraphaelitische Bewegung hat zwei bedeutende Dichter hervorgebracht: den schon erwähnten Maler Dante Gabriel Rossetti und Algernon Charles Swinburne. Rossetti ent-

stammte einer italienischen Emigrantenfamilie; sein Vater, einer jener Danteforscher, welche die divina commedia als den Ausbruch eines ketzerischen Gemütes betrachten, hatte sich wegen politischer Umtriebe im Jahre 1825 aus dem Neapel der Bourbonen flüchten müssen und in London eine Heimat gefunden. Seine Kinder sind alle Künstler oder Schriftsteller geworden. Dante Gabriel zog sich bald nach seinem ersten Auftreten in der Bruderschaft der Präraphaeliten, als deren Führer man ihn betrachtete, in die tiefste Einsamkeit zurück, dichtend und malend, für einen kleinen Kreis von Kennern, die den scheuen Künstler liebten und verehrten. Nur einmal, als er im Jahre 1871 seine „Poems and ballads" veröffentlichte, drang sein Name in die Masse, weil ein bornierter Kritiker seine Gedichte als Erzeugnisse der sinnlichen Schule (fleshly school) zu brandmarken suchte, was den aristokratischen Dichter zu einer Erwiderung veranlaßte. 1862 verlor der Dichter, nach zweijähriger Ehe, seine geliebte Gattin, Elisabeth Siddall; sein Leben ward von da ab noch einsamer. Er starb im Jahre 1882, kurze Zeit nach der Veröffentlichung des zweiten Bandes seiner Gedichte, die nun allgemeinen Beifall fanden, wie denn auch überhaupt sein Ruhm im Stillen groß nnd größer geworden war.

Man wird gut thun, diesen verschlossenen Dichter als ausgesprochenes Phänomen des Atavismus zu betrachten. Rossetti, welcher in englischer Sprache dichtete, war von früher Jugend an in der Welt Dante's heimisch, als eine primitive Seele, an der die Freunde die Fähigkeit zur Ekstase, zur bitterseligen Weltverschlossenheit, zum Versunkensein im Lichte der Visionen bewunderten. Abhold allem Lärm und Treiben des Tages, lebte er in selbstgewählter Einsamkeit dahin; kein neuer Dichter stand dem modernen Gedanken, dem ganzen lauten, demokratischen Jahrhundert so fern wie er, der nicht aus ästhetischer Laune seine Heimat in der Frührenaissance suchte. Doch, wenn seine Wahlverwandten in den stillen Werkstätten des 14. Jahrhunderts lebten, so trug er nicht den Himmel in der Brust, wie der große Mönch Fra Angelico da Fiesole: niemand, auch der größte Künstler nicht, trägt ungestraft die Last der Jahrhunderte. Die vielgerühmte Feinfühligkeit und leichte Erregbarkeit des modernen Menschen, welche ihm gestatten, die Kunstwerke der entlegensten Zeiten und Völker zu

genießen, sind in den meisten Fällen Anzeichen einer geschwächten Seelenkraft, eines Seelenhaushaltes, der die Einsamkeit, die zierliche Schonung, die scheue Abgeschlossenheit zur Pflicht macht. Solche Geister pflegen sich aus Instinkt abzuschließen. Rossetti war der Sproß einer feinen Rasse, ein Mystiker, dessen Auge sich an schönen Bildern freute, und so denkt er denn auch in Bildern: seine Poesie ist, kurz gesagt, malerisch. Er entlehnt für seine Bilder nicht nur das Gewand der alten Zeit, die naive Form, sondern er verschmilzt auch modernes und erloschenes Fühlen in seltsamster Weise, als Poet für Feinschmecker, welche gesuchte Bilder, altertümliche Formen, seltsame Vermischung des Ausdrucks lieben. Rossetti ist kein Lyriker im deutschen Sinne, kein Natursänger, aber auch kein Rhetoriker. Seine Muse gleicht dem „blessed damosel“, einer Gestalt auf Himmelsgoldgrund, die uns gleich am Eingang seiner Gedichte grüßt:

The blessed damosel leaned out
From the gold bar of heaven,
Her eyes were deeper than the depth
Of waters stilled at even;
She had three lilies in her hand
And the stars in her hair were seven.

Diese Heilige gleicht der Beatrix Dante's. Rossetti's Frauen, die aus dem goldenen Gitterwerk seiner altertümlichen, schmuckreichen Verse lauschen, haben alle eine bestimmmte Familienähnlichkeit, den stillen Mund, die gleichen friedensvollen Lider, das sonnige Goldhaar, und sie mahnen, daß wohl die Erinnerung an eine geliebte Frau die Hand des Dichtermalers beim Entwurfe dieser lieblichen Gestalten führte. Voller Anmut ist auch die sündige

Lazy laughing languid Jenny,
Fond of a kiss and fond of a guinea,

welche den Dichter mit tiefer Wehmut vor der unauslöschlichen Befleckung eines Menschenbildes erfüllt. Dieses Gedicht, welches dem Dichter viele Vorwürfe zuzog, hätte, wie mir scheint, ein richtiger Engländer gar nicht schreiben können: er wäre entweder, gleich Swineburne, sinnlich geworden, oder er hätte, aus respectability, den Stoff verschmäht.

Sein ganzes Heimweh, seinen tiefen Mysticismus hat der Dichter in einem Sonettenkranze verewigt, dessen Titel schon,

„das Haus des Lebens“, an Dante gemahnt. Da lesen wir zum Eingang:

A Sonnet is a moment's monument,
Memorial from the soul's eternity
To one dead deathless hour. Look that it be,
Wether for lustral rite or dire portent,
Of its own arduous fullness reverent:
Carve it in ivory or in ebony
As Day or Night may rule; and let Time see
Its flowering crest imperled and orient.

A Sonnet is a coin: its face reveals
The soul, — its converse, to what Power 'tis due: —
Whether for tribute to the august appeals
Of Life, or dower in Lowe's high retinue,
It serve; or, 'mid the dark wharf's cavernous breath
In Charon's palm it pay the toll to Death.

Hier, in diesen vollendeten Kunstgebilden, besonders aber in den Sonetten „Supreme surrender“ und „Nuptial sleep“ begegnen wir der keuschesten Sinnlichkeit, welche den englischen cant, wie billig, erbosen mußte. Diese Sonette sind ein reiches Lied der himmlischen Sehnsucht eines modernen Künstlers, der nicht den Frieden eines Primitiven, sondern den Schmerz dieser Zeit in seiner Seele trägt. Rossetti ist Platoniker im besten Sinn des Wortes. Ein moderner Geschmack mag sich von der ewigen Personifikation der Tugend, des Glaubens, der Leidenschaft abgestoßen fühlen, wie er auch diese ganze Dichtung als eine künstliche Blüte betrachten wird, deren seltsamer posthumer Duft die schlaffen Geruchsnerven einer Gesellschaft spannte, die, nach den Sternenflügen des Hohnes, des Spottes, der Begeisterung, mit glückseligmüdem Behagen in diese mystisch plätschernde Traumflut tauchte und in dem einsiedlerischen Dichter-Maler das Haupt einer ganzen Schule verehrte. Der Schmerz, oder, wenn man will, die Krankheit des Jahrhunderts hat in den Gedichten des anglisierten Italieners neuen Ausdruck gefunden. Darf man fragen, ob Rossetti glücklich war? Er lebte in der Gesellschaft der edelsten Geister, im Anschauen der reinsten Visionen, die er in doppelter Weise, als Maler und Dichter, genoß; als geistreiche Erscheinung des Niedergangs kannte er jene Wehmut der feinen Seelen, die sich von der unerschöpflichen Neugier abgewandt, welche wir als unser Glück betrachten; als edler Egoist, der keine überströmenden Kräfte

zu verschwenden hat, idealisierte er sein Leben, seinen Schmerz und seine Einsamkeit. —

Wenn Rossetti, im Allgemeinen genommen, als einheitliche Natur erscheint, als anziehendes Phänomen des Atavismus, so ist sein Freund Swinburne der kraftvolle widerspruchsreiche Angelsachse: Barbar und Verfallzeitler — jeder Decadent nähert sich dem Barbaren — halb Lateiner und halb Germane, radikal und gläubig, grausam uud sinnlich, eine fesselnde Gestalt des hochinteressanten, ja schönen Niedergangs. Algernon Charles Swinburne, der begeistertste Sänger der socialen Revolution, der Feind der Priester und Könige, der persönliche Gegner des alten Judengottes Jehovah, der ingrimmige Hasser des Christentums, welches das aphrodisische Heidentum besiegte, entstammt einer aristokratischen Familie, deren ursprüngliche Heimat Dänemark war. Er hat, als Sohn eines guten Hauses, jene englische Erziehung genossen, welche den begabten Boxer griechische und lateinische Verse schmieden lehrt, ohne ihm eine richtige Idee vom Geiste der Antike zu geben, wie es denn junge Engländer gibt, die irgend einen Poeten, zum Beispiel Catull, in- und auswendig kennen, obwohl sie nichts Bestimmtes über seine historische Stellung wissen. Swinburne darf als Typus jener räuberischen Geistesbarbaren gelten, die, bei unzweifelhafter Begabung, alle Kulturen ausplündern, die Formen Griechenlands so gut bewundern, wie das naive Gestammel ritterlicher Sänger, als Spätgeborene die zauberhaftesten Geheimnisse der Technik kennen und als unzufriedene Kosmopoliten marmorne Verse schreiben, deren Inhalt nur allzuoft im geistreichen Gegensatze zu der Form steht. Swinburne ist vor allem Kunstdichter, oder auch, wenn man mir dies Wort gestatten will, ein Wortdichter, der den schimmernden Wert eines schmückenden Beiwortes wohl zu schätzen weiß: sein Meister ist Victor Hugo, ferner Baudelaire, der, gleich ihm, die angefaulten Gefühle und seltsamen Geisteszustände liebt. Er ist ebenso gut im fallenden Rom, das jeden Tag auf einen anderen Genuß sinnt, wie in der herben Welt der Frührenaissance daheim; er liebt die Sprache des alten Testamentes, er hat, als verwöhnter Eklektiker der Form und des Geistes, alle Gefühle ausgekostet und gemischt, um sie in wundervoll ziselierten Bechern dem überreizten Gaumen seiner Zeitgenossen zu bieten. Er besitzt die feinsten Sinne, den raffiniertesten Geschmack, den

größten Fleiß, der aristokratischen Verachtung des Formkünstlers nicht zu vergessen, welchem die prächtigsten Verse gelangen, die seit Milton in England gedichtet worden; aber er besitzt auch jenen bornierten Glauben der Radikalen an die große Revolution, welche doch Leute seines Schlages an die Grenze führen würde, ohne sie vorher mit Rosen zu kränzen. Auch für ihn scheint die Poesie, wie für Gautier, dessen langweiligen Roman „Mademoiselle de Maupin" er „the golden book of beauty" nennt, in Gold, Marmor, Purpur, Glanz und Farben zu bestehen. Er ist grausam wie ein Barbar und wollüstig wie ein Verfallzeitler, der nicht mehr reagieren kann, dazu, in gewissem Sinne wenigstens, religiös, wie denn sein fanatischer Haß an den Grimm der Puritaner gemahnt, denen die südliche Form des Christentums verhaßt und dunkel blieb. Welch ein seltsames barbarisches Produkt ist nicht gleich das erste größere Gedicht seines berühmten Buches „Poems and Ballads": Laus Veneris, welchen Lobgesang der alte Ritter Tannhäuser im Venusberge singt. Der Dichter hat dem langen, zu langen Gedichte eine französische Version der Sage vorausgeschickt, welche Maistre Antoine Gaget in gar lieblich naivem Französisch in seinem „Livre des grandes merveilles d'amour" anno 1530 veröffentlicht hat. Eine glühende, erbitterte Sinnlichkeit bricht aus diesen ermüdenden Strophen, welche in langer Klage steigen und fallen, geschmückt mit allen seltenen Metaphern, die nur je in den Litteraturen aller Zeiten geblüht haben. Das ist nicht die grausam heitere Aphrodite, die lockige Göttin Homer's, welche, unter dem unauslöschlichen Gelächter der himmelsbewohnenden Götter, das lockere Abenteuer mit dem Ares bestand; das ist die schöne Teufeline des Mittelalters, die auf ihrem Zuge ins Exil an dem Kreuz vorüber ging, wo der Menschensohn hing, und alle Bitterkeit der Jahre kennt. Der Dichter, ein berauschter Rhetor seltenster Art, schwelgt in seinen Bildern: die Gräserwellen brechen aus in Schaum von Blüten; des Windes Füße schimmern längs der See; mit ihren Füssen tritt die Göttin die Weinkelter des Todes; ihr Lager ist voll Duft und traurigen Getöns, ihre Thüren geformt aus Musik und rings begrenzt von Seufzern und Lachen und Thränen. Noch glühender ist das Gedicht „Anactoria", eine Paraphrase der berühmten Sapphischen Fragmente:

Φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θέοισιν

und

Κατθάνοισα δὲ κείσεαι πότα, κωὐ μναμοσύνα σέθεν
ἔσσετ' οὔτε τότ' οὔτ' ὕστερον.

Die lodernde, aber gesunde Glut der Originale wird in diesem Gedicht von unerhörter Formvollendung zur fiebertrunkenen Gier, welche Grausamkeit und Wollust mischt, zur hysterischen Leidenschaft, welcher die einmalige Vernichtung des geliebten Gegenstandes bei weitem nicht genügt. Bald strömen die Verse dahin wie ein sprudelnder Waldbach, bald flüstern sie schmelzend und geheimnisvoll wie selige Musik in der Dämmerung. Da gibt es Verse, welche fast nur aus Vokalen bestehen:

And eyes insatiable of amorous hours,
Fervent as fire and delicate as flowers.

Der Dichter hat sich gleichsam an der Phantasie aller Dichter berauscht: bald zuckt es aus einem Verse auf, wie ein Entrüstungsblitz aus dem Haupte eines alten hebräischen Propheten; bald entzücken uns Bilder, wie bei Lucrez, wenn er vom Sommer und der Blüte der Frauen und der Jahre singt. Gleich einer phantastischen Welt von Blüten und Schlinggewächsen klettern die Bilder um den einfachen Stamm des Liedes, in unermeßliche Höhe, bis der Dichter endlich in die trunkenste Begeisterung des Pantheismus ausbricht, in herrlichste Verse, voll göttlicher Vollendung:

Blossom of branches and on each high hill
Clear air and wind, and under in clamorous vales
Fierce noises of the fiery nightingales,
Buds burning in the sudden spring like fire,
The wan washed sand and the waves vain desire,
Sails seen like blown white flowers at sea, and words
That bring tears swiftest, and long notes of birds
Violently singing till the whole world sings —
I Sappho shall be one with all these things,
With all high things for ever; and my face
Seen once, my songs once heard in a strange place,
Cleave to men's lives, and waste the days thereof
With gladness and much sadness and long love.

Anactoria (V. 268—280.)

Swinburne ist ein vollendeter Meister der Alliteration, die wir fast in jedem Verse bei ihm finden. Ueberall, mag er in seinen Dramen die griechische Form erneuern, oder in Maria Stuart das wohlbekannte fatale Weib schildern, ist er bewußter Orgiast der Phantasie und dichterischen Form, und so ist es denn nur natürlich, wenn er, mit zunehmendem Alter, zum Vergötterer der Form wurde und, als eine Art Liszt der Dichtung, Etuden, studies in song, schrieb. Wie so viele sinnliche Männer, haßt Swinburne das Geschöpf der Kultur, das Weib; seine Frauen haben, wie die Gestalten Rossetti's, eine gewisse Familienähnlichkeit: es sind schöne, prachtvolle Gestalten, von moderner, grausam überlegener Schönheit, herzlose Römerinnen aus der Verfallzeit, Schwestern Messalinen's, mögen sie nun Sappho, Phädra, Faustine oder Maria Stuart heißen. Ihre Mutter ist die Venus verticordia, welche ja die Phantasie der Präraphaeliten so oft versuchte; sie sind grausam wie die Naturgewalt, welche den Gedanken an die ewige Bosheit nahe legt, die, um mit Grabbe zu reden, das Weltall leiten soll. Swinburne gehört zu jenen modernen Geistern, die nur eine Schönheit anerkennen und genießen: die materielle Schönheit. Und doch ist dieser Virtuos, dieser schwelgerische Geistesaristokrat, ein guter Hasser, ein richtiger Angelsachse, dessen Ahnen jedenfalls die Bibel gelesen haben. Der Schönheitsenthusiast und Phantasieschwelger ist bis in seine Form hinein ein Mensch der Widersprüche: er besingt die soziale Revolution im raffiniertesten Virtuosenstil. Wenn Swinburne, der eine glatte Prosa schreibt, einen Dichter beurteilt, verfehlt er nicht zu bemerken, ob dieser ein guter Handwerker, workman, gewesen. Wenn wir diesen Maßstab an ihn selber legen, so erscheint er als der größte Sprachkünstler der englischen Litteratur und oft als großer Dichter.

6.

Ernest Renan. — Auch der berühmte Verfasser des „Leben Jesu" gehört zu den brüchigen Persönlichkeiten, die als überreife Früchte am Baume der Erkenntnis in den Herbst einer geistesgierigen Kultur herabfallen, welcher Herbst nur gar zu oft stürmevoll ist,

weil die Tage der sonnigen Anmut und füllespendenden Kraft längst vergangen sind. Der Psycholog mag sich allerdings glücklich schätzen, eine so seltsame, unfaßliche Natur gefunden zu haben, in der romanische Feinheit und keltische Weichheit, um nicht zu sagen Weichlichkeit, friedlich neben einander wohnen. Im Grunde seines Herzens ist dieser überlegene Ironiker Priester, Andere würden sagen Pfaff, geblieben, und den vornehmen, radikalen Geistern dieser Tage erscheint er vielleicht als Laienprediger jener oberen zehn Hundert des modernen Europa, welche sich rühmen, kein Vaterland zu besitzen, sondern in allen Welten daheim sein möchten. Welch ein seltsames, springendes, weibisches Wesen ist doch dieser Denker Renan, vom Gelehrten abgesehen, über den mir natürlicher Weise kein Urteil zusteht! Sollten diejenigen Freunde seines Geistes Recht behalten, die an ihm rühmen, daß es ihm allein gelungen sei, die beiden Geistesrichtungen des achtzehnten Jahrhunderts, den Voltaireismus und den Rousseauismus, zu verschmelzen? Mit feinsten Sinnen und größter Beweglichkeit des Geistes ausgestattet, fehlt ihm die Frechheit Voltaire's, welcher der Kirche als großherrlicher Satyr gegenüberstand, sowie die plebejische Kraft des neuen Menschen Rousseau; der ehemalige Seminarist liebt es, gewisse Dinge mit salbungsvollen Worten zu verhüllen, wobei er jedoch nicht unterlassen kann, durch ein lüsternes Augenzwinkern zu verraten, daß er mehr wisse, als er eigentlich vor zweideutigen Ohren sagen dürfe. Es gibt Menschen, die es nie verwinden können, daß ein herbes Geschick sie zum Bruch mit einer verehrten Vergangenheit zwang. Renan gehört zu diesen Menschen, die gar oft den Wahn hegen, sie müßten in der schwer erlangten Freiheit auch den freiesten Geist spielen, welche Rolle nun einmal nicht Jedem steht. Renan ist ein freier Franzose, der freieste, den es je gegeben hat, Montaigne nicht ausgenommen, welcher eine ganze reiche Welt in sich versöhnte. Renan hat gar keinen festen Standpunkt, sondern wechselt ihn, so oft es ihm von Nutzen scheint, seine aristokratische Weltanschauung in auffälliger Weise zu beleuchten. Er gehört zu jenen älteren, historisierenden Schülern Hegel's, die das Werden vergotten, um inmitten des Zusammenbruchs einer ganzen Welt eine feste Stätte zu haben; dabei ist es recht gut möglich, daß sie die Philosophie bald als kindisches, eitles absurdes Treiben, bald als höchstes Thun der Menschen be-

trachten. Vergessen darf nicht werden, daß in besagter Vergottung des Werdens auch die übermäßigste Eitelkeit ihre volle Befriedigung zu finden vermag, welche da sagt:

Est deus in nobis, agitante calescimus illo.

Renan glaubt, daß die Menschheit einem festen, wenn auch unbewußten Ziel entgegenstrebe, daß die Welt immer im Genie ihren jeweiligen Zweck erreicht habe und vollendet sei. Sie dränge nach Bewußtsein, und er selbst, der sich nicht mit Unrecht zu den geistreichen Leuten zählt, gibt in feiner Weise zu verstehen, daß der Gott in ihm schon ziemlich weit gediehen, zu einem hohen Grade der Bewußtheit gelangt sei. Er glaubt, als zärtlicher Schüler Rousseau's, an den Fortschritt, der sich durch die Kultur verwirklicht, deren Aufgabe es sei, überlegene Geister, Genies zu erzeugen, und hierin berührt er sich mit Denkern, die den priesterlichen, wissenschaftlichen Idealismus, vor Allem aber seine Verehrung der Meinungen als Naturgewalten verachten. Der große Mann ist der Mitarbeiter Gottes. Dieser Gott Renan's ist aber ein gar eigener Kumpan, und erscheint fast als ein durchtriebener, absonderlicher Sprosse der geistreichen Habenichtse des Ancien Régime, welche es sich im Jahrhundert der edlen Seelen und süßen Schwärmereien zur Aufgabe machten, de corriger la fortune. Um die Menschheit seinen Zwecken dienstbar zu machen, besitzt dieser Gott ein neulich erkanntes Mittel: nämlich die Illusion, deren Spiel wir am besten in der Liebe beobachten können, wie es Schopenhauer, den Renan gelesen und „gereinigt“, zur Genüge dargethan hat. Der Denker Renan kann es sich nicht versagen, dem Gotte Beifall zu spenden, indem er sich freut, den Betrug durchschaut zu haben; ja, er versagt dem Gott auch fürderhin nicht seine Mitwirkung, er fühlt sich als auserwählten, geistreichen Mitbetrüger, welcher über die dummen Philister lächelt (nicht lacht), die sich schön, frei, göttlich wähnen und doch nur Spielbälle eines modernen Gottes sind, der nur im Hirn eines Franzosen, welche stets die besten Tanzmeister geliefert haben, entstehen konnte. Renan ist überzeugt, daß die Tugend eine Täuschung ist; aber er rühmt sich seiner Tugendhaftigkeit, nicht ohne anzudeuten, daß er selbst im Banne angeerbter Sitten und Gewohnheiten dahinlebe. In einer öffentlichen Rede hat er selbst erklärt, daß er seiner bescheidenen Abstammung von

bretonischen Fischersleuten die reiche Kraft verdanke, welche ihn befähigte, nicht nur die ganze germanische Kultur aufzunehmen und — zu überwinden, sondern auch glücklich zu werden, insofern eben ein Ueberschuß an Lebenskraft das Glück der Heiterkeit verleihen könne. Dieser freie Mann, welcher die Nuance vergöttert und jede kühnere Behauptung durch ein vielsagendes und nur zu oft verächtliches Lächeln einschränkt, gleicht nicht nur im Aeußeren einem wohlbestallten Prälaten, mit seinen breiten Fettbacken, feinen Lippen und gepflegten Händen. Er ist ein guter Franzose geblieben, das heißt borniert als Mensch: nach dem deutsch-französischen Kriege schien es ihm geraten, das Land, dem er seine geistige Freiheit verdankte, zu schmähen und seine Nation höher zu stellen, weil sie berufen sei im Reiche des Geistes die Vollenderin zu spielen, feines Schnitzwerk, Spitzen, Elfenbein zu liefern, anstatt zu zeugen. Dabei war der Pfaffe so mächtig in ihm, daß er es sich nicht versagen konnte, dem alten Jehovah eines anzuhängen, weil er die Barbaren, die Philosophen der Granaten, begünstigt habe. Ernster als dieser ironische Ausfall ist eine Stelle in seinem Drama „L'eau de Jouvence" gemeint, wo ein philosophischer Deutscher die sklavische Gottergebung und Religion des Leidens predigt, während ein lächerlicher Gesandter in der Trunkenheit von Mord und Brand träumt. Von allen Gedanken, die bei den Franzosen großes Erstaunen hervorgerufen haben, ist kein einziger im Kopfe Renan's entstanden, sondern in Deutschland. Als Romane versteht es der Gelehrte ausgezeichnet, den Stoff zu ordnen, zu gruppieren, zu beleuchten, zu schmücken. Wenn die deutschen Gelehrten, welche selten die Kunst des Lebens verstehen, Edelsteinsuchern gleichen, so gleicht er dem Juwelier, welcher mit seiner Kunst den höchsten Ruhm erntet.

In der That, Renan ist ein großer Künstler der Form, sein Stil ist weich und schmiegsam, von klassischer Einfachheit und dabei voll versteckter Feinheit. Er ist ausschließlicher Geistesaristokrat und als solcher liebenswürdiger Zweifler, der sich selbst, wie erwähnt, einen glücklichen Menschen genannt hat, unbesorgt um den Neid der Götter, die sich allerdings zweimal besinnen mögen, ehe sie ihren ironischen Mitarbeiter mit düsteren Geschicken bedenken. Er hat aus seiner Verachtung der französischen Revolution, sowie der herrschenden Demokratie nie ein Hehl gemacht, wie er denn, allerdings vor 1870, den Aus-

spruch gethan, daß die französische Revolution als mißlungen anzusehen sei, weil sie das germanische Prinzip der Individualität vernachlässigt, das heißt, die Gleichheit der Freiheit vorgezogen habe.

Dieu ne se réalise point par la démocratie, lautet ein anderer Spruch des Weisen, der, als Kenner des Altertums, oft an die Ausfälle des verbissenen Aristokraten Theognis denken mag:

Νῦν δὲ τὰ τῶν ἀγαθῶν κακὰ γίγνεται ἐσθλὰ κακοῖσιν
ἀνδρῶν· ἡγέονται δ' ἐκτραπέλοισι νόμοις·
αἰδὼς μὲν γὰρ ὄλωλεν· ἀναιδείη δὲ καὶ ὕβρις
νικήσασα δίκην γῆν κατὰ πᾶσαν ἔχει.

Renan hält es für möglich, daß sich ein paar Wissende die Herrschaft über die ganze Welt aneignen können, in fernster Zeit, durch die Wissenschaft, welche ihnen die Mittel in die Hand gibt, die Welt zu zerstören und damit das wissenslose Sklavenpack in Zaum zu halten und auch fürderhin als Kulturmist zu verwenden. Als ausgesprochene Priesternatur hegt er eine tiefe Vorliebe für das Königtum als Hohepriesterschaft.

Nicht unerwähnt darf ein sinnlicher Zug dieser Natur bleiben, wie wir ihn gar oft bei ausgesprochenen Celto-Romanen wahrnehmen: „Ich glaube, so äußert er sich in seinem philosophischen Drama, L'Abbesse de Jouarre, daß die Liebe allüberall mit einer Sorte von Wut ausbrechen würde, wenn die Menschheit die Gewißheit erlangte, daß die Welt in zwei oder drei Tagen zu Ende ginge; denn, was die Liebe zurückhält, sind die absolut notwendigen Bedingungen, welche die sittliche Bewahrung der menschlichen Gesellschaft geschaffen. Vor einem plötzlichen und gewissen Tode würde die Natur allein sprechen; der mächtigste, ohne Aufhören gezügelte und gehinderte ihrer Instinkte würde seine Rechte wieder ergreifen; ein Schrei würde sich allen Herzen entreißen, wenn es bekannt würde, daß man sich mit vollkommener Rechtlichkeit dem mit so viel Anathemen umgebenen Baume nähern kann. Diese Sicherheit des Gewissens, auf die Gewißheit gegründet, daß der Liebe weiter kein Morgen blühe, würde Gefühle erzeugen, die das Unendliche in einige Stunden schließen, Empfindungen, denen man sich überließe, ohne das Versiegen der Quelle des

Lebens befürchten zu müssen. Die Welt würde aus vollen Bechern trinken und ohne Hintergedanken ein Genußmittel (aphrodisiaque) erlangen, das den Tod durch Wonnen brächte. Der letzte Seufzer gliche einem Kuß der Sympathie, dem All und vielleicht einem Etwas über dem Grabe zugeworfen. Man stürbe im Gefühl der höchsten Verehrung und während der vollkommensten Gebetshandlung." Hier will der Heide sprechen und einen Schlag gegen den Katholizismus führen, aber der lüsterne Priester verdirbt den Gegenstand mit seinen zitternden Händen. Hier spricht der Verfallzeitler, dem der Sinnengenuß auf alle Fälle etwas anderes ist, als dem Jüngling aufstrebender schöner Frühlingszeiten. Die französische Bourgeoisie, welche, wenn man den Litteraten glauben darf, nicht sehr moralisch sein soll, glaubte lebhaft protestieren zu müssen, als ihr anerkannter Sprecher, der sich gerne seines reinen Lebens rühmte, diese Vergötterung des sinnlichen Genusses predigte.

Was soll man von der Vergötterung des Philosophen Renan denken? Hat der französische Geist endlich mit frohlockendem Entzücken erkannt, daß ihm ein letzter, legitimer Sohn geboren ist, nach so langen Jahren, in denen er wider Willen dazu verdammt war, die germanischen Ideen nachzudenken, ein höchst mühseliges Geschäft? Sah er mit geheimem Behagen, wie dieser vollendete Tanzmeister des Geistes alle Schriftsteller seiner Zeit an feiner Höflichkeit der Formen, an zurückhaltender Grazie, an nie verletzender Schmiegsamkeit übertraf? Der Zögling der Priester und Germanen hatte bei den Barbaren nichts vergessen, er schätzte den Geist und noch mehr die Ironie über alles, er war voll zärtlicher Nachsicht gegen die Seelen, welche am Baum des Lebens noch nicht reif genug geworden waren, um in den Schoß seiner Kirche zu fallen. Renan ist kein Mann, sondern ein Hermaphrodit des Geistes, welcher das Vergnügen des seltenen Betrachters, seltene Geisteszustände zu finden und zu genießen, mit lächelndem Behagen, doch nicht in der Stille ausgenießt. Wenn man einen Mann will, der in allen Dingen sein Antipode ist, und den er, falls er der Wahrheit die Ehre gibt, hassen muß, so darf man nur Luther nehmen, den bornierten Bauern des unschönen Nordens, mit welchem die Weltanschauung des Mittelalters über den lebensherrlichen Süden der Renaissance siegte. Renan ist der einzige der neueren Franzosen, dem der Sinn für das Plastische, das

Wort im weitesten Sinne genommen, fehlt. Die bewegliche Natur des geborenen Dilettanten erlaubte ihm, sich in vielen Formen mit Glück zu versuchen: er hat feinsinnige Essays, seltsam flimmernde Dialoge und geistvolle Geschichtswerke, Sendbriefe und akademische Dramen geschrieben, letzteres ohne das geringste Stück von einem Dichter zu sein. Sein „Caliban" ist das bekannte Ungetüm in Shakespeare's Sturm und eine Personifikation derjenigen französischen Klasse — ich sage nicht Volk —, welche durch die große Revolution zur Herrschaft gelangte: das Ungeheuer wird, nachdem es einmal die Herrschaft an sich gerissen, zu einem ganz erträglichen Fürsten, welcher in den Marmorhallen, wo früher der weise Prospero träumte, das Leben ganz behaglich findet und nach und nach zum Aristokraten heranreift. Wollte Renan seinen Landsleuten ein Kompliment machen, oder einfach eine Thatsache feststellen? Vielleicht beides. Der französische Caliban hat nicht mit seinem Beifall gekargt, wenn der widerspruchsvolle Zauberer seine eingelernten Weisen ertönen ließ; er hat es ihm zur Ehre angerechnet, daß er die religiöse Krisis, die er in seiner Ueberschätzung der Kirche als sociale Macht zu hoch anschlägt, so heiteren Gemütes überstand. Will man diese dilettantenhaft reiche Natur mit einem kurzen Wort bestimmen, so mag man Renan den Priester als Freigeist erklären.

7.

Wenn man in Victor Hugo's geschwätziger Vorrede zu seinem mißlungenen Drama „Cromwell" Sätze liest, wie diese: „Aus der fruchtbaren Verbindung des Grotesken und Erhabenen geht das moderne Genie hervor. — Das Schöne weist nur einen Typus auf, das Häßliche hingegen tausend. — Es gibt weder Regel noch Muster; oder vielmehr, es gibt keine andern, als die allgemeinen Gesetze der Natur. — Der Dichter hat nur von der Natur, der Wahrheit und der Begeisterung Rat anzunehmen, wie Lope sagt:

Quando he de escrivir una comedia
Encierro los preceptos con seis llaves."

so muß man denken: Wie hart ist doch dem gallischen Geiste in der Dichtung die Darstellung des Lebens geworden; kein Wunder, wenn er sie im Romantismus nicht erreichte, da er, seinem innersten Hange folgend, die Einheit des Lebens trennte in das Erhabene und Groteske, eine höchste unkünstlerische Trennung. Man trägt eben nicht ungestraft spanische Stiefel, ganze Jahrhunderte lang, oder auch nur gestickte escarpins, um auf dem glatten Parkett des Hofes zierliche Verbeugungen machen zu können. Die Romantiker sahen das Leben in Form einer Antithese; sie selbst waren ja im Grunde eine solche, als Künstler in der zahmen Zeit des Juste-milieu. Victor Hugo besonders hatte die Manie der Antithese: viele seiner gelungensten Verse gleichen einer Schaukel, er war glücklich, wenn er an den Anfang einen Gott und an das Ende eine Bestie stellen konnte, oder umgekehrt. —

Ferner sagt man sich halb erstaunt beim Lesen des merkwürdigen Manifestes: aber diese modernen Naturalisten haben ja das Rüstzeug und die Parole der verhöhnten Väter gestohlen; sie wollen ja genau das Gleiche, vielleicht nur an Stelle des Grotesken das Häßliche, das viel häufiger im Leben zu finden ist, als die Schönheit. Auch die Naturalisten zerlegen die Natur: die Landschaft (das Schöne) ist der schöne Hintergrund, auf dem sich ihre Menschen des Mittelschlages bewegen. Auch die Romantiker glaubten die Naturwahrheit erreicht zu haben, weil sie eine andere Optik hatten. Soll man hier an die Meinung Jener denken, die behaupten, eine Doktrin sei nur so viel wert als die Persönlichkeit, welche sie bekennt? Was schlummert in der Seele jedes Romantikers? Ein unsichtbarer Durst nach einem großen Leben, nach verzehrenden Empfindungen, nach ästhetischen Genüssen, welche erschüttern, beseligen, in Aufruhr bringen? Was ist der Pessimismus der Naturalisten denn anderes, als dieser verhüllte Trieb nach Genüssen, nach Macht, nach schöner Freiheit?

8.

Ueber den Naturalismus. — Der eigentliche Vater des Naturalismns ist der kranke Plebejer Rousseau, auf den man immer und immer wieder zurückgehen muß, wenn man das

neunzehnte Jahrhundert verstehen will. Es gibt geistreiche Leute, welche, wenn sie vom Naturalismus sprechen, gern die spöttische Aeußerung zu thun pflegen: von Zeit zu Zeit wandle eben die Menschheit die Lust an, ihre partie honteuse zu zeigen, sowie kraftgeschwellte Naturen in ihren seltsamen Stunden, wenn sie, mit dem Sprichwort zu reden, der Teufel reitet, in Cynismen schwelgen, um ihre Natur auch einmal in einer andern Lage zu genießen. Diese geistreichen Leute haben, wie fast immer, Unrecht.

Der Naturalismus ist bei den allermeisten Schriftstellern eine Litteratur der Anklage, das Schrifttum der sozialen Bewegung, trotz seiner aristokratischen Natur. Diese äußert sich vornehmlich in der Wichtigkeit, welche das naturalistische Schrifttum den Einzelheiten des Lebens beilegt. Die Art, wie ein Mensch seine Zigarre hält, wie er blinzelt, wie er seine Nägel trägt, werden als bedeutsame Anzeichen eines Charakters aufgezählt. Doch, fragen wir, kann der geistige Plebejer die Bedeutung dieser Einzelheiten auch stets richtig würdigen, oder nur der Geistesaristokrat?

Die alte Litteratur war in mancher Hinsicht eine Stubenlitteratur. Sie ehrte vornehmen Sinnes jede würdige Ueberlieferung. Die großen Dichter der Vergangenheit entzücken durch den geistigen Gehalt, der in ihren Schriften ruht. Mit ihnen verglichen gehören die modernen Naturalisten, die Ankläger einer ziellosen Welt, zu den Geistig-Armen, selbst Ibsen nicht ausgenommen. Alle großen Vertreter des Naturalismus haben am Leben gelitten. — Wie sollten sie zu jener vornehmen geistigen Freiheit kommen, die wir nur bei den Glücklichen oder den allerreichsten Naturen finden!

Schon jene vielbesprochene Künstlerironie der Romantiker war ein Notbehelf für Schwachmatikusse, nicht die Ironie der freien, großen, starken Menschen, die sich im Besitze eines geistigen Erbes glücklich fühlen. Die Ironie der Naturalisten ist die des Leidenden, der weiß, wie alle Schranken des Lebens mit der Zeit morsch und mürbe werden, von selbst einfallen müssen.

Das Publikum des Naturalismus will fühlen, keinen Geist genießen: denn der Geist ist aristokratischer Natur. —

Dem Manne der alten Litteratur erschien der Mensch als Gott; dem Naturalisten, dem Sohne der Wissenschaft, ist er

ein Tier, das des Mitleids, nicht des Lachens würdig. Der Heros des Naturalismus ist die angefaulte Kulturbestie.

In jedem Naturalisten steckt ein schamhaft gewordener Romantiker.

Die Gesundheit ist unter Umständen langweilig. Krankhafte Zustände der Seele und des Körpers bieten dem Talent einen weiteren, vor allem aber neueren Spielkreis. Das Reich der Schönheit wird sich stets nur den Gesunden öffnen. —

9.

Honoré de Balzac. — Wie muß ein wohlbegründeter Stolz das Herz des französischen Litteraten schwellen, wenn er auf die Vergangenheit seiner Nation zurückblickt und den Einfluß wahrnimmt, welchen Seinesgleichen ausgeübt haben, als Zertrümmerer und Schöpfer einer ganzen Welt, die auch sein Schicksal bestimmt: wohl mag ein unauslöschlicher Durst nach Macht in ihm erwachen, wohl mag auch er sich berufen fühlen, einen ausgezeichneten Platz am Mahle dieses Lebens einzunehmen, welches nur noch einen stummen gleißenden Gott kennt: den Louis d'or. In der That, in jedem großen Schriftsteller steckt ein Tyrann, die Geistesaristokraten der Kunst um der Kunst willen nicht ausgenommen; er will herrschen, bilden, zerstören, aufbauen, sehen, wie sich sein Gedanke in Thaten verwandelt, zum Schwerte wird.

Gesetzt nun, ein hochbegabtes Volk, welches an einer reichen gealterten Kultur leidet, wird von seinem natürlichen Wege verdrängt, weil die Korruption so hoch gestiegen, daß es die alte Bahn verlassen, Zerstörer und Propheten finden muß; dieses Volk besitzt nicht jene gefährliche Fähigkeit der Aneignung fremder Ideen und Eigenschaften, wohl aber eine andere Gabe in hohem Grade: es kann den fremdeu Gedanken umbilden und langsam zu seinem Eigentum machen, lernen und doch national bleiben, so daß die fremden Erzeuger ihre Kinder, die Gedanken, oft nicht wieder erkennen, weil sie verjüngt in einem neuen Reize strahlen. Was geschieht, wenn ein solches Volk, auf den Trümmern der Vergangenheit von dem Mißtrauen der Greise erfaßt, bemerkt, daß die Zerstörung einer verdorbenen Welt im Grunde doch nicht die Freiheit gebracht, daß es an seinem alten Erbe weiter schleppen muß?

Es ist eine wohl bezeugte Thatsache, daß der französische Nationalcharakter seit einem Jahrhundert die größte Veränderung erlitten hat. Und wie sollte dieses anders sein: die Korruption im 18. Jahrhundert trat ein, weil ein ganzer Stand zum vornehmen Müßiggang verurteilt war, weil ihm nicht einmal die Möglichkeit einer ehrenvollen Dienstleistung offen stand, weil ihm zuletzt auch die Mittel fehlten, eine reiche vielseitige Erfahrung zu erlangen, die Menschen der verschiedensten Stellungen kennen zu lernen und jene Philosophie zu prüfen, welche den Menschen entweder als ein egoistisches Gesellschaftswesen oder ein ursprünglich gutes Wesen ansah. Die Revolution machte der Herrschaft des Geistes ein Ende und weckte die ursprüngliche Leidenschaft des Volkes; das Bürgertum trat das Erbe der geistvollen, verdorbenen Vergangenheit an, fiel aber, des Blutes und des Schreckens müde, einem Manne in die Hände, welchen man nur versteht, wenn man ihn als Phänomen des Atavismus betrachtet: als ein herrliches Stück Renaissance, als den geborenen Condottiere, den größten Realpolitiker mit Leidenschaften, die bei dem Volke der Tigeraffen, trotz seines Gebahrens während der Schreckenszeit, nicht zu finden waren. Dieser Mann, dessen Werk die schwächliche Restauration nicht zu zerstören vermochte, wurde das Ideal aller jungen, glänzend begabten Plebejer, welche glaubten, daß ihnen nur die Gelegenheit mangle, um eine glänzende Laufbahn zu vollenden. Mit Louis-Philipp bestieg das liberale Bürgertum den Thron: Erbe des napoleonischen Ruhmes, reich geworden durch die Revolution und seine unermüdliche Arbeit, kannte es kein anderes Ideal als das Gold.

Die bedrückten Kopien Napoleon's, die Männer mit unbändigen Leidenschaften, unverbrauchter Kraft und zügelloser Phantasie, konnten sich nicht heimisch fühlen in dieser Welt, welche mit dem alten Erbe auch die alte Korruption angenommen hatte. Napoleon verdanken es die Franzosen, daß ihre Phantasie plötzlich titanische Flügel entfaltete und die Enge ihres geistigen Horizontes zerbrach. Die Unterbrechung einer alten Tradition ist einerseits ein Glück, anderseits ein schweres Unglück für eine Nation, die sich unter keinen Umständen von der Vergangenheit los machen kann, wohl aber die Sünden der Väter bezahlen muß, wie sie die Früchte ihrer Thätigkeit genießt. Von dem Augenblicke an, wo das Gold Adels-

rang erhielt, konnte sich kein Strebender mehr mit der würdigen Armut des Edelmannes begnügen, er mußte nach Ueberfluß, nach Macht durch Gold geizen, und damit war ein neues Element zur Korruption gekommen. Und nun denke man sich einen armen, begabten Plebejer, voll Durst nach Macht und Genuß, nach Vornehmheit und Größe, der mit neidischer Bewunderung die unerhört glänzende Laufbahn Napoleon's verfolgt, der, getreten und gedrückt, furchtbar entschlossen ist, sich einen weithin sichtbaren Platz zu erstreiten, und wäre es auch mit allen Mitteln der Korruption, die, unter dem Deckmantel der Bürgertugend und Freiheit, Alle ergriffen! Ein solcher Mann war der Romanschriftsteller Honoré de Balzac. (1799 bis 1850.)

Taine nennt ihn einen verschuldeten litterarischen Geschäftsmann von Genie, ein Zweiter einen Cyklopen, ein Dritter einen Handlungsreisenden, und alle drei haben recht, insofern sie eine Seite dieser reichen Natur berühren. Balzac stammte aus dem französichen Bürgertum, (nach neuesten Forschungen soll sein eigentlicher Vater ein Landjunker aus der Umgebung seiner Vaterstadt Tours gewesen sein); seine Mutter scheint der Typus einer Französin des Mittelschlages gewesen zu sein, wie denn auch ihr Verhältnis zu dem berühmten Sohn an die Beziehungen gemahnt, welche gar oft in Frankreich zwischen Mutter und Sohn bestehen, der in jener seine treueste Freundin besitzt.

Im Jahre 1819 ging Balzac aus seiner üppigen Heimat — er war ein Landsmann Rabelais' — nach Paris, von der beschränkten Familie mit kargen Mitteln ausgestattet, um dort als Schreiber bei einem Advokaten zu arbeiten, in Wirklichkeit jedoch, um ein berühmter Mann zu werden; er schrieb, wie alle begabten Gymnasiasten, eine schlechte Tragödie, sowie ein Dutzend unlesbarer Romane, wurde endlich Buchdrucker, verlor als Geschäftsmann das Vermögen seiner Großmutter und geriet in Schulden, die ihn sein ganzes Leben lang drückten. Im Alter von dreißig Jahren errang er seine ersten Erfolge. Rastlos arbeitend, veröffentlichte er in der Zeit von zwanzig Jahren über hundert größere und kleinere Werke, und starb, auf dem Gipfel seines Ruhmes, im Jahre 1850, nach dreimonatlicher Ehe, in seinem prächtig eingerichteten Hause zu Paris, ein müder, abgetriebener Mann, der viel, zu viel geschrieben.

Balzac war durchaus ein Plebejer, obwohl er sich in den Tagen seines Erfolges gern zum Adel rechnete, dessen Einfluß und Stellung er reiflich überdacht hatte, und dessen schöne Frauen ihm als edelste Bilder weiblicher Anmut und Vollkommenheit galten. Er war klein von Statur, wohl beleibt, mit starkem Nacken, langen groben Haaren, sinnlichem Mund und kecker, feiner Beobachternase; er war nachlässig in seiner Haltung und schmutzig in seiner Kleidung, ein rastlos umhergetriebener Plebejer, dem Aussehen wie dem Geiste nach.

Seine Phantasie war titanenhaft, aber umnebelt, sein Durst nach Genüssen maßlos, wie sein Ehrgeiz; (auf die Degenscheide einer Statuette Napoleons hatte er geschrieben, er wolle, was jener mit dem Schwert begonnen, mit der Feder vollenden); sein Drang nach Glück, das heißt nach glänzenden schimmernden Eindrücken, der aller Romantiker; er bedurfte schöner Möbel, guter Bilder, einer reichen Umgebung, um schaffen zu können; während der Arbeit trug er, in sein Prunkgemach verschlossen, ein weißes Dominikanergewand, um die Hüfte eine goldene Venetianerkette, an der Schere, Federmesser und Papierschlitzer aus Gold hingen. Obwohl er im wahren Sinne des Wortes nie Muße hatte, fand er Zeit, Europa als Sammler zu bereisen, um in den alten Städten, oft mit großen Opfern, seltene Bilder, echtes Porzellan aus Meißen oder Sèvres, alte Schnitzereien aus Holz oder Elfenbein zu kaufen. Dabei belief sich sein Einkommen, nach den Zeugnissen seiner Freunde, auf nicht mehr als 12,000 Franken im Jahre, eine sehr geringe Summe, wenn man sich der Schulden und Luxusneigungen des wegen seiner Sinnlichkeit berüchtigten Mannes erinnert. Er besaß einen unerschütterlichen Glauben an sich selbst und durchaus nichts von jener klaren Schärfe und Trockenheit des Geistes, die der Mann von Welt rasch erwirbt; ohne alle Bildung, das Gegenteil eines geistreichen Skeptikers, hatte er viel und vieles gelesen, was in seinem Hirne sonderbare Blasen warf. Trotz seiner riesenmäßigen Arbeit, fand er Zeit, mit einigen geistreichen Frauen zu verkehren, welche er jedoch mit seiner reichen Phantasie in eine höhere, wenn auch nicht reinere Sphäre erhob. Bald brutal und namenlos eitel, als docteur ès sciences sociales, wie er sich in der Vorrede seines Sammelwerkes nannte, bald liebenswürdig zart, wie in seinen Briefen, verleugnete er nie und nirgends seine reiche, überströmende

Kraftnatur, die stets in Bewegung war und unerschütterlich an ihren eigenen Reichtum glaubte: er hielt sich zuletzt für ein allseitiges Genie, glaubte sich zum Staatsmann, Gesetzgeber, Philosophen berufen, und seine Freunde, welche seine blendenden Auslassungen anhörten, glaubten an seine Fähigkeiten, wenigstens für den Augenblick.

Er war von Natur und Schicksal zum Romandichter bestimmt: eine arme Jugend, in welcher er das glänzende Leben der Weltstadt mit gierigen Augen verzehrte; eine durchdringende Gabe der Beobachtung, die trüben Erfahrungen des Geschäftsmannes, welcher die Rolle des Goldes an sich selbst kennen lernte, Not und Bedürfnis des Standeslosen, in dem der Wille zur Macht ungebrochen gierte: Alles zwang ihm die grausame Feder des Romanciers in die Hand, welcher es nicht erlaubt ist, die Menschen einer korrumpierten Civilisation mit heitern Gebilden, mit sonnigen Idyllen, in denen gesunde, schöne herrische Menschen wandeln, zu erfreuen. Paris war seine Welt; gleich dem borniertesten Provinzler übersah er Gegenwart und Geschichte von seinem dunstverschleierten Horizonte aus, mit dem geheimen Behagen des Snob, welcher in einer vornehmen Welt Zugang findet, ihre glänzende Verdorbenheit mit wachsten Sinnen genießt und die Draußenstehenden verachtet. Er war in alle Geheimnisse der großen Kotstadt eingeweiht, er kannte ihre Launen, ihre Schäden, ihr Glück und ihr Elend; er atmete ihre Luft mit naivem Entzücken, mochte er sie auch, als sozialer Psycholog und angeblicher Arzt, un chancre fumeux, étalé aux bords de la Seine, nennen. Er hat das Leben der Provinz in zahlreichen Büchern, nach genauesten Studien und Reisen geschildert, es aber stets, als Pariser, arm, elend, beschränkt, öde, müde, ohne Freiheit und geistiges Leben befunden; ihm war nur wohl mitten im rasenden Leben der Großstadt, im verderblichen Mittelpunkte eines Landes, dessen Zentralisation sein Idol, der große Napoleon, zum erzenen Ring geschaffen hatte. Ohne moderne Bildung, das heißt, ohne historischen Sinn, glaubte er in der Kirche und im Adel, wie er ihn verstand, die Mächte gefunden zu haben, welche der herrschenden Verderbnis, in der ihm doch so wohl zu Mute war, Einhalt thun konnten. Er hatte viel über die Gesellschaft nachgedacht und der Adel erschien ihm als deren lebender Gedanke, als die ideale Vereinigung des Besten und Schönsten, welche

wohl den Verfall einer großen Nation verhindern könne. Er schätzte sich glücklich, zu diesen Auserwählten zu gehören, welchen die schöne Pflicht zugefallen, die fruchtbare Vergangenheit, vor allem aber die Kirche zu ehren, zu preisen, zu stützen. Wie viele Franzosen, verehrte er in der Kirche eine geniale Einrichtung, den Menschen, dieses unverbesserliche Tier, zu bändigen, zu verschönern, ja, wenn er sich einmal unterworfen, im gewissen Sinne frei zu machen.

Indem er die glückliche Wirksamkeit derselben in der Vergangenheit betrachtete, wobei der Künstlersinn des Romantikers wohl auch Befriedigung fand, schloß er auf die Zukunft; im übrigen besaß er über alle existierenden und nicht existierenden Dinge eine ausgesprochene Meinung, wie es sich ja auch für einen Mann von Genie geziemte, welcher sich berufen fühlte, Frankreich, wenn nicht ganz Europa, beglückend zu regieren. Wenn er den großen Künstler einen Oligarchen nannte, welcher ein ganzes Jahrhundert vertrete, so dachte er an sich selbst: denn gleich allen Romantikern wollte er ein Künstler heißen, obwohl er nicht die Gabe der schönen Form besaß und seine Werke vier oder fünfmal umarbeitete, ohne ihnen die Anmut einer vollendeten Sprache verleihen zu können. Die namenlose Geschwätzigkeit des Plebejers von zweifelhaftem Geschmack offenbart sich am deutlichsten in den Widmungen seiner Romane: hier verkehrt er mit dem Adel und den Künstlern, mit Musikern, Malern, Bildhauern, Dichtern, mit Herzögen und Edelfrauen, naiv glücklich über seine Bekanntschaften mit den Edelsten und Besten seiner Zeit.

Er kam zur rechten Stunde, als die französische Civilisation an der Krankheit zu leiden anfing, die heute ganz Europa ergriffen hat, um ihr sympathischer Schilderer zu werden. Er machte mit Bewußtheit aus dem Roman ein Kulturbild in einem dehnbaren Rahmen, in welchen man eine Welt von Geist und Beobachtung drängen, den man unter Umständen in ein Instrument verwandeln konnte, um damit Wunden zu schlagen oder zu heilen.

Als Mann ohne historische Bildung in unserem Sinne, war er in der beneidenswerten Lage, von der litterarischen Vergangenheit einfach absehen zu können, wie er denn im Freundeskreise gegen die „Heuchelei des Schönen," welches immer seltener werde, zu donnern pflegte.

Er besaß eine gewaltige Phantasie, er war ein Visionär, der seine Gestalten sah, an sie glaubte, bis zu dem Grade, daß er nicht wußte, wo ihr Leben anfing und das seine aufhörte; durch ein solches Zusammenleben seltenster Art kannte er Alter, Größe und Herkunft ihres Vermögens, ihrer mehr oder minder ruhmreichen Vorfahren und Familienverbindungen, ihre gesellschaftliche Stellung, ihre allgemeine und alltägliche Lebensweise, ihre Tugenden und Laster, ihre Lächerlichkeiten und Manien. Balzac versteht die Bedeutung der Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Umgebung, der Wahl einer Zimmereinrichtung, eines Luxusgegenstandes, eines Vergnügungsortes; er schildert aufs genaueste das Aeußere seiner Menschen, Haltung und Gesten, Kleidung und Nahrung, allerdings, da er die Details ohne Sichtung häuft, ohne seine Absicht zu erreichen, indem der künstlerische Eindruck ausbleibt. Er war weder ein Künstler des Stils noch der Komposition, er gehört zu den langweiligsten, ermüdendsten Schriftstellern; sein Stil, aller Einheit bar, ist bald abstrakt, bald gesucht, bald lächerlich aufgeblasen, bald künstlich einfach, ein geschmackloses Sammelsurium aller möglichen technischen Ausdrücke, bald romantisch, bald derb, bald formlos, bald plastisch. Und solcher Art ist auch sein Geist: die einzelnen Seiten seiner Romane funkeln von allgemeinen Gedanken, die in alle Gebiete leuchten, das Wesen seiner Welt erklären und den Genuß erhöhen; bald sind sie von prophetischer Tiefe, bald von fabelhafter Lächerlichkeit, Gemeinplätze des dummstolzen Philisters, welcher nie gelernt hat, seinen Gedanken in die Augen zu schauen.

Balzac fehlte, wie schon erwähnt die heitere Ruhe des gestaltenden Künstlers, dem nur das Seltene und Feine genügt, wie er es auch, im eigenen Interesse, der Welt mitteilen will. Der Grund, warum wir die Werke Balzac's immer wieder lesen, liegt in seiner Methode, im geistigen Gehalt seiner besten Schriften, in den Vorzügen seiner Schilderung. Er gehört zu den größten und zu den schlechtesten Schriftstellern und leider gar zu oft durch ein und dasselbe Werk.

Balzac liebte das Leben in jeder Form leidenschaftlich; als Dichter und Psycholog war er, wie billig, ohne die Moral des Philosophen und Politikers. Oft schlich er abends armen Leuten nach, wenn sie, vom Theater heimkehrend, von ihren kleinen und großen Sorgen und Leiden sprachen, um sich Sprache,

Gesten, Inhalt des Gespräches zu merken, und so ist es denn auch das niedere Volk seiner Werke, Dirnen, Wucherer, Gewürzkrämer, welche stets ihrem Stand gemäß sprechen und denken. Er war reich genug, um die einfachste Fabel interessant zu machen, aber auch romantischer Phantast genug, um Verbrecherromane gewöhnlichsten Stils zu schreiben. Doch auch seinen besten Romanen fehlt der freie Ausblick, die sonnige, klare Luft, mit einem Wort, die Gesundheit, welche man allerdings, wie man zugestehen muß, von dem Schilderer einer kranken Civilisation kaum erwarten darf. Zuweilen ist er leise parteiisch: als Städter betrachtete er die Bauern mit mißgünstigen Augen, ihre Verdorbenheit war ihm nicht sympathisch, wie die Korruption der schönen Sünderinnen in Samt und Seide, die er mit dem geheimen Behagen des Libertins schildert; doch finden sich in seinem Roman „Les Paysans“ die geistreichsten Ansichten über die Verhältnisse Frankreichs nach der Revolution, und wir verstehen, warum er sich, gleich vielen Andern, für einen Staatsmann halten konnte. Indem er seine Gestalten von einem Roman in den andern übergehen ließ, ein Verfahren, welches seitdem öfters nachgeahmt wurde, erreichte er eine Wahrscheinlichkeit, die man früher nicht gekannt hatte: einzelne seiner Gestalten, wie Rastignac, der Baron Nucingen, Vater Goriot, um nur einige zu nennen, sind Typen, die jeder Gebildete in Frankreich kennt. Ein Zug entschiedener Pedanterie, den wir bei dem vierschrötigen Romanschriftsteller wahrnehmen, verlieh ihm die Konsequenz, das riesige Gemälde einer ganzen Kultur zu vollenden; als echter Lateiner zerlegte er das ungeheure Gebiet in Felder, die er dann mit dem Fleiß des unermüdlichen Arbeiters gemächlich ausfüllen konnte: Scenen aus dem Leben der Provinz, dem Privat-, dem Pariser-Leben ꝛc. ꝛc. Die ganze Gesellschaft mit ihren zahlreichen Stufen lebt vor seinem Auge auf: Der witzelnde König (Ludwig XVIII.), die Minister, der Adel, die Deputierten, die Armee, die Magistratur, das Bürgertum von oben und von unten, die Bauern, das Proletariat, die Künstler und die Dirnen. Und Balzac kannte die Eigentümlichkeiten jedes Standes, seine Sprache, seine Weltanschauung.

Als Psycholog war er Franzose: was er nicht umgehen, nicht analysieren kann, läßt er liegen. Er hatte früh erkannt, welch ein besonderes Relief irgend ein Charakter erhält, wenn

er, von einer allmächtigen Leidenschaft getrieben, in das Leben bringt. Seine Helden, wenn man dies Wort überhaupt gebrauchen darf, mögen sie nun einfache Journalisten oder Ministeraspiranten sein, wollen mit allen Mitteln, um jeden Preis ein Ziel erreichen, mit einem Worte parvenir.

Von poetischer Gerechtigkeit ist in der „Menschlichen Komödie,“ trotz dem gelegentlichen Lob der Tugend, keine Spur zu finden: Balzac war unmoralisch wie die Natur, wie die Welt im Geheimen, die er als Dichter ohne irgend eine Nebenabsicht darstellt, wobei er denn des öfteren verletzen muß. Er selbst stellt in seiner Person den Typus einer verdorbenen Welt dar, als welcher er eine Mischung guter und schlechter Eigenschaften, sinnlich und genußsüchtig und doch nicht ohne Tugend erscheint. Sein Ebenbild mag man in seinen jungen Leuten suchen: sie sind, ganz wie ihr Vater, genußsüchtig, wollen gerne als Edelleute glänzen, haben Geist so viel sie können, als große Schwätzer, welche besonders ein Instrument des Emporkommens zu benützen verstehen, nämlich die Frauen. Zu seinen Lebzeiten herrschte die Meinung, welcher auch Sainte-Beuve beipflichtete, daß er es besonders verstanden habe, die Edelfrauen des schmollenden Faubourg zu zeichnen, und die Frauen selbst scheinen in den glitzernden Porträts ihr Ebenbild erkannt zu haben. Doch, mag man fragen, sind die Frauen in dieser Sache wirklich Richterinnen? Mußten sie nicht, als Verehrerinnen des Scheines und mäßige Liebhaberinnen der Wahrheit, den Schriftsteller schätzen, welcher allerdings ihre geheimsten Schwächen darlegte, sie aber auch wie Göttinnen behandelte?

Seine Edelfrauen sind die großen Zauberinnen, siegreich durch Körper und Geist, devot, wie es die Franzosen gern haben, welchen die Religiösität als Duft der weiblichen Seele erscheint; frech und überlegen, launisch und hochfahrend, beständig im Krieg miteinander lebend: Frauen, wie sie ein Plebejer in den glänzenden Rahmen träumt, in den er selbst von unten blickt. Ich füge das Porträt der Madame Langeais, einer seiner großen Damen, bei, um zugleich zu zeigen, wie er charakterisiert: „Sie war eine Frau mit künstlichem Wissen, in Wahrheit aber unwissend; voll gehobener Gefühle, jedoch ohne einen sammelnden Gedanken; die reichsten Schätze des Herzens im Gehorsam gegen die Konvenienz verbrauchend; bereit, der

Gesellschaft zu trotzen, aber zögernd und endlich durch ihre Skrupel in Künstlichkeit verfallend. Sie besaß mehr Hartnäckigkeit als Charakter, mehr Eingenommenheit, als Begeisterung, mehr Kopf, als Herz. Sie war über Alles Weib, und vor allem Kokette; noch mehr aber Pariserin. Sie liebte Glanz und Feste, ohne vieles Nachdenken; sie war von einer Unvorsichtigkeit, welche beinahe die Poesie streifte; von entzückender Frechheit, und doch demütig in ihres Herzens Grund; nach außen voll Stärke, gleich einem aufrechten Schilfrohr, aber bereit, sich unter einer allmächtigen Hand zu biegen. Sie sprach viel von Religion, aber sie liebte sie nicht, obwohl sie stets bereit war, sie als abschließenden Akt hinzunehmen. Sie besaß alle Fehler des Höflings und allen Adel der heranreifenden Frau, mißtrauisch und doch bisweilen gläubig vor allen Dingen . . .

Nichts war bei ihr gespielt. Diese Halb- und Ganzleidenschaften, dieser Anflug von Größe neben wirklicher Kleinheit, diese kalten Gefühle und warmen Aufwallungen waren natürlich und eine Folge ebensowohl ihrer Stellung, als der Aristokratie, welcher sie angehörte."

Balzac befriedigte sein Schönheitsbedürfnis, indem er diese halbwahren Gestalten schuf, welche ihm Lob, Anerkennung, ja noch süßere Gunst einbrachten. Er war, wie viele Dichter, in seine Frauen verliebt und überhaupt vor dem Ewig-Weiblichen ein echter Franzose, dem die Darstellung wirklicher Unschuld und Reinheit nie so recht gelingen wollte: seine tugendhafte Heldin, Madame de Mortsauf, schreibt ihrem Geliebten einen Brief, den eine so reine Frau nie und nimmer schreiben konnte. Er ist der Schöpfer der berühmten „Frau von dreißig Jahren", die bereits in den Spätsommer oder Herbst ihrer Schönheit und Entwickelung getreten, durch Leben und Leiden von süßer Reife geworden ist, das Leben kennt und das berückendste Glück zu bieten vermag, das heißt Liebe mit Leidenschaft. Balzac hat grobe Finger, er macht, um mit Taine zu reden, die Schönheit schmutzig und die Häßlichkeit häßlicher, und so ist es denn nicht zum Verwundern, wenn Frauen von zartem Geschmack und Urteil seine Werke unausstehlich finden.

Balzac, obwohl als Psycholog der strengen Zucht ermangelnd, ist größer als Naturalist, denn als Romantiker; sein Mystizismus, wie seine Theorien über den Willen als eine Art magnetischen Fluidums, war nur der Ausfluß eines reichen

Temperamentes, welches sich jede Form geistigen Luxus, ja geistiger Ausschweifung gestatten darf. In dem visionären Analytiker steckte ein naiv geschwätziger Charlatan, welcher unter anderem an die Uebertragbarkeit der Ideen glaubte. Er war eine Natur im Sinne Goethe's, ein Schauspiel für Solche, welche schöne Phänomene im geistigen und sittlichen Leben lieben. Er selbst stand mit dem unmoralischen Behagen des Südländers vor den Erscheinungen, glücklich, weil eine verdorbene Welt so viel reicher an seltsamen Käuzen und interessanten Krankheiten ist, als eine junge Welt voll lichter Schönheit und harmonischer Kraft. Er hat Laster geschildert, welche wohlerzogene Schriftsteller vor ihm in ernsten Romanen, abgesehen von den Schriften der Erzähler des 18. Jahrhunderts, nicht zu berühren wagten. Das innere Leben, welches ihn erfüllte und berauschte, war so mächtig, daß es zuweilen in seine Beschreibungen herüberströmt und sie wie mit rosiger Glut überhaucht. Aus dem berühmten Strauß in „Le Lys dans la Vallée", dessen Beschreibung Taine mit Entzücken erfüllt, ist später der fabelhafte Paradou Zola's geworden. Balzac, lange geleugnet und spät anerkannt, hat einen großen Einfluß ausgeübt: seine Methode wurde von geistvollen Schülern verbessert, die Form des Romans, wie er ihn geschaffen, als die des modernen Kunstwerkes gefeiert.

Taine steht nicht an, ihn als Psychologen, als Sammler von Wahrheiten über die menschliche Natur, neben den größten Dichter zu stellen. Balzac gleicht einem Vulkan, der Lava mit Gold untermischt auswarf: wir sind gezwungen, das Edelmetall zu suchen, ein mühsames Werk, besonders in den reinen Höhen der Dichtung.

Einige seiner kleinen Erzählungen, abgesehen von der mühseligen Form, welche manche Leute nicht ertragen können, sind kleine Meisterwerke, die man liest, ohne an Balzac als Schilderer einer mächtigen Civilisation zu denken. —

10.

Gustave Flaubert. — Wenn ein reichbegabtes Geschlecht irgend eine Richtung in Kunst und Wissenschaft mit größtem Eifer verfolgt, langen Widerstand erfährt und, um zu siegen,

vielfach übertreiben muß, so stehen seine begabten Söhne und Erben stets vor einem großen Problem: wie sollen sie sich zu den väterlichen Meinungen und Errungenschaften stellen, um den eigenen Schöpferdrang zu befriedigen, was thun, nm das ersehnte Neue zu schaffen, welches ihrem tiefsten Leben dauernd Gestalt verleiht. Der Reichtum des väterlichen Erbes, sein schwer errungenes Ansehen bei der Nation verbieten vielleicht in den ersten Jahren einer schmerzlichen Entwickelung die Empörung, weil die Aufgabe der Jugend in einer allseitigen Aufnahme besteht.

Die Reaktion gegen die Romantik in Frankreich begann schon in den vierziger Jahren, als die sogenannte Schule des gesunden Menschenverstandes zu Ansehen, wenn auch nicht zur allgemeinen Herrschaft gelangte. Während also in Paris das gallische Element seine Rache nahm, blühte der Romantismus in der Provinz und begeisterte die leidenschaftlichen Naturen, welche sich aus einer ruhigen Umgebung in die blühendsten, farbenprächtigsten Träume flüchteten. Zu diesen späten Sprossen des absterbenden Romantismus gehörte Flaubert, als Sohn eines berühmten Arztes, welcher dem höheren Bürgertum angehörte, im Jahre 1821 zu Rouen geboren. „Es ist mir unbekannt, von welcher Art die Träume der heutigen Gymnasiasten sind; die unsrigen waren von prächtiger Extravaganz — die letzten Ausbrüche des Romantismus, welche zu uns gelangten und, eingeengt durch die Umgebung der Provinz, in unseren Köpfen sonderbare Blasen warfen. Man war nicht allein Troubadour. Aufrührer, Orientale, man war vor allem Künstler. Die Arbeiten gefertigt und mit der Litteratur angefangen! Man verdarb sich die Augen durch das Lesen in den Schlafsälen; wie Antony trug man einen Dolch in der Tasche. Man ging weiter: Bar.. erschoß sich aus Weltekel und And... erhing sich mit seiner Halsbinde. Gewiß, wir verdienten wenig Lob; aber welcher Haß jeder Plattheit, welcher Aufschwung zur Größe." So schrieb der gereifte Mann in der Vorrede zu den Gedichten seines Freundes Bouilhet, und ohne Zweifel gedachte er mit heimlichem Bedauern der Zeit, wo er, als übermäßiger Romantiker, in einer steten Orgie der Phantasie dahin lebte und sich, wenn es nötig war, künstlich erhitzte. Er war eine naive Natur, gequält von ewigem Durst nach seltenen Gefühlen, die, nie gestillt, den Sohn des nüchternen Bürgertums tief

unglücklich machen mußten, zumal er, als überschwängliche Vorausnehmer, die Wirklichkeit stets unter seinen Träumen fand, wie er denn auch beim Besuch des Orients eine große Täuschung erfuhr. Er liebte das Kolossale, Unaussprechliche, Uebermäßige, Tolle; er schrieb als Jüngling an einen Freund: „Ich bewundere Nero; in diesem Manne gipfelt die alte Welt; Unglück über den, welcher nicht schaudert, wenn er den Suetonius liest. Ich habe jüngst das Leben des Heliogabal im Plutarch gelesen. Dieser Mann ist von einer Schönheit, die verschieden von der Schönheit Nero's ist: asiatischer, fieberhafter, romantischer, zügelloser; das ist der Tag des Abends, ein Delirium bei Fackelbrand; aber Nero ist ruhiger, schöuer, antiker, gesetzter, kurzum überlegener. Seit dem Christentum sind die Massen nicht mehr poetisch. Sprecht mir nicht vom Grandiosen der modernen Zeit. Da gibt es nichts, was die Einbildungskraft eines Feuilletonisten befriedigen könnte."

Der Jüngling, welcher sich in solcher Weise ausließ, war der Sohn eines nüchternen Mannes und lebte in einer poesiefeindlichen Umgebung, die ihn, wollte er seine Natur behaupten, zu Uebertreibungen reizen mußte. Ich füge einige andere Briefstellen bei, welche endgültig beweisen mögen, in welch hohem Grade der künstlerische Vollender des realistischen Romans Romantiker war.

„Ich habe wiederum die römische Geschichte von Michelet gelesen: nein, das Altertum macht mich schwindeln. Ich habe in Rom gelebt, das ist gewiß, zu den Zeiten Cäsar's oder Nero's. Hast du bisweilen an den Abend eines Triumphes gedacht, wenn die Legionen einzogen, Räucherwerk um den Wagen des Triumphators brannte, dem die gefangenen Könige folgten?

Und der Cirkus? Da muß man leben, siehst du, da nur kann man atmen, die Luft des Dichters, um die Brust zu füllen wie auf einem hohen Berge, daß Einem das Herz klopft. Ah, eines Tages will ich mich in Sizilien und Griechenland berauschen!"

„Der Untergrund meiner Natur ist, was man auch sagen mag, komödiantenhaft. In meiner Kindheit und Jugend liebte ich die Bretter maßlos. Vielleicht wäre ein großer Schauspieler aus mir geworden, wenn mich der Himmel in Armut geboren werden ließ. Auch jetzt noch ist es die Form, die ich

über Alles liebe, wenn sie nur schön ist und weiter nichts. Die Frauen, deren Herz zu glühend, deren Geist zu ausschließlich ist, verstehen nichts von dieser Religion der Schönheit, abgesehen vom Gefühl: sie müssen einen Grund und ein Ziel haben. Ich aber bewundere das Flittergold ebenso sehr, wie das reine Gold. Für mich gibt es in der Welt nur schöne Verse, wohlgerundete, harmonische, melodische Phrasen, schöne Sonnenuntergänge, Mondschein, farbige Bilder, antike Marmorstatuen und scharf gezeichnete Köpfe. Was darüber, ist nichts. Ich wäre lieber Talma gewesen, als Mirabeau, weil jener in einer Sphäre reinerer Schönheit lebte."

„Das Weib ist ein Produkt des Mannes: Gott hat das Weibchen geschaffen, der Mann die Frau; sie ist das Resultat der Civilisation, ein Kunstwerk."

Der Fall Flaubert ist mehr als interessant: er gestattet das Studium der Psychologie einer Doppelnatur, eines mürb gewordenen Romantikers, der das heißersehnte Glück nicht finden kann, weil er zwei Seelen in seiner Brust trägt. Flaubert war hoch gewachsen, wie ein Husar, blauäugig, blond, ein echter Normannensohn, scheinbar gesund wie ein derber Landbewohner, obwohl er, wie wir heute wissen, an der geheimnisvollsten aller Krankheiten, an Epilepsie, litt. Er fühlte sich nie so recht heimisch im Paris des andern Kaiserreichs; er sprach mit lauter, dröhnender Stimme, liebte schreiende Cynismen, war leidenschaftlich und ausschließlich in seinen Bewunderungen, welche vor allem den Meistern der vollendeten Form galt. Gutmütig, naiv, war er von einem legendären Haß gegen den Bourgeois besessen, den er in seiner Weise definierte: J'appelle bourgeois quiconque pense bassement. Die größte Zeit seines Lebens verbrachte er in seinem ererbten Landhause Croisset, in der Nähe seiner Heimatstadt an der Seine gelegen; er galt in der ganzen Umgegend als braver Mann mit einem Sparren, und die braven Spießbürger, welche seine bunten Kostüme anstaunten, zeigten mit Fingern auf ihn, wenn sie auf den Seinebooten an Croisset vorüber fuhren. Seine einzige Leidenschaft war die Litteratur; er liebte sie wie ein Eremit, wie ein Fanatiker. Aus gutem Hause stammend, hatte er nie den Mangel kennen gelernt; während seiner letzten Lebensjahre verlor er sein Vermögen; er starb an einem Schlagfluß, ohne seinen letzten Roman vollenden zu können.

Darf man den romantischen Realisten als Phänomen des Atavismus betrachten, als späten Abkömmling der Normannen, in dem die Abenteuerlust der reißigen Wärwölfe wieder auferwachte, um durch eine ungünstige Umgebung, sowie die vom Vater ererbte Neigung zu unerbittlicher Analyse, bedrückt und unterdrückt zu werden?

Flaubert besaß die Gabe der Beobachtung in hohem Grade, einen scharfen Verstand, bedeutendes Wissen und einen geschulten Geschmack, wenn es galt, die alten Größen der Litteratur zu beurteilen. Aber er gehörte zu jenen Unglücklichen, welche gar wenig zu heiterem Erfassen des Lebens taugen, weil sie sich überall und immer selbst beobachten, jedes heimlich werdende Gefühl belauschen und scheu machen und vor der Komödie ihres eigenen Lebens ein seltsames Gefühl wachsender Bitterkeit und zerstörender Ironie empfinden.

Er war unfähig zu lieben, und die reine Neigung, welche ein junges Mädchen dem blendend schönen Jüngling in rührender Weise entgegenbrachte, versetzte ihn in einen starren Schrecken. Eine Liebschaft mit dem erotischen Blaustrumpf Louise Collet, welche in den vertrautesten Beziehungen zu dem Philosophen des Wahren, Guten und Schönen, Victor Cousin, stand, zeigt ihn als sehr kalten Liebhaber: er schreibt zärtliche Worte, geistreiche Auslassungen über Kunst, Litteratur und Leben, Schriftstellerbriefe im wahren Sinne des Wortes. „Die beklagenswerte Sucht der Analyse erschöpft mich!“ Dies Wort löst das Rätsel dieser reichen und doch so kargen Natur, welche zu viel vom Leben verlangt hatte und ihre Wünsche nicht herabstimmen konnte, weil sie krank und keiner Heilung fähig war; denn der Romantismus ist in vielen Fällen eine unheilbare Krankheit, wie uns die Beobachtung so manchen Kindes des Jahrhunderts zeigen mag, welches, bei einiger Ehrlichkeit, über den weichlichen Pessimismus hinausgehen und, wie Flaubert, im grimmen Nihilismus landen mußte. Gefühl und Geist, Herz und Kopf befanden sich bei diesem hochbegabten Mann in stetem Widerspruch. Was konnte ihm das Bewußtsein nützen, daß die überlegene Betrachtung des Lebens, die Philosophie stets nur ein Erbteil der Aristokraten gewesen!

Indem er das beschränkte Leben der Provinz, den schreienden Größenwahn seiner Zeitgenossen, die steigende Wichtigkeit der mittelmäßigen Geister, das ganze mittelmäßige Schauspiel

Leben ohne Sympathie beobachtete, empfand er ein seltsames Gefühl der Befriedigung, welches ihn sein eigenes Elend als Vorzug ansehen ließ.

„Ich kenne keinen sittlicheren Mann, dem das Unmoralische mehr Freude machte, als Dir," pflegte der Dichter Bouilhet, welcher seinen Freund genau kennen mußte, zu Flaubert zu sagen. Dieser liebte die Dummheit bei Anderen, und die Häßlichkeit ihres Lebens gab ihm das stille Recht, seine innere Welt, welche er so teuer bezahlen mußte, höher und höher zu schätzen.

Es mag sonderbar scheinen, daß aus diesem Mann mit übermächtiger Einbildungskraft, mit absichtlicher Vorliebe für das Paradoxe, für große Schauspiele, für das Brutale und Gemeine, welcher das Altertum, verschieden von den deutschen Philologen, um seiner Unmoralität willen liebte, der Schöpfer des realistischen Romans wurde. Flaubert war, wie aus seinen Briefen hervorgeht, nicht nur der leidenschaftliche Bewunderer des Schönen um des Schönen willen, sondern auch der Verfechter ausschließlicher Objektivität, wie er denn Shakespeare, Cervantes, Rabelais über Alles liebte und Byron mit richtigem Gefühl in den zweiten Rang stellte. Rettete er sich vielleicht nur in die Objektivität, um seiner eigenen unharmonischen Persönlichkeit zu entrinnen? Verstieg er sich, im geheimen Gefühl der Furcht, vielleicht nur aus diesem Grunde zu dem Paradoxon, daß in der Kunst der erste Beste ein interessanterer Gegenstand sei, als Monsieur Flaubert?

Und doch schrieb er an seine Freundin, die George Sand: „Moderne französische Bourgeois zu schildern, stinkt mir sonderbar in die Nase. Und dann, wäre es vielleicht nicht an der Zeit, sich ein bißchen zu amüsieren, um dem Autor angenehme Stoffe zu ergreifen? Ich habe mich schlecht ausgedrückt, indem ich Ihnen sagte, daß man nicht mit seinem Herzen schreiben solle; ich wollte nur sagen, daß man nicht seine Persönlichkeit auf die Bühne bringen dürfe. Ich halte die große Kunst für wissenschaftlich und unpersönlich. Man muß sich durch geistige Arbeit in die Personen versetzen und sie nicht zu sich heranziehen. Dies ist wenigstens die Methode, auf die es hinausläuft. Sucht möglichst viel Talent, selbst Genie zu haben. Welche Eitelkeit steckt doch in der Poetik und Kritik."

Und doch hat Flaubert seinen Ruhm erworben, indem er

die Spießbürger der Provinz in meisterhafter Weise schilderte! Allerdings scheint es fast, als habe er seinen besten Roman mit geheimem Widerwillen verfaßt, mit der Absicht, sich selbst für die romantischen Orgien seiner Phantasie zu strafen, die nicht von der „Versuchung des heiligen Antonius“ loskommen konnte. Er selbst war langsam und schwerfällig wie ein Bourgeois, der in seinem Garten lebte und spazieren ging, aber als Halbgott dachte und die blutigen Cäsaren der Verfallzeit und die Tyrannei der alten Welt als schönste Aeußerungen des Menschentums verehrte. In seinem ersten Roman, an welchem er sechs Jahre schrieb, der berühmten „Madame Bovary“, fanden die Kenner alle Vorzüge der Balzac'schen Romane: getreue Lokalfarbe, das wahre Bild einer Ecke Frankreichs, allbekannte Typen: einen krautjunkerlichen Don Juan der Provinz, einen sentimentalen Jüngling, welcher sich den Magen an den Abfällen des romantischen Göttermahles verdorben; den aufgeblasenen, halbgebildeten Philister und Doktrinär, Voltaireianer, Atheist und Maulaffe, den berühmten Apotheker Homais; die junge Frau von dreißig Jahren, die durch eine feinere Erziehung in die Schar der modernen Deklassierten gerät; von den Nebenfiguren abgesehen, die ebenfalls mit unerbittlicher Wahrheit gezeichnet sind. Dieser ausgezeichnete Roman ist das Werk eines Künstlers, welcher allerdings, dem Zuge der Zeit folgend, nur Menschen des Mittelschlages darstellt, ihre Schicksale aber in der wunderbarsten goldenen Prosa erzählt. Kaum hatte er jedoch seinen jungen Ruhm genossen, so flüchtete er sich, unbekümmert um die Forderungen der erfreuten Zeitgenossen, in seine innere Welt. Nach erneutem sechsjährigem Schweigen veröffentlichte er sein Gedicht in Prosa „Salambo,“ eine Schilderung des alten Carthago zur Zeit der Söldnerkriege im Jahre 246. Hier war er in seinem Elemente: hier konnte er orientalische Landschaften, pomphafte Feste und Orgien, blutige Massenmorde, wilde Leidenschaften schildern. Die Aufgabe war von unendlicher Schwierigkeit, zumal Flaubert mit all seiner Phantasie fast gar keine Erfindungsgabe besaß. Salambo ist ein erzromantisches Buch; nur die Dekoration ist vollendet, während die Menschen Marionetten gleichen. Dies Gedicht in Prosa, welches den Höhepunkt einer kaum gekannten Civilisation schildert, ist in einer Sprache geschrieben, die an den Marmor gemahnt. Während das Pu-

blikum das seltsame Buch mit großer Kälte aufnahm, meinten Flaubert's Freunde, welche seine romantischen Träumereien und Schwärmereien kannten, man müsse ihn nach diesem Werke beurteilen, weil er sich darin ohne jeden Zwang gegeben, alle seine Mängel und Vorzüge verewigt habe.

Auch in der Folgezeit schwankte der Künstler farbiger Prosa, der oft tagelang an einer einzigen Seite arbeiten konnte, zwischen der modernen und der alten Welt hin und her.

In der „Education sentimentale" wollte er ein Gemälde des französischen Lebens zur Zeit der letzten Regierungsjahre Louis Philipp bieten, und man mag die „Geschichte eines jungen Mannes," wie der Untertitel lautet, als künstlerisches Selbstbekenntnis eines Mannes betrachten, welcher die Forderung einer ästhetisierenden Jugend, das Leben als Kunstwerk zu genießen, in ironischer Weise verdammt. Die französische Ironie ist grausamer, als die deutsche oder englische, weil sie in einer Gesellschaft entsteht und vergeht, die das Lächerliche fürchtet, weil sie keinen Humor besitzt. Das letzte Werk Flaubert's ist nichts als ein nihilistischer Hohn auf die herrschende Demokratie; er wollte, nachdem er in seiner „Versuchung des heiligen Antonius" alle längst verschollenen Glaubensformen der Menschheit vor den Augen seines ausgehungerten Eremiten hatte vorbeiziehen lassen, eine Geschichte der menschlichen Dummheit schreiben, indem er zwei mittelmäßige Spießbürger vor die ganze reiche Kultur seines Volkes stellte und zusah, wie die alten, armen Tröpfe sich abmühten, die höchsten Ideen in ihre Köpfe zu zwingen: ein unvergleichliches Schauspiel für einen Nihilisten, der das Bürgertum haßte, weil es unkünstlerisch, geistesarm, nüchtern war. Dem Buche sollte ein Lexikon aller Dummheiten, welche die Menschheit begangen, beigefügt werden, und Flaubert hatte, um seiner Gewissenhaftigkeit zu genügen, bereits die umfassendsten Notizen und Auszüge gemacht.

Er war eine tief unglückliche Natur, naiv und verdorben, Mystiker und Cyniker, Realist und Phantast, ein wandelnder Widerspruch, wie so viele geistvolle Menschen dieses Jahrhunderts. Er besaß überfeine Sinne, geschärft durch Entbehrung und Krankheit, die Sinne eines Litteraten, welcher sich förmlich berauschen konnte, indem er einzelne vollendete Verse oder Phrasen mit brüllender Stimme vortrug. Sein Stil ist klin-

gend, derb, plastisch, marmorn, vor allem geeignet, die Außenwelt festzuhalten. Die Lektüre eines vollendeten Verses erregte in ihm Farbenstimmungen: er litt am farbigen Hören, wie er denn behauptete, er habe, während er Salambo schrieb, beständig etwas Purpurnes vor Augen gehabt, bei der Madame Bovary hingegen etwas Wanzenfarbiges. Auch der deutsche Dichter Otto Ludwig hatte, ehe er eine Scene dichtete, Farbenstimmungen, welche sich allmählich in plastische Gruppen auflösten.

Als Psycholog ist Flaubert guter Lateiner: er zeichnet den Verlauf der seelischen Erregungen, wie jede herrschende Vorstellung, in klarer Sprache auf, ohne die geheimen Reaktionen, die Hintergründe der Seele zu erforschen, was am Ende auch bei mittelmäßigen Naturen nicht von besonderer Wichtigkeit sein mag. Seine Landschaften sind farbig, scharf umrissen, klassisch.

Dieser ironische Geistesaristokrat liebte nur die angefaulten, niedergehenden Civilisationen: man mag ihn in mancher Hinsicht als Vorläufer der Decadents betrachten.

11.

Edmond und Jules de Goncourt. — „In den Wirrzeiten der Kunst, am Ende der alten Jahrhunderte, wenn die edlen Doktrinen im Absterben begriffen sind und die Kunst sich zwischen einer verlorenen Tradition und einem neuen Werden befindet, erscheinen die freien, reizenden wunderbaren Verfallzeitler, die Abenteurer der Linie und des Kolorits, welche Alles wagen und in ihrer Phantasie eine sanfte Korruption mit einer köstlichen Verwegenheit vereinigen.“ Was die beiden Brüder in ihrem berüchtigten Tagebuch (I, 292) über Fragonard sagen, gilt von ihnen selbst im vollsten Maße, wie wir denn aus ihrer gequälten Feder die treffendsten Urteile über ihr eigenes, bald mißkanntes, bald überschätztes Schaffen besitzen. Diese beiden Edelmänner der Litteratur waren nicht nur von einem maßlosen Ehrgeiz, sondern auch von der geheimen Neugierde epikuräischer Naturen gepeinigt, welche aus der Betrachtung der eigenen Seele nicht allein Genuß, sondern

vor allem Kenntnis ihrer Persönlichkeit schöpfen wollen. Beide Brüder haben oft in ihren Schriften und anderweitigen Aeußerungen die gleiche Natur ihres Talentes betont, so daß wir, falls wir geneigt sind, ihnen zu glauben, in ihren zahlreichen Werken den Ausdruck einer einzigen litterarischen Persönlichkeit zu verehren hätten: ein seltener, ja man kann sagen, ein nie dagewesener Fall; denn die Mitarbeiterschaft an modernen Theaterstücken kann hier, wo es sich um wirkliche Litteratur handelt, nicht in Betracht kommen. Beide Brüder scheinen verschiedene Naturen gewesen zu sein, die erst allmählich, durch ein gänzlich gemeinsames Leben in Genuß und Arbeit, einander ähnlich wurden, so daß diese Aehnlichkeit den Nahestehenden als Gleichheit erscheinen konnte. Sie selbst glaubten, daß sie von der Natur die gleichen Eindrücke heimtrugen, in gleicher Sprache äußern und so als litterarische Einzelperson gelten konnten.

Edmond, der ältere, überlebende Bruder, war jedoch von Natur aus neugieriger und kälter, mehr Psycholog, als Dichter, mit dem Geschmack und den Neigungen eines Sammlers; der jüngere war zarter, geistreich, zuweilend sprühend, ein Bewunderer des Geistes und des freien Lachens eines Heine, übermütig und dabei von der eigentümlichen Furchtsamkeit der sensitiven Leute. Beide litten an krankhafter Feinfühligkeit; sie betrachteten sich, nach ihrem eigenen Geständnis, als Sprossen der Kreuzung zweier aristokratisch zarter Geschlechter, als Neurotiker, welche ihre Krankheit eingestanden und als Vorzug betrachteten, wie es denn die Menschen von jeher wohl verstanden haben, ihre Schwächen für Tugenden auszugeben. —

Ihrem Schaffen nach gehören die beiden Brüder dem zweiten Kaiserreich an. Beide liebten die Litteratur mit einer Ausschließlichkeit, welche in diesem Jahrhundert, das keine Zeit zur Bewunderung der seltensten Werke besitzt, gar oft bei Dichtern oder Schriftstellern zu finden ist; und doch kann man sie kaum Schriftsteller von Rasse oder Temperament nennen. Wie so viele Franzosen, die sich einen Namen in der Litteratur gemacht haben, besaßen sie keine allgemeine Bildung. Von früher Jugend an suchten sie vor allem ihr Auge zu bilden, mit den Augen eines Malers zu sehen. Ohne historischen Sinn, weniger angezogen vom Schönen, als vom Hübschen, liebten sie besonders das 18. Jahrhundert, das sie von ganz neuen Seiten

kennen lernten, indem sie nicht nur die glänzenden Salons, sondern auch die Boudoirs, kleinen Häuser und Alkoven des Ancien-Regime öffneten. Die Geschichte des Geistes und der Politik im 18. Jahrhundert war oft geschrieben worden, aber nicht dessen Kulturgeschichte. Als leidenschaftliche Sammler verschmähten die Brüder kein Dokument und keine Aeußerung des galanten Lebens: sie durchforschten die Alkoven der Courtisanen, die Dachstuben der Pamphletisten, die Landhäuser der großen Herren; sie lebten und webten in der Welt der Boucher, Watteau, Chardin, Fragonard, St. Aubin. Begabt mit feinem Sinn für alle Nuancen des nationalen Geistes, stolz auf ihre Abstammung von echten und rechten Galliern, welchen zierliches Maß, heitere Spottsucht, ausgesprochene Abneigung gegen alles Fremde, als schätzenswerte Eigenschaften erscheinen, lauschten sie bewundernd auf die halberstorbenen Laute einer reizenden Welt, voll Genusses, wo kräftige Naturen die Kleinlichkeit einer greisenhaften Litteratur und Civilisation verachten. Gleich vielen Franzosen ziehen sie, wie schon erwähnt, das Hübsche dem Großen vor: das 18. Jahrhundert mußte ihnen zur zweiten Heimat werden, zum Vaterland des Geistes, von dem sie irgendwo in ihren Schriften sprechen.

Wie alle Litteraten des zweiten Kaiserreichs, wollten sie Künstler sein: sie haben den Ausdruck „écriture artiste“ als Bezeichnung ihres Stils erfunden, der, gesucht originell und voll gewaltsamer Neuerungen, jedem Franzosen reiner Tradition ein Greuel scheinen muß.

Wie aber kamen diese beiden geistvollen Männer, die Bewunderer der faden Seiten eines Jahrhunderts der Künstlichkeit dazu, Naturalisten zu werden? Beide Brüder, welche als Dilettanten der Malerei begonnen hatten, besaßen übermäßig zarte Nerven; sie empfingen lebhafte, ja brennende Eindrücke von ihrer Umgebung; beide sind Pariser, Söhne der Stadt, wo die Moderne ihre ersten Dichter und Künstler gefunden hatte. Die Brüder nennen sich Naturen, für welche die Außenwelt existiert; sie waren stolz auf ihr Auge, das in den tausend Farbennuancen der Natur schwelgte; sie glaubten, mit den glühendsten Koloristen unter den Malern wetteifern zu können; sie wurden gesucht, gequält, manieriert, krank durch das ewige Haschen nach einem malenden Stil, der alle Nuancen der geschauten Landschaft festhalten soll. Man lese eine Schilderung

aus ihrem Künstlerroman „Manette Salomon“. (pag. 245):

„Il se faisait, à cette heure, une magie dans la forêt. Des brumes de verdure se levaient doucement des massifs où s'étaignait la molle clarté des écorces, où les formes à demi flottantes des arbres paraissaient se déraidir et se pencher avec les paresses nocturnes de la végétation. Dans le haut des cimes, entre les interstices des feuilles, le couchant du soleil en fusion remuait et faisait scintiller les feux des pierreries d'un lustre de cristal de roche. Le bleuissement, l'estompage vaporeux du soir montait insensiblement; des lueurs d'eau mouillaient les fonds; des raies de lumières, d'une paleur éléctrique et d'une légèreté de rayons de lune, jouaient entre les fourrés.“

Ueberall, wo sie nur Schilderer sein wollen, sind sie echte Künstler, welche allerdings nicht leisten können, was ein guter Landschafter leistet. Sie sahen überall, wohin sie auch blicken mögen, Stimmungsbilder, und so zerfallen denn auch ihre Romane, welche Form sie früher, als Bewunderer des aristokratischen Geistes, verachtet hatten, in zahlreiche kleine Kapitel, die oft für sich allein ein kleines Kunstwerk im Kunstwerk bilden — Verfallzeitromane, die keine feste Form besitzen.

Ihr Tagebuch zeigt ihre Krankheit auf der Höhe. Als Leidende am Willen, konnten sie, echte Decadents, nicht lieben: sie empfanden, nach einer Woche weiblichen Umgangs, einen tiefen Ekel vor dem Weibe, eine tiefe Niedergeschlagenheit, ein Erlöschen aller Fähigkeiten; und doch waren sie unfähig, irgend einem Reiz zu widerstehen, mochte er Weib, Wein oder Kunstwerk heißen. Daher rührt denn auch jener geheime Groll der Menschen mit zarten Sinnen und krankhaft gesteigertem Empfindungsvermögen gegen alle gesunden, regelmäßigen Arbeiter, ihr Drang, das Leben zu zerstückeln, die häßlichen Motive zu entwirren, die Gemeinheit des Lebens und der Natur bei Freund und Feind aufzusuchen und darzustellen. Diese beiden überzarten Aristokraten besaßen die gemeinste Plebejereigenschaft: einen neidvollen Ehrgeiz, welcher sie ihre Verkennung schwer ertragen ließ. In mancher Hinsicht waren sie nicht im Stande, die harmonische Gesundheit zu verstehen, wie sie denn Rafael als den Schöpfer des Gottesmutterideals für Spießbürger hinzustellen liebten. Sie bedurften, als ehrliche Verfallzeitler, der gewaltsamen Reize, des Brutalen, Grausamen und Idiotischen.

Ihre Romane sind Krankheitsgeschichten, ihre Helden wahlverwandte Naturen. Da haben wir den willensschwachen Litteraten, Charles Demailly; den willenskranken Maler, Coriolis; die hysterische Dienstmagd Germinie Lacerteux; eine schwache moderne Mädchennatur, die kranke Blüte der modernen Erziehung, Renée Mauperin. Als Beobachter der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs mochte ihnen bei Zeiten die Erkenntnis aufgestiegen sein, daß diese buntscheckige Welt, welche die gemeine Dirne zur Institution erhob, um ihr eigenes Wort zu gebrauchen, krank sei, krank bis in das innerste Lebensmark. Ihre boshafte Lust, öffentliche Charaktere zu analysieren, haben sie, wie ihr Tagebuch zeigt, besonders an Sainte-Beuve gestillt, welcher allerdings kein Heiliger war und überdies den Wahn hegte, die Schriften seiner aristokratischen Freunde seien keine unfehlbaren Meisterwerke. Aus den geistreichen Liebhabern des 18. Jahrhunderts, den neugierigen Biographen der Maitressen Ludwigs XV., sowie der Maler der graziösen Schäferwelt, wurden nach und nach Schriftsteller, welche den Ehrgeiz hegten, soziale Gemälde zu liefern, als Arzt den Finger an die Wunde der Gesellschaft zu legen. Da ihnen jedoch der tiefe Blick Balzac's fehlte, so brachten sie es nur zur Darstellung von einzelnen Krankheitsfällen.

Sie sammelten mit größtem Eifer alle möglichen Dokumente, (sie fordern die Bildung des Ausdrucks „documents humains" für sich), sie stiegen in die Hospitäler herab, um die letzten Zuckungen der Krankheit zu beobachten; die größten Epikuräer der Empfindung ersparten sich nicht die gräßlichsten Anblicke, das lange Verweilen in der Nähe des häßlichsten Elends, von dessen Berührung sie gebrochen in ihr Junggesellenheim zurückkehrten, um ihrer einzigen Leidenschaft, der Litteratur, zu fröhnen.

Sie definierten das Schöne als das, was den Leuten ohne Bildung aus Instinkt mißfalle. Vor ihren Romanen stehen wir wie vor einem Drehrahmen: alle Augenblicke wechselt das bunte Bild. Der ruhige Fluß der Erzählung stockt, die Einzelheiten zersplittern die Aufmerksamkeit; die geringste Geste einer Person wird notiert und soll bedeutsam wirken.

Die Brüder Goncourt möchten gerne große Psychologen sein, sind es aber keineswegs: sie sehen nur das Aeußere der Gestalten, sie bemerken nur dauernde Zustände, ohne die ge-

heime Fähigkeit zu besitzen, seine leise Umwandlung anzudeuten oder klar zu legen, und so kommt es denn, daß die Handlungen ihrer Personen gar oft in Widerspruch mit ihrer ganzen Vergangenheit stehen. Als Sittenschilderer sind sie, gleich den andern Naturalisten, gezwungen, gewöhnliche Menschen zu zeichnen. Sie haben die Kunst verstanden, die nachlässige Form des gewöhnlichen Gespräches mit photographischer Treue wiederzugeben und rühmen sich dieser Kunst, welche gar nicht so häufig ist; sie besitzen den Mut, den nacktesten Ausdruck, das gemeinste Wort an passender Stelle einzufügen; sie stehen förmlich auf der Lauer, um einen pittoresken Ausdruck, eine volkstümliche Wendung, ein schlagendes Beiwort aufzufangen; aber, es sei nochmals gesagt, sie sind keine guten Psychologen, sondern nur sensitive Beobachter des niedergehenden Lebens, und sie verdienen die Bezeichnung Kolportagepsychologen, mit welcher ein großer Psycholog, Friedrich Nietzsche, sie bedachte; sie zogen die geringste moderne Novelle, wenn sie nur von einem beobachtenden Künstler geschrieben schien, dem alten Homer vor: der „Adolphe" des geistreich-hohlen Benjamin Constant erschien ihnen größer als die Ilias.

Es fehlte ihnen an der großen gestaltungsfähigen Kraft. Sie besaßen auch nicht den Geist Voltaire's oder Heine's, sondern jenen minderen Geist, welcher gleichsam als kleiner Funke durch den Anprall zweier seltener Epitheta aufblitzt. Es gibt ja in der That geistreiche Leute, welche vom Geist besessen werden, die ihn nicht besitzen, sondern ihm, wie einem beflügelten Pferde, überallhin folgen müssen, wobei sie denn an allerlei seltsame Orte gelangen.

Wer zu jeder Stunde, vor dem Schauspiel einer mannigfaltigen Umgebung schöne oder unangenehme Eindrücke empfängt, läuft Gefahr, ein unglückliches Leben zu führen: die beiden Brüder waren in der That nicht glücklich, obwohl ihnen ein auskömmliches, wenn auch nicht großes Vermögen gestattete, ihren Neigungen zu leben und den Ruhm abzuwarten.

Es fehlte ihnen die heitere Ruhe der Verachtnng einer Menge, die ja überall und immer aus Dummköpfen besteht, und nicht die Muße hat, ihre Augen künstlerisch zu bilden. Jules de Goncourt starb an seiner Nervenkrankheit, im Alter von 40 Jahren, ohne den Ruhm gekostet zu haben, welchen sein Bruder erntete, als der junge Naturalismus die Bestre-

bungen der beiden Brüder anerkannte. Dieser Ruhm hat jedoch auch heute noch hörenswerte Gegner. — Auch die Goncourt litten an dem Romantismus: auch sie kannten den Kultus der künstlerischen Sensation, die grenzenlose Vorliebe für alles Seltsame und Unbekannte, die Abneigung gegen eine Welt, in der es keine lustigen Narreteien, kein Künstlertum mehr gab, weil der bürgerliche Verstand auch die reizendste Thorheit nicht mehr dulden kann. Sie besaßen sehr wenig allgemeine Gedanken; ihre einseitige, gehässige Schätzung des Zierlichen, Hübschen, Gallischen ist dem bornierten Franzosen eigen, welcher feine Sinne, aber einen engen Kopf hat. Sie glaubten wahr im höheren Sinn zu sein, weil sie, als Nervenkranke, feinere Eindrücke und Mut genug besaßen, ihrem Hang zu folgen, der sie im Schildern ihr Glück finden ließ, ein Glück, das sie mit jämmerlichen Abspannungen bezahlen mußten. Als Kranke wurden sie früh von der geistigen Epidemie dieses Jahrhunderts, vom Pessimismus erfaßt. Sie schrieben als halbohnmächtige Aristokraten für ein demokratisches Publikum, ohne die geistige Freiheit und stoische Ruhe freudiger Lebenskraft zu besitzen, welche die Einsamkeit heiter und wünschenswert macht.

12.

Emile Zola. — Als der spätere Autor der Rougon-Macquart die Brüder Goncourt, welche er aufrichtig bewunderte, zum ersten Male besuchte, schrieb der jüngere derselben in sein Tagebuch (14. Dezember 1868): „Unserem allerersten Eindruck nachgebend, hielten wir ihn für einen Normalschüler, der für den Augenblick ziemlich heruntergekommen schien; bei näherem Zusehen bemerkten wir jedoch an dem schäbigen jungen Mann zarte Züge, die feine Modellierung der porzellanfarbigen Gesichtshaut, den Schnitt der Augenlider, die seltsamen Nasenflügel; kurz, seine ganze Persönlichkeit glich ein wenig den Menschen seiner Bücher, jenen komplizierten Wesen, die in ihrer Mannheit etwas vom Weibe an sich haben; auffallende Züge bei ihm sind das Krankhafte, Leidende, Uebernervöse ... Alles in allem genommen, ein unruhiger, sorgenvoller, tiefer, komplizierter, unfaßbarer, unlesbarer Mann.“ Diese Stelle mag

hier stehen, als menschliches Dokument zur Beurteilung des unduldsamsten aller Schriftsteller — Andere würden sagen, aller Dichter. — Zola ist kein reiner Gallier, sondern seiner Abstammung nach ein halber Italiener. Seine Jugendzeit verlebte er im sonnigen Süden. Als Haupterlebnis des Jünglings darf man, nach seinem eigenen Geständnis, das Bekanntwerden mit den Werken Musset's ansehen, welcher das ganze Geschlecht der jüngeren Naturalisten bezauberte. Seine Gymnasialstudien beendigte er in Paris, konnte jedoch, wegen Mangel an Sprachkenntnis, sein Baccalaureatsexamen nicht bestehen und war gezwungen, eine elende Stelle in der Zollverwaltung anzunehmen. Später diente er in der berühmten Verlagsbuchhandlung von Hachette, gab jedoch seine Stellung bald auf, um der Litteratur zu leben: er schrieb, neben seinen Romanen, Artikel für Provinzblätter und russische Zeitungen, verteidigte den Meister der Hellmalerei, Manet, und konnte endlich, nachdem das Kaiserreich gefallen war, seine Romane erscheinen lassen, die ihn rasch zum berühmten und reichen Manne machten. — Als Zola in das Leben trat, stand das Kaisertum auf der Höhe seines Glückes: der Sohn der galanten Hortense und des fischblütigen holländischen Admirals Verhould hatte nicht nur den servilen Fürsten Europa's seine Persönlichkeit aufgezwungen, er hatte auch ihre Verehrung erlangt. Die ganze Welt betete, wie immer, den glänzenden Erfolg an; der Catilinarier konnte die europäische Politik lenken, und die catilinarischen Strolche des zweiten Dezember sahen sich mit ihrem ganzen verlumpten Gefolge plötzlich am reichsten Mahle des Lebens sitzen, als überzeugte Vergötterer der Thatsache, deren herrschende Bedeutung auch die Wissenschaft dieser Zeit unaufhörlich verkündete. Die Kirche krönte ohne Skrupel den Meineidigen, gegen den Victor Hugo seine „Châtiments“ geschleudert hatte.

Sur une croix dressée au fond du sanctuaire
Jésus avait été cloué pour qu'il restât. —

sang er von der Krönungszeremonie, die in dem alten Dom von Notre-Dame stattfand. Dem erfolgreichen Träumer, welcher den Namen des ersten Imperators trug, jubelte ganz Europa zu: Minnesüchtige Fürsten, vornehme Huren, deutsche Barone, italienische Herzöge, angefaulte Halbasiaten, fette Börsen-

jobber, russische Krautjunker, alle brüchigen Existenzen strömten in Paris zusammen, welches zu der schönen Stadt emporwuchs, die wir kennen. Ein Strom glänzenden Goldes schien durch die breiten Straßen zu fließen, der Abglanz der Glorie des ersten Napoleon die Türme der Kotstadt zu säumen. Wer einen Platz am glänzenden Mahle finden wollte, brauchte nicht vornehm im wahren Sinn des Wortes zu sein, das Gold verlieh Alles: Ansehen, Würde, Achtung, Genuß. Mit welchen Augen mußte ein Mann wie Zola dieses Treiben ansehen? Eine Natur, die, nach Macht dürstend, schaffen und genießen wollte und sich, von allem Glück ausgeschlossen, in die Welt der kleinen Leute verstoßen sah, wo es gilt, jeden Groschen vor dem Ausgeben dreimal umzudrehen! Was blieb einem leidenschaftlichen Geiste übrig, als der Kampf gegen die bestehenden Gewalten, welche das faulende Frankreich dem Weltgericht entgegentaumeln ließen?

In dem Kritiker des anderen Kaiserreichs, H. Taine, fand Zola den Meister der modernen Aesthetik: die Taine'sche Begeisterung für die Wissenschaft zeigte dem schwankenden Romantiker den Weg: er unterdrückte seine lyrischen Neigungen, um, nach seinem eigenen Geständnis, als bescheidener Arbeiter der Prosa sein Teil am Werke des Jahrhunderts zu verrichten. Ohne Zeit zur Muße, ohne tiefe, allgemeine oder wissenschaftliche Bildung, erfaßte er die Hypothese der Erblichkeit und des Milieu mit dem reinen Glauben eines Apostels, welcher sich zum Verkündiger des neuen Evangeliums berufen wähnt. Die älteren Romandichter, welche er als seine Meister ansah, Balzac, die Goncourt, Flaubert, hatten ihre Werke geschaffen, ohne lange über ihre ästhetischen Grundsätze nachzudenken. Zola, als abschließender Epigone, glaubte sich und den Anderen über sein Schaffen Rechenschaft schuldig zu sein, und so stellte er seine Grundsätze auf und verteidigte sie in leidenschaftlichster Weise, wobei ihm die Neigung der Zeit, welche gewohnt ist, sich diese Rechenschaft nirgends zu ersparen, entgegen kam: schwache Jünglinge verehrten das glühende Wort des Meisters als die neue Botschaft des Heils, während die Verehrer gallischer Tradition den Empörer mit bitterstem Haß verfolgten, welcher eine gerechte Beurteilung des talentvollen Mannes unmöglich machte. Auch Balzac, dem, wie Zola glaubt, die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts gehört, hatte eine kranke, goldhungerige

Civilisation geschildert, aber auch, um seinen aristokratischen Gefühlen zu genügen, Gesundheit, Kraft, Erfolg gepriesen, wo sie ihm entgegen traten.

Stendhal, den feinen Psychologen und Schüler des 18. Jahrhunderts, rechnet Zola mit Unrecht unter seine Meister; er hat nichts, gar nichts von ihm gelernt. Nervös wie die Goncourt, denen er sein Stichwort „document humain“ abgenommen, eine überschäumende Natur wie Balzac, ein plastischer Künstler, welcher, wie Flaubert, mit scharfem Blick die Außenwelt erfaßt, vereinigt er alle Vorzüge und Schwächen der Naturalisten, die man allesamt als mißratene Söhne des Romantismus betrachten kann. Von Victor Hugo scheint er die Neigung zu Symbolen, zur saftigen Vergröberung und Vergrößerung geerbt zu haben. Zola hat einen sehr großen Einfluß auf die französische Jugend, wie auch später auf Europa ausgeübt; besonders waren es die mittleren, derben Talente, welche, wie er selbst, unfähig zum Erfassen jeder Art Nuance sind, die ihm zufielen. Aus seinen kritischen Werken sprach nicht nur eine dämonische, einseitige Persönlichkeit, die auch da anzog, wo sie in unbegreiflicher Weise irrte oder ungerecht war, sondern auch der Mann des gesunden Menschenverstandes, welcher aller Konvention im Buch und auf der Bühne einen unerbittlichen Krieg erklärte.

In Wahrheit ist Zola eine Natur, die sich selbst sehr wenig kennt: er hält sich selbst für einen unpersönlichen Schriftsteller und ist der persönlichste Aller, wie man aus seiner Definition des Kunstwerks ersehen mag: Une oeuvre d'art est un coin de la nature, vu à travers un tempérament! Was ist aber auch zum Beispiel „Lara“ anders als ein Stück Natur, wie es eine großartige Persönlichkeit sieht! Zola hält sich für den reinsten Naturalisten, das heißt den objektiven Darsteller der nackten Natur, und ist der unverbesserlichste Romantiker, welcher, um der künstlerischen Wirkung willen, alles ins Maßlose steigert, was er mit seinen groben Händen berührt. Balzac hatte nach alter Weise seine Romane komponiert; dies mußte bei den Söhnen einer wissenschaftlichen Epoche schlechterdings ein Ende nehmen: Das Leben bietet keine künstlerischen Abschlüsse, abgesehen von Geburt und Tod; es ist platt, regelmäßig, alltäglich, zumal in einer Civilisation, welche das Emporkommen großer Naturen, die des Widerstands bedürfen, unmöglich macht. Und so hielt es denn Zola für die Aufgabe

des modernen Romans, der eigentümlichen Kunstform dieser Zeit, einen Abschnitt aus dem Leben irgend eines Menschen zu bieten, mit den Mitteln wissenschaftlicher Analyse ihn aufzunehmen und zu verlassen, wo es dem Autor gefalle. Zola selbst, als guter Romane, hat glücklicher Weise seine eigenen Forderungen nicht erfüllt: er ist ein gewissenhafter Künstler, welchem die Gabe der Komposition in achtungswertem Grade verliehen ward. Als angeblicher Naturwissenschaftler, verglich er das Schaffen des Romantikers mit dem Experimentieren des Chemikers (daher sein Ausdruck „roman expérimental"): jeder einzelne Mensch sei ein Stoff, der, in Verbindung mit anderen Menschen gebracht, bestimmte Verbindungen eingehe, deren Wesen der Dichter als ein Mann der Wissenschaft zu schildern habe. Heute ist die Lächerlichkeit dieser Ansicht allgemein erkannt: darf man hier vielleicht an den Vereinfachungsdrang des Lateiners denken, welcher den Menschen nur als einen Stoff betrachtet!

Gesetzt aber, man ließe den Vergleich gelten, so bleibt doch immer noch die Frage, wie der Schriftsteller den Vorgang erfaßt, sowie das Bedenken, daß Jeder wohl ein anderes Bild empfängt. Aehnlich verhält es sich mit Zola's Ansicht über die Erblichkeit, und wenn man seinen Romancyklus überschaut, fragt man sich wohl, was aus der Geschichte seiner Familie unter dem zweiten Kaiserreiche geworden wäre, wenn ihre Ahnen als gesunde Menschen in irgend einem Winkel Frankreichs gelebt hätten. Oder wollte Zola durch die Wahl des kranken Ahnenpaares andeuten, daß das ganze französische Volk, die ganze Gesellschaft des anderen Kaiserreichs, welches er so bitter haßte, krank sei und folglich mit dem Auge des Pathologen gesehen und mit dem Grimm des sozialen Arztes geschildert werden müsse? Oder glaubte er, interessante Krankheitsfälle böten einem begabten Manne erwünschte Gelegenheit zum psychologischen Experimente, zu selteneren Büchern? Wie dem auch sein mag, die Geschichte der Rougon-Macquart ist die Krankheitsgeschichte einer ganzen Civilisation, die an ihrer Ueberkultur, sowie andrerseits an brutaler Unkultur litt.

Französische Kritiker, besonders Jules Lemaître, haben in geistreicher Weise auf den Romantiker in Zola aufmerksam gemacht, welcher diesen Vorwurf mit dem Geständnis zurückwies, es seien eben alle Männer seiner Generation von der roman-

tischen Seuche befallen, wie er denn auch bei dieser Gelegenheit die romantischen Eigenschaften und Vorzüge seines Stils richtete und halb wehmütigen Sinnes verurteilte. Wie alle Romantiker, konnte Zola seiner eigenen Persönlichkeit nicht entrinnen, sein Werk bedeutet Flaubert gegenüber fast, einen Rückschritt. Ist eine reine Unpersönlichkeit überhaupt möglich?

Ich sage, in gewissem Sinne, nein; denn auch in den Dramen des größten aller Dichter läßt sich das Persönliche, wenn auch nicht das Biographische, herausfinden, und für Viele liegt der Reiz des Kunstwerks überhaupt im Zauber des Persönlichen. Zola's Romane mögen als Beweis gelten: sie sind, als Kunstwerke betrachtet, mangelhaft und können keinen verwöhnten Geschmack befriedigen; aber jede Seite verrät einen eigenartigen Künstler, eine mächtige Natur, die, nach Macht dürstend, in großen Bildern schwelgt und, wie der litterarische Ahn Victor Hugo, das Titanische, Brutale und Farbenglühende liebt. Auch Zola teilt die Natur, indem er als echter Erbe der Romantik das Groteske und Schöne nebeneinander stellt: das Schöne ist die landschaftliche Natur, das Groteske der Mensch mit seinen blinden Leidenschaften. Man lese eine Seite aus der Schilderung des romantischen Paradou, des fabelhaften ungeheuerlichen Paradiesgartens, wo das moderne Naturkinderpaar Sergius und Albine dem alten Los der ersten Menschen verfallen:

Une mer de verdure, en face, à droite, à gauche, partout. Une mer roulant sa houle de feuilles jusqu'à l'horizon, sans l'obstacle d'une maison, d'un pan de muraille, d'une route poudreuse. Une mer déserte, vierge, sacrée, étalant sa douceur sauvage dans l'innocence de la solitude. Le soleil seul entrait là, se vautrait en nappe d'or sur les prés, enfilait les allées de la course échappée de ses rayons, laissait pendre à travers les arbres ses fins cheveux flambants, buvait aux sources d'une lèvre blonde qui trempait l'eau d'un frisson. Sous ce poudroiement de flammes, le grand jardin vivait avec une extravagance de bête heureuse, lâchée au bout du monde, loin de tout, libre de tout. C'était une débauche telle de feuillages, une marée d'herbes si débordante, qu'il était comme dérobé d'un bout à l'autre, inondé, noyé. Rien que des pentes vertes, des tiges ayant des jaillissements de fontaine, des masses, moutonnantes, des rideaux

de forêts hermétiquement tirés, des manteaux de plantes grimpantes trainant à terre, des volées de rameaux gigantesques s'abattant de tous côtés.

Zola ist kein feiner Psycholog: als leidenschaftlicher Kämpfer, welcher die Menschen verachtet, besitzt er nicht den ruhigen, sicheren, klaren Blick, um verwickelte Seelenzustände zu entwirren; wie Balzac, macht er Alles häßlicher, was er auch berühren mag. Die feinen Widersprüche und seltsamen Seelenzustände überlegener Persönlichkeiten entgehen seinem Auge; wie alle echten Lateiner, die doch wähnen, mit der klassischen Ueberlieferung gebrochen zu haben, verleiht er seinen Personen eine Leidenschaft, und so stürmen sie, als Spiel blinder Kräfte, vorwärts, wie halbe Automaten, mit gleichmäßig wiederkehrenden Gesten. Doch wie sehr man auch eine feinere Psychologie vermissen mag, alle diese Gestalten, diese „bonshommes physiologiques“, um Zola's eigenen Ausdruck zu gebrauchen, leben. Zola hat keinen einzigen hochstehenden Menschen, keinen Geistesaristokraten gezeichnet. Er ist überzeugter Determinist: seine Menschen unterstehen dem Zwang großer Verhältnisse, welche die schwache Kreatur entweder vernichten oder vorwärts tragen. Diese Gewalten mögen Meer, Stadt, Erde heißen, ihre Wirkung bleibt sich stets gleich, das Individuum ist nichts, als ein Teil der demokratischen Herde, welche lautschreiend in Staat und Kirche ihre Ideale verkündet.

Zola's Kunst ist demokratisch, wie die Musik R. Wagners, welche das edelste Instrument, die menschliche Stimme, ihres aristokratischen Ranges beraubt und in das Orchester eingefügt hat, das in vieler Hinsicht die Rolle des antiken Chors spielt.

Zola ist ein geborener Beschreiber, der sich gar zu gern seinem Hange überläßt und den Rahmen des Kunstwerks durchbricht, als Virtuose der farbigen Schilderungen, welcher in der reichen Sprache der Romantiker sein Instrument gefunden. Kalt und ruhigen Blickes beim Schaffen, sammelt er unermüdlich tausend Einzelzüge, ohne die Sorge des aristokratischen Künstlers, der, weil er nun doch einmal nicht alles schreiben kann, ordnet, sichtet, wählt, um charakteristische Merkmale fest zu halten; die kurzen Sätze des Impressionisten folgen unerbittlich aufeinander und zuletzt geben sie nicht nur ein bestimmtes Bild in großen Zügen, sondern auch seine Nuancen, bis zur Atmo-

sphäre, die darüber schwebt. Zola besitzt krankhaft feine Sinne, besonders einen übermäßigen Geruchsinn, wovon er in einzelnen seiner Romane seltsame Beweise gegeben. Man hat diesen Schriftsteller unsittlich genannt: er ist es nicht, ja eher ein Rigorist, der mit dem Grimme Juvenal's das zweite Kaiserreich geschildert hat und durchaus nichts von der altgallischen Heiterkeit der älteren Franzosen besitzt, welche, als nachsichtige Leute, lebten und leben ließen, ja sogar den Ehebruch als komisches Intermezzo auffaßten. Zola ist kein Schriftsteller für Leute von Geschmack und zarter Herzensbildung, kein Mann für den Salon. Er zeigt die „partie honteuse“ der Menschheit mit einem Behagen auf, welches viele Leute veranlaßt, zu glauben, er müsse cerebral belastet sein. Wie alle Idealisten — denn Zola ist ein umgekehrter Idealist, das Gegenbild Paul Heyse's — übertreibt er die Bedeutung der Liebe für die menschliche Gesellschaft. Ohne jede Spur von französischer Zierlichkeit und Galanterie, schildert er die geschlechtlichen Verhältnisse und krankhaften Verirrungen mit einer Brutalität, welche abstößt, wenn sie nicht verletzt. Die Galanterie ist eine Blüte des französischen Geistes, oder besser: der französischen Aristokratie; Zola aber ist ein Demokrat, ein Plebejer und, was alle französischen Kritiker vergessen haben, der grimmigste Feind des französischen Bürgertums, obwohl er diesem Stande selbst angehört. Der Roman „Pot-Bouille“ ist ein Brandbuch gegen die Bourgeoisie, welche sich gern im steten Besitze der Tugenden wähnt, die in bescheidener Stille, bei der Arbeit und am häuslichen Herde, groß werden und beglücken. Wir sehen hier, wie ein Kunstwerk zu einem Instrument des Kampfes werden kann, indem es ein treues Bild gewisser Zustände im Rahmen einer großen Civilisation gibt und auf diese Weise nicht nur die Geister, welche die goldene Sonnenseite des Lebens lieben, sondern auch die große Menge abschreckt, indem es ihr Bewußtsein der eigenen Vortrefflichkeit stärkt und ihren halbeingestandenen Hoffnungen schmeichelt. Zola ist ein gewaltiger Zerstörer, obwohl er, als machtdürstende Natur, vom Künstlerehrgeiz besessen ist, Werke für die Ewigkeit, unsterbliche Menschen von Fleisch und Blut zu schaffen.

Gleich allen Plebejern des Geistes, welche in einer harten Jugend vergeblich versuchten in das goldene Land der Poesie zu dringen, rühmt er sich gerne seines Arbeitertums; nicht mit

Unrecht. Ich glaube nicht, daß die größten Bewunderer dieses Dichters seine Werke neben die Schriften der Männer stellen, welche sich in liebevollster Weise in das allgemeine Menschliche vertieften, das höhere Weltgetriebe aus der Höhe betrachteten, Führer, Lehrer, Freudespender der Menschheit wurden. Zola ist grausam, wie alle frischeren Naturen, wie alle Barbaren, die mit einem Erbe aufräumen müssen, wobei sie selbst gar leicht von den Krankheiten der Civilisation ergriffen werden, auf deren Trümmern sie eine schönere Welt erhoffen. Diese Geschichte einer Familie des zweiten Kaiserreichs wird vor allem Dokument einer vielschreibenden Zeit bleiben, welche, zu Ende mit ihren ästhetischen Reizmitteln, das Häßliche als sicheren Kontrast erfand, um auch die abgestumpftesten Nerven noch in Schwingung zu versetzen. Man weiß zuweilen nicht, ob Zola ein größerer Barbar oder ein größerer Verfallzeitler ist. Wenn irgend eine Partei, so ist es die Sozialdemokratie, die diesem Manne zu Dank verpflichtet wäre: denn gerade seine Objektivität, wie im „Germinal“, ist ein seltener Vorzug, eine ausgezeichnete Eigenschaft und Fähigkeit für den Kampf gegen das Bestehende.

Wenn es Zola nicht gelingen will, feine, hochgebildete Naturen zu zeichnen, so versteht er es in hohem Grade die Massen zu beleben, aus denen die Individuen erst hervorgehen müssen. Jules Lemaître nennt ihn den epischen Dichter der menschlichen Tierheit, dessen naives Kompositionsverfahren sogar an die naiven Wiederholungen der alten Epiker gemahnt. Aber seine Menschen sind keine Helden, in deren Adern das glückliche Blut der sonnigen Götter rollt, sondern Produkte einer kranken Civilisation, bedrückte Zweifler, ohnmächtige Willenskranke, schwache Neurotiker, schwache Erotomanen, mißratene Künstler, bestialische Bauern, schuftige Minister, bestialische Dirnen, gesunde Trottel, kleinliche Spießbürger, bürgerliche Heuchler, seltsame Naturkinder, kurz ein Haufe von Menschen, die reif sind für den Untergang. Der Haß gegen die aristokratische Kunst der Vergangenheit spricht in naivster Weise aus diesem spitzbäuchigen Gewaltmenschen der Bourgeoisie, welchen man als letzten Sohn des ersten Plebejers Rousseau, von dem er auch das Feldgeschrei: Natur entlehnt, betrachten kann.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn alle diese hochbe=

gabten, aber durchaus unharmonischen Plebejer erbitterte Pessimisten sind: frühzeitig müde in dem Kampfe um das Dasein, unfähig, die edlen Feinheiten einer aristokratischen Kunst zu verstehen, zu sehr am Leben leidend, um es als interessantes Schauspiel zu genießen, bleibt ihnen, wenn sie je das menschliche Bedürfnis nach sonniger Schönheit stillen wollen, einzig und allein die Natur, und diese ist gleichgiltig und kalt, wenn sie anders nicht als Feindin empfunden wird. Zola gehört zu den Ahnen des Kunstadels der Zukunft, welcher die Wahrheit verehrt, wie die zerstörungslustigen Väter, aber edlere, schönere freiere Menschen im Rahmen einer besseren Gesellschaft schauen, betrachten, darstellen kann. —

13.

Die Franzosen, als ein weibisches Volk, pflegen im Guten und Schlimmen leicht weiter zu gehen, als die männlicheren Germanen. Wir können überhaupt dieses Frankreich nicht leicht entbehren: es ist zu interessant, es gestattet uns zu beobachten, wie jede Civilisation enden muß, trotz allem Geist und Können, trotz aller Schmiegsamkeit und Tüchtigkeit, die allerdings auch das Gehorchen verlernen kann. —

Künstlerische Völker werden leicht Stimmungsdilettanten, das heißt, sie behandeln auch den Genuß wie einen künstlerischen Stoff, aus dem man möglichst viel machen muß. Die keltisch-romanische Sinnlichkeit ist denn auch diesem Volke gefährlich geworden; ein Kritiker, welcher auf den Naturalismus schwört, hat vor nicht langer Zeit das Wort gesprochen: Frankreich scheint von allgemeiner Satyriasis befallen zu sein! wobei er an die kleine Litteratur dachte, die, unter dem billigen Vorwand der Naturwahrheit, dem altnationalen Hange zu Schlüpfrigkeiten schmeichelt, ohne die drollige Feinheit eines Lafontaine, oder die leicht verhüllte Art der Erzähler des 18. Jahrhunderts, denen unser Wieland nachzueifern strebte.

14.

Man sehe die französischen Naturalisten an: sie alle laufen Gefahr, an einer geheimen Klippe zu stranden, und zwar

allemal, wenn sie die reine Objektivität erreichen wollen, wenn der Reiz persönlicher Mitteilung mit Absicht fern gehalten scheint: wie bei Flaubert (Education sentimentale) und bei den Goncourt. Es hält eben schwer, einen gewöhnlichen oder — recht verwöhnten Leser mit der treuen Darstellung des Alltagslebens, mit einer Menge gewöhnlicher Einzelzüge zu befriedigen. Der Hochgebildete will Geist, oder eine tiefe Psychologie, der Durchschnittsmensch Handlung oder auch einen Einblick in eine bessere Welt, und die Franzosen sind keine feinen, (wenn auch gute) Psychologen im Roman.

15.

Ihr wollt die Natur nachahmen? Aber seht Euch die Natur einmal an, ihre Fülle, ihre berauschende Mannigfaltigkeit, ihren unerschöpflichen Reichtum, ihre Gleichgiltigkeit! Aber Ihr seid ja alle Polemiker, um nicht zu sagen Puritaner, denen der geheime Instinkt des Plebejers sagt, daß es gut zu kämpfen sei mit dem Feldgeschrei „Natur!“ Was nennt Ihr, die Natur nachschaffen? Kleine Beobachtungen häufen, angefaulte Zustände einer fortgeschrittenen Civilisation analysieren, den Blick in die Kloaken der Großstadt versenken? Aber ist denn das keine Natur, wenn sich eine großartige Persönlichkeit auszuleben wagt, wenn sie, wie Ihr auch, ein Bild ihrer innern Welt liefert? Oder gilt es nicht für die Kunst, daß jedes Werk ein Ausdruck eines gewissen Temperamentes ist, wie es doch der Oberbonze des neuen Evangeliums gemeint? Man lebt von einer Formel, welche auch von Leuten gehandhabt werden mag, welche keinen Sinn für die Nüance besitzen — und wie viele Deutsche besitzen diesen überhaupt?

Und in gewisser Hinsicht ist eben die Nüance Alles, ja Alles. — Oder ist es wirklich naturalistisch, den Charakteren (Seelen) nur eine treibende Leidenschaft, oder gar einen Instinkt zu geben, wie es die Franzosen Balzac und Zola um der künstlerischen Wirkung willen thun, obwohl sie in Stendhal einen guten Meister besaßen, der aber zu hoch stand, zu fein für solche Plebejer war? Sollen wir uns verbieten, moderne, reiche, verworrene Seelen zu zeichnen, die uns reizen,

weil sie tiefe geheimnisvolle Abgründe in der Seele tragen? Der Naturalismus ist gerettet, sobald er auch das Glück zu schildern sucht; das heißt, aus einer polemischen Litteratur das Schrifttum einer starken, freien, unbarmherzigen Weltanschauung wird, welche sich eine Welt zeugen muß. —

16.

Milieu. — Ist es nicht besonders bedeutsam, oder vielmehr ganz natürlich, daß die Theorie des Milieu in Frankreich entstand, als in einem Lande, wo das Individuum als Gesellschaftswesen dem größten Drucke irgend einer beherrschten Umgebung ausgesetzt ist, so daß immer eine Menge höchst gleichartiger Menschen umherläuft, zum geheimen Aerger des Psychologen, welcher seltene Menschen, außerordentliche Fälle sucht? Die Persönlichkeit ist in diesem Lande mehr Oberfläche als sonstwo, das heißt schöner, aber reizloser, leichter zu übersehen und zu erkennen. Die Adeligen des Ancien Régime, welche gewiß gute Franzosen waren, glichen einander vielfach, wie ein Ei dem andern gleicht. —

17.

Ueber die französische Revolution. — Wie kommt es, daß die feinsten, geistvollsten, nüancenreichsten, modernen Denker, zu denen, wie sich dies eigentlich von selbst versteht, die lakaienhaften Hofhistoriographen nicht gehören, Gegner des größten modernen Ereignisses geworden sind? hat die religiöse Betrachtung der Revolution ein Ende genommen, um der ästhetischen Platz zu machen?

Die religiösen Betrachter und Geschichtschreiber, Carlyle an der Spitze, verehrten in der großen Umwälzung das Walten einer unerbittlichen Nemesis. Da schien der alte zornesmütige Judengott wieder einmal seinen Grimm ausgelassen zu haben, in Blut und Flammen und unermeßlicher Art, an einer Kultur, welche geistreiche Leute als den sonnigen Glücksspätsommer des blühenden Heidentums der Renaissance betrachten.

In den Augen eines Carlyle aber war die alte französische Kultur eine ewige Sünde gegen den heiligen Geist, ein fluchwürdiges Erbe seichter Jahrhunderte, und ihre Menschen lächerliche Schemen, deren Thun Sünde, deren Geist Wind, deren Leib Fäulnis vor der Reife, deren Lachen Frevel an der leidesschwangern Tiefe, deren Lieben „la Nature en action“. Der Haufe moralischer Idioten und blutsaugerischer Grandseigneurs, deren unaussprechlich feines Lächeln durch ein Meer von Thränen bezahlt werden mußte, verdiente kein anderes Los, als das ihm ward: er wußte nichts vom modernen Evangelium der Demokratie, vom Evangelium der Arbeit, obgleich er den geistreichen Plebejer Rousseau mit seiner Gunst beglückte.

Wir sind weit entfernt, die Ansichten Carlyle's zu teilen. Wir wissen, daß eine jede Frucht fallen muß, wenn sie reif ist, und das Ancien Régime war reif, noch ehe der gutmütige Ludwig XVI. seinen faulenden Vorgänger ablöste, den die drei Stände Frankreichs in Gestalt seiner Beischläferinnen beherrscht hatten: Die Schwestern Chateauroux als der Adel, die Pompadour als das Bürgertum, und die Dubarry als das Volk — die Gosse. Alles hat seinen Anfang und sein Ende: nur zu oft vergißt der geblendete Betrachter die Gemeinplätze, wenn er vor welterschütternden Ereignissen steht. Das milde Licht des gallischen Geistes vor der Revolution war nur der goldene Oktobersonnenschein des geistigen Herbstes, durch den zuweilen ahnende Lenzgewitter zogen, die Paradiese Watteau's nur die wehmütig-goldene Verklärung einer Zeit, die nur schön zu sein vermochte, weil sie, wie alle Großen dieser Welt, von blinder Einseitigkeit lebte. Es ist nicht nötig, in plebejischer Weise große Worte zu machen: das alte Frankreich war reif, es mußte fallen.

Wer nur Sinn für das Schöne hat, wer aus dem Leben eine strahlende götterlachende Komödie machen will (— es gehört viel Kraft zu einem solchen Unterfangen), wer nichts vom modernen Mitleid wissen will, der mag sich an dem goldenen Herbste der französischen Kultur freuen, welcher alle *Höhen* mit holdseligstem Schimmer übergoß. Wenn die Kultur das Höchste ist, das die Menschheit kennen darf, wem das geistreiche, harmonische, weltselige, übermütige, vornehme Individuum als Maßstab einer Kultur gilt, der mag die Revolution verdammen. Die Revolution hat das Individuum entfesselt:

wir kennen bereits zahlreiche Spielarten dieses Individuums: Napoleon, Byron, Chateaubriand, Musset, Heine, um nur von den Dichtern zu reden, weil diese ihrer Empörung in That und Wort Ausdruck verliehen haben. Und hier darf man den überfeinen Geistesaristokraten eine Frage vorlegen: Wollet ihr auf das Schauspiel verzichten, welches euch jene glückselig-unglückseligen Söhne der Revolution geboten haben? Verehrt ihr nicht auch das Wilde, Grandiose, Uebermäßige geistiger Ausblicke und Schauspiele? — Uebrigens sei gleich bemerkt, daß es kaum noch überzeugte Lobpreiser der alten Zeit gibt, zumal die feinsten Denker aus dem Volke stammen, welche Abstammung allein ihnen die Kraft verlieh, das überwältigende Erbe der Vergangenheit in Besitz zu nehmen, die Einen mit Lachen, die Andern mit Schmerzen, je nach dem Maße persönlicher Kraft. Die französische Revolution, Napoleon wie billig eingerechnet, war die größte Kraftverschwendung, welche die moderne Zeit kennt. Nach jeder Ausschweifung aber pflegt ein Schwächezustand, verbunden mit dumpfer oder grübelnder Traurigkeit einzutreten, und wir, wir leben im Banne der Rückwirkung und Traurigkeit: daher die sonnenlose Müdigkeit, das zeitweilige Sehnen nach dem Glück der alten Zeit. Goethe war nicht umsonst der heftigste Gegner der Revolution: gewohnt als Minister, Weltmann und Dichter zu wirken, mochte er mit andern tüchtigen Männern glauben, es sei möglich, die ersehnte neue Zeit allmählich heranreifen zu lassen. Doch, wie auch in diesem Punkte die Meinungen schroff geteilt sein mögen, Eines dürfen wir behaupten: die Geistesrichtung, welche durch die Revolution empor kam, ist die Feindin des Goethe'schen Geistes, welcher die Revolution in Rousseau (Werther) überwand und die sonnige Welt des kommenden Reiches schuf, weshalb man sagen kann, die Zeit Goethe's müsse erst kommen.

Diejenigen Männer des Bürgerstandes, welche die Früchte der Revolution genossen, hatten einen festen Standpunkt, um sich mit dem Ereignis abzufinden: es war der kräftige Egoismus einer Kaste, welcher sie zu den Apologen desselben machte.

Andere sehen in der großen Revolution nur die äußerst blutige Exposition des größten Dramas der Weltgeschichte und glauben, daß auch wir noch mitten in der Revolution leben. Sie haben Recht. Ein Ereignis, mag es sich nun in einem

Manne verkörpern oder nicht, gleicht immer einem zweischneidigen Schwert.

Luther war die Ursache, daß ungeahnte neue Lebensquellen im ganzen Norden emporsprangen; aber er trägt auch die Schuld an der sinnenöden Bauernhaftigkeit und bornierten Einseitigkeit der nordischen Kultur, und so ist er zugleich Fluch und Segen, wie alles Kraftvolle auf Erden.

Wir aber haben mit einer Thatsache zu rechnen: wir leben im demokratischen Zeitalter; (auch die Fürsten haben sich demokratisiert oder, um ein bezeichnendes Wort zu gebrauchen, embourgeoisés.) —

Wir fragen nicht mehr nach der historischen Berechtigung des Aristokraten, sondern: will die Natur überhaupt einen solchen? Ist es überhaupt möglich, die ungeheuere Verschiedenheit auszugleichen, die als natürliche Folge vielgestaltiger Verhältnisse und Zufälle in dunkelste Fernen fortwirkt? Die Vernunft ist ein Produkt der Kultur, eine seltene Goldfrucht, die sonnigste Verhältnisse verlangt, um für feine Finger zu reifen. Oft sind gewaltige Naturen aus der Tiefe aufgestiegen, reich an überschüssiger Kraft und ungebrochenem Willen; aber nicht immer haben sie es zur sonnigen Harmonie gebracht, welche im Genießen und Schaffen gleich groß sein will. In gewisser Hinsicht ist ja auch der feinsinnigste Geistesaristokrat, die lächelndste Frucht der Kultur, eine Verminderung des Menschen.

Eine Kultur beginnt sich selbst zu verdammen, wenn sie ihren ruhigsten Menschen, den Weisen, zu belächeln sucht. Vielleicht bietet sie ihren Söhnen von diesem Augenblick an viel größere Genüsse, als in den Zeiten mühseliger Arbeit und festen Glaubens.

Was aber diesen Glauben anbelangt, so darf man heute getrost behaupten, daß die Söhne der Revolution die Fähigkeit zu glauben in viel höherem Grade besitzen, als die lachenden Skeptiker der vernichteten Zeit. (Ich meine natürlich nicht den Glauben an die Kirche, obwohl auch diese von der Umwälzung Nutzen zog, sondern den Glauben an die Wissenschaft, die Kunst, die Zukunft des Menschengeschlechtes.)

Die drei Arten, sich mit der französischen Revolution auseinanderzusetzen, auf religiöse, ästhetische (im Sinne aristokratischer Kultur) und politische Weise, werden stets ihre

Parteigänger finden, zumal der Schatten jener Tage noch auf allen Gemütern liegt, welche sich des historischen Sinnes erfreuen. Dieser historische Sinn ist aber gerade die Ursache geworden, daß die begeisterte Betrachtung des vulkanischen Erdbebens kühler und kühler zusammensank, bis endlich nur noch die ungeheure Achtung der Thatsache übrig blieb, welche nun einmal den Menschen der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts eigen ist.

18.

Völkerpsychologie. — Die Völkerpsychologie liegt am Ende dieses lauten Jahrhunderts noch in den Anfängen, was daher rühren mag, daß es vorzugsweise Gelehrte waren, die, durch ihren Beruf veranlaßt, Beobachtungen über das Leben und den Wechselverkehr der Nation anstellten. Nun ist aber gerade der Gelehrte von Haus aus wenig dazu geeignet, in das Wesen eines fremden Volkes einzudringen. Besser daran sind geistreiche Weltleute, mit freiem Blick und kosmopolitischen Formen, welche nicht, wie es meist geschieht, das Gefühl der Verschiedenheit zu bald verlieren und aus einer Sitte auf die Vergangenheit zu schließen wissen, welche alle Augenblicke gegenwärtig ist. So bemerkt ein geistreicher Kenner französischen und deutschen Lebens, Karl Hillebrand, daß wir Deutsche es nur eingestehen sollten, wie wenig wir eigentlich von den Franzosen wissen, was wohl daher rühren mag, daß wir unsere Bildung durch die Auflehnung gegen den französischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts erworben haben. Die Franzosen sind die größten Gegner der Langeweile, und was von ihren Werken dem großen europäischen Bildungspöbel bekannt wird, dient zu flüchtigem Genuß, wobei nicht zu vergessen ist, daß die romanisch freie Behandlung des Geschlechtlichen die Faulen aller Welten anlockt. Es ist viel Geist in Frankreich, aber er liegt nicht offen zu Tage, man muß ihn, wie alles Seltene und Schöne, suchen, um ihn werben.

19.

Geist. — Das, was die Menschen Geist zu nennen pflegen, ist etwas Zeitliches. Wer könnte heute noch die feinen

Anekdoten Chamfort's belachen, wie sie die Grandseigneurs und Edelfrauen der letzten Salons vor der französischen Revolution belacht haben. Und Don Quixote —?

20.

Kritik. — Man kann ein großer Schriftsteller werden, ohne gerade sehr viele Gedanken zu haben, wie zum Beispiel der Bürgerhasser und sinnliche Romantiker Theophile Gautier, der die einzige Fähigkeit besaß, die Außenwelt zu sehen und in unerschöpflicher Prosa darzustellen. Er that eigentlich nichts anderes, als seine Visionen abschreiben, wobei man nicht vergessen darf, daß er im Zentrum einer sehr alten Bildung lebte und auf alle Fälle den Geist besaß, welchen auch die andern hatten.

In Frankreich, als einem Lande, dessen Sprache plastisch ist und das Gewordene darstellen kann, blüht denn auch heute noch die Kritik, welche ein Bild kritisiert, indem es in bilderreicher Prosa reproduziert. Solch ein Virtuos des Auges würde vielleicht vor einer Sammlung Rubens'scher Gemälde sagen:

Rubens: der Triumph des Fleisches, die heidnische Orgie des rosigen, glühenden, überquellenden Lebens, die bauerntrunkene Gemeinheit und der Pomp seidendurchrauschter Feste; das Leben in seinen Höhen und Tiefen, mit Frauen und Satyrn, mit Fürsten und besoffenen Bauernkerlen, wie sie sich im Hirn eines heidnischen Bürgers der Niederlande spiegelten; das Leben der Renaissance in einseitigster Form, das Glück der Schaffensfreude, die jeden Ausdruck, jede Linie, jede Farbe, jede Stellung übertreibt und zur Manier der Ueberfülle wird 2c.

Solche Rhetorik genügt den Leuten, die einzig und allein auf die Bildung des Auges bedacht sind.

Doch sei bemerkt, daß die beschreibende Kritik in Deutschland nicht gedeihen kann: man muß ein bißchen Künstler sein, um sie betreiben zu können und die Deutschen pflegen bekanntlich die Forderungen der Form abzulehnen. —

21.

Dichter. — Früher stand ein großer Dichter anders zu der Nachwelt, wie heute: er konnte seines Ruhmes, seiner Wirkung auf Jahrhunderte hinaus sicher sein. Dies ist anders geworden, seitdem der Dichter an den Weltzuständen leidet und das leidende Leben zu bekämpfen sucht, wäre es auch nur in seiner eigenen Persönlichkeit, — anstatt der triumphierenden Fülle des Lebens ein goldenes Denkmal zu setzen. Wir Modernen maßen uns sogar an, hinter das Werden eines Geistes zu schauen; mit übermäßig entwickeltem historischen Sinne erblicken wir sofort das Zeitliche, das Relative an einem Werke, das, mag es auch in Wahrheit groß sein, gar leicht unschmackhaft wird. Wir schätzen den geistigen Arzt höher, als den Verkünder der lachenden Schönheit; wir spenden sogar den Söhnen einer halben Barbarei, ich meine die Russen, Beifall, wenn sie nur den Haß des Lebens predigen, das wir Menschen einer großen Vergangenheit doch anders ansehen müssen. Oder ist der Sinn für Nüancen, dessen wir uns gerne rühmen, schuld daran, daß wir an den Einzelnheiten großer Werke haften bleiben?

22.

Man kann heute, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, ein großer Dichter werden, ohne Geist zu besitzen ohne ein Denker zu sein, was während der Herrschaft einer aristokratischen Kultur unmöglich gewesen wäre.

Die jetzige Gesellschaft duldet den Geist nur, wenn er sich in Witz verkleidet und die Langeweile bannt, zumal Niemand so recht des folgenden Tages sicher ist. Da wir an gebrochenen Weltzuständen leiden, so braucht der Dichter nur sie einfach darzustellen, oder, wie man etwa vor vierzig Jahren gesagt hätte, die Dialektik in die Situationen zu werfen. Die russischen Dichter sind oberflächliche Denker, aber ausgezeichnete Beobachter und große Künstler: es fehlt ihnen an einem alten Erbe von Geist. Aber gerade deswegen mag man ihrer Nation, die so gerne Frankreich, das heißt das älteste und bereits verdorbene Kulturland nachahmt, eine große Zukunft in der Litteratur prophezeien.

23.

Der Kardinal de Retz bemerkt in seinen Denkwürdigkeiten, sein Gegner La Rochefoucauld habe in seinem Wesen ein unbestimmtes Etwas, ein je ne sais quoi gezeigt, welches der malitiöse Feind des feinen Beobachters und Maximenschreibers zu erklären sucht, indem er meint, der Herzog habe immer mehr sein wollen als er eigentlich war. In Wirklichkeit aber war es der Litterat in dem Edelmann, welcher dies Gefühl in Anderen erregte: der mißtrauische Beobachter war nicht in der Lage, sich in einfacher naiver Weise, das heißt seinem Charakter als Höfling gemäß, zu geben; unbewußter Weise war er darauf aus, aus den Situationen Geist zu ziehen, und so erschien sein halb nach innen gesenkter Blick mißtrauisch, zögernd, verlegen. Leute, die viel Geist haben, werden leicht verlegen vor Menschen, die in einer durchaus verschiedenen geistigen Welt leben, zumal wenn sie ehrlich sind. Der Litterat, mag er auch noch so unabhängig sein, ist kein naiver Mensch mehr.

24.

Es ist eine gelinde Täuschung, wenn die Dichter oder Schriftsteller an die Allgemeinheit einer geistigen Richtung glauben; zum mindesten sind solche Strömungen schwächer, als sie anzunehmen scheinen, weil die Menge nur von Zeit zu Zeit an der Arbeit der Epoche teilnehmen kann und, bei dem Mangel einer einheitlichen Kultur, in einer aufgeblasenen Willkür dahinlebt. Ja, es ist wahrscheinlich, daß sogar erloschene Geisteswelten in vielen Gemütern noch ein kümmerliches Dasein fristen. Wir stehen, im Glauben an die Allgemeinheit der geistigen Neigungen einer Zeit, noch unter der Nachwirkung älterer Zustände. Auch jene tiefe Sehnsucht nach einem neuen Glück, nach neuer Liebe, nach neuem Sonnenschein, ist tausendfach verschieden. Einige werden das Glück finden, aber, wohlgemerkt, nur in ihrem eigenen Innern, werden ihm Ausdruck verleihen, und dann wird auch das ersehnte Glück auf dieser Erde weilen, wo der Mensch gewissen Verhältnissen gegenüber steht, die er

nie und nimmer ändern kann. Sollte nicht der Glaube an die Allmacht der Wissenschaft an dem Umfang der großen Sehnsucht Schuld haben? Oder ist diese Sehnsucht schon das halbe Glück, wie denn das Jahrhundert des Geistes und der freudigen Begeisterung in einer sehnsüchtigen Erwartung an die nahe große Zeit dahinlebte. Wir leiden an der Ernüchterung, am Rückschlage, aber mit einer geheimen Sehnsucht im Herzen, die gar seltsame Wirkungen erzeugt. —

25.

Tagebuch. — Zu der feinsten Art, sich sein eigenes Ich als Schauspiel zu geben, gehört das moderne Tagebücheln, welches den geschwätzigen Briefverkehr des 18. Jahrhunderts, sowie die Sucht der Selbstporträtierung, ersetzt hat. Der moderne Mensch, als ein gänzlicher Plebejer, kennt nicht das außerordentliche Gefühl der Persönlichkeit, wie es, noch vor hundert Jahren, einen Edelmann beseelte und trug; er begrüßt jede Steigerung der Persönlichkeit mit lautem Entzücken, jedes Gefühl der Freiheit mit der Hast eines unsichern Erben einer alten und deshalb widerspruchsreichen Natur. Oft aber ist der Drang, die innern Erlebnisse anfzuzeichnen — und solche nur gibt es in unserer müden Welt — eine fein versteckte Feigheit, wenn er nicht, wie bei dem großen Tagebüchler Hebbel, aus der dunklen Ahnung hervorgeht, daß alle unsere Zustände nur vorübergehend sind und einen schwer bestimmbaren Wert besitzen.

26.

Die moderne Welt kann den Bacchanten nur noch unter einer Form ertragen: nämlich als Musiker. Wagner und Liszt sind die beiden glühenden Schönheitsbacchanten. Der geniale Pianist schwang den Thyrsusstab der überreizten Musik, und siehe da: aus allen Landen folgten die sensationshungrigen Weiblein als Bacchantinnen. Und wunderbar! Das maulsatte Philisterium entschuldigte diesen Bacchantenzug, weil der erzromantische Führer aus seinem Thyrsusstab keine staatsgefährlichen Gedanken schütteln konnte. Die modernen Fürsten können alle mit gutem

Gewissen eifrige Pfleger und Förderer der Musik sein, ohne je ihre Gefährlichkeit fürchten zu müssen. Wird der Bacchantenzug alt, so löst er sich auf in Pfaffen, Propheten oder Betschwestern. R. Wagner predigte vom Sybaritenlager aus den Buddhismus.

27.

Warum werden so viele geistvolle Menschen gegen Ende dieses Jahrhunderts zu Reaktionären? Aus Geistesaristokratismus, aus Furcht vor der Demokratie? Sehr wahrscheinlich. Die sogenannten unsterblichen Prinzipien von anno 89 sind auf den Lippen so vieler Geisteslumpen und Litteraten herumgefahren, daß sich mancher Delikate besinnt, sie nocheinmal auszusprechen. Vielleicht auch werden die Feinfühligen durch den Anblick des Menschen abgeschreckt, welchen die Demokratie geschaffen; denn diese hat einfach keine Zeit, schöne Menschenbilder zu meißeln. Die Schönheit ist, wie der Geist, aristokratischer Natur; nicht so das Gefühl. Die Gedanken aber sind wie Münzen, sie werden schmutzig und verlieren das schöne Gepräge, wenn sie viel unter den Menschen zirkulieren.

28.

Wir Alle lieben das Leben und seine nackte Darstellung, selbst da, wo unser sittliches Gefühl ein verdammendes Urteil spricht. Ich denke hierbei besonders an zahlreiche Denkwürdigkeiten aus dem verflossenen Jahrhundert.

Die Aeußerungen einer bedeutenden oder interessanten Persönlichkeit, welche sich, inmitten einer verfallenden und verfaulten Welt, naiv oder geistreich gibt, sind vom höchsten Reize. Dazu mag kommen, daß wir Söhne einer nüchternen demokratischen Welt kaum hoffen dürfen, auf unserem Wege recht sonderbare, reich entwickelte Menschenexemplare zu treffen. Die Demokratie entwickelt zwar die Persönlichkeit, aber nach innen, in krankhafter Weise. Das freudige Erfassen des Lebens läßt uns sittliche Mängel verzeihen: wir sehen, wie es über Abgründe hinübertrug, in die wir Alle stürzen würden.

29.

Das Individuum hat gegen die Kultur einen harten Stand, besonders, wenn sich diese, auf einer hohen Stufe angelangt, zum Verfall neigt, welcher nicht so leicht erkannt werden mag, indem er durch Darbietung zahlreicher Genüsse und ein scheinbar überreiches, zeugungsfähiges Leben auch tiefer denkende Geister täuscht. Solchen ist aber die Kultur die Hauptsache, und sie glauben, indem sie eine solche Meinung mit gewaltsamer Schärfe aussprechen, ein größeres Recht für ihre Anschauung zu gewinnen. Das Verhältnis zu einer reichen Kultur wird aber doppelt peinlich, wenn man das Glück hat, einer Nation anzugehören, wie sie nun einmal die deutsche ist. Die deutsche Kultur wurde durch Ausnahmemenschen geschaffen, die sich durch die Natur ihres Talentes in ausgesprochenem Gegensatz zu ihren Zeitgenossen befanden und, unbekümmert um den Erfolg, einen mühsamen, nur durch innere Genüsse erhellten Weg zurücklegten, zu Nutz und Frommen späterer Geschlechter. Diese hohe Kultur, durch welche wir als das letzte Volk dem Auslande bedeutsam wurden, ist nun, als Werk höchster Geister, der Nation schwer zugänglich; und so veraltet Vieles, wie auch die höchste Offenbarung, ohne daß das jung aufstrebende Individuum aus dem Lebenswerke der Großen das Lebensvolle gleich ausscheiden könnte. Daher denn Streit und Verachtung des Alten, sowie der größte Fluch der Erben: Unnutzbarmachung so trefflicher, ja geradezu einziger Güter. Die Jugend gehört Dem, der am überzeugtesten scheint; sie ist glücklich, wenn sie für ihren Drang eine Formel finden kann. Nur den Oberflächlichen und den ganz tiefen Geistern wird das Erwerben alter Kulturschätze zum Genuß: ersteren, weil sie nur das Zusagende aufnehmen können, den andern, weil sie ruhig die gewaltige Last eines geistigen Erbes tragen können. In Frankreich ist die Kultur in viel höherem Maße Werk der ganzen Nation; daher die Verehrung für alle Tradition, welcher auch revolutionäre Geister zu huldigen pflegen.

30.

Jenes tiefe, oder wie man es nennen will, grausame Wort des Gottes: Γνῶθι σεαυτόν, Erkenne dich selbst! ward, man bedenke es wohl, zu einem jungen Volke gesprochen, das, ver-

möge seiner ganzen Anlage, im lauten dialektischen Streben nach Erkenntnis sein Glück fand. Dem Menschen einer jungen Welt ist dieses Suchen ungefährlich, er wird nicht leicht geistig krank, wie der moderne, dem dies Insichhineinblicken einen Abgrund öffnet. Der Mann einer reifen Civilisation, Seneca, gibt seinem Lucilius im ersten Briefe einen ganz andern Rat: Vindica te tibi. Beide Ermahnungen charakterisieren zwei Civilisationen. Wie alt, mürb, ungesund, faul muß eine Kultur geworden sein, wenn ein weiser Prediger der stoischen Tugend, der am Hofe eines komödiantenhaften Tyrannen die ganze Zeit genossen, seinem Schüler solch ein Wort schenkt, als strenge Aufforderung, die eigene Persönlichkeit zu retten, wir würden sagen, ein Individuum zu werden, das allein zur Weisheit gelangen kann. Ist das Ziel jeder Civilisation vielleicht gar das Individuum, diese herrliche und doch mitleiderweckende Blüte der Welt? Dem Griechen war τὸ ἀγαθόν Ziel des philosophischen Lebens, dem Modernen ὁ ἀγαθός.

31.

Ein ausgezeichneter Beweis dafür, daß die Deutschen ein jüngeres Volk sind als die Franzosen, liegt in ihrer Wertschätzung des Theaters, welche die geheime Hoffnung einschließt, daß in Deutschland gar wohl noch einmal eine langersehnte Blütezeit der dramatischen Dichtung anbrechen könne. Bei den Franzosen zählen die tieferen Geister das Theater überhaupt nicht mehr zur Litteratur, weil es, selbst im besten Falle, doch Konvention sein muß, wobei sie zunächst an ihre glänzenden Macher denken mögen. Dem Deutschen ist die dramatische Dichtung der Gipfel der Dichtkunst überhaupt, und diese Ansicht nenne ich jung: denn die Jugend bedarf des Theaters mehr als das Alter, zumal in einer Zeit, wo die pittoreske Seite des Lebens mehr und mehr verschwindet. Oder sind überhaupt die Germanen weniger für das Theater veranlagt?

32.

Im Allgemeinen pflegen die Völker in ihrer Philosophie ihren Durchschnittscharakter zu verleugnen, ja eher den entgegengesetzten Standpunkt einzunehmen, wie denn die Juden,

gewiß eine realistische Rasse, die größten Idealisten hervorgebracht haben. Jene Verwunderung der Franzosen, welche nicht begreifen können, wie die wolkenwandelnden Deutschen so nüchterne Biertrinker und Geschäftsleute sind, erscheint höchst komisch.

33.

„Zierlich denken." Ja, wann hätten die Deutschen je zierlich gedacht! Trotz jahrhundertelanger Kulturarbeit haben wir nicht das Gefühl der Form erworben. Ein Philosoph hat die Deutschen ein zeugendes Volk genannt; und gleicht ein solches nicht jenem idealen Don Juan, der jedes Weib verläßt, sobald er es ergründet, das heißt genossen hat. Das Weib ist hier die Idee.

Il est d'une idée
Comme d'une beauté, qu'on n'a pas possédée ;
On l'adore, on la suit, ses détours sont charmants,
Mais, dès qu'elle se rend, bonsoir, le charme cesse.
(A. de Musset.)

Dem Engländer ist die Idee eine Hausfrau, dem Franzosen eine Maitresse, dem Deutschen eine Geliebte. Wenn der Deutsche von Ideen sprechen hört, so wird ihm, er weiß selbst nicht wie.

34.

Nichts ist bezeichnender für Goethe, ja für den naiven Dichter überhaupt, als die Aeußerung des gereiften Olympiers gegen den jungen Schopenhauer, der mit ihm über die Idealität aller Dinge sprach: „Aber, lieber junger Mann, die Dinge sehen Sie!" (d. i. Sie werden von deu Dingen gesehen.)

35.

Die eingetretene Reaktion gegen die deutsche Philosophie besteht in einer sorgfältigeren Pflege der Psychologie, welche Vielen überhaupt die Philosophie zu ersetzen vermag.

36.

Bedeutende Geister, die nicht spekulativ veranlagt sind, werden von der Philosophie immer zu viel erwarten und sie hassen, wenn sie, enttäuscht, wieder in das Reich der Kunst zurückkehren. Philosophen sind selten gute Beobachter; aber die Weltanschauung des geistreichen Weltmanns kann ganz gut dieselbe sein, wie die des abstrakten Denkers.

37.

Das selige Vegetieren der Romantiker ist bei R. Wagner zum Aufgehen in der Musik geworden. Wagner glaubt allen Ernstes, daß seine Musik erlöse. Wagner hat sein ganzes Leben lang die Einheit von Geist und Sinnlichkeit gesucht, um zuletzt, wie alle Romantiker, als Frömmler zu enden.

38.

Bedeutende Männer müssen ungerecht gegen ihre eigene Nation sein, nicht sowohl weil sie die Schranken des nationalen Geistes klarer erkennen, sondern weil sie in ihrer eigenen Natur an dieser Beschränkung leiden und oft vergeblich streben, sie zu überwinden.

39.

Die Menschen sind alle Hedonisten, auch wenn sie es nicht eingestehen wollen: der grimmigste Pessimist genießt den Triumph, daß er der Welt (oder dem Gott) vorrücken kann, wie erbärmlich es um Alles bestellt ist. Es wird eine Zeit kommen, wo man jeden Pessimisten als einen ganz unverschämten Wicht betrachten muß. Die Pessimisten kann man einteilen: in spekulative, in cynische (Weltleute), und in zärtliche (feminini generis): Wagner und die Franzosen, die dem quiétisme noir huldigen und im Abgrund Weib das Nirwana vorauskosten.

40.

„Lukretia Floriani“ von George Sand ist doch ein höchst merkwürdiges Buch, das, es ist wahr, allerdings nicht für die

Kindlein und Stillen im Lande geschrieben ist. Die Sand war, wie die Bacchantinnen in ihrem Gefolge, die Hahn-Hahn und ähnliche Frauen, durchaus Französin und bei aller Idealität eine überzeugte Priesterin der irdischen Venus.

Sie war in der Litteratur Antikünstlerin, verstand aber im Leben die schwere Kunst des Vergessens, so daß von den geistreichen Männern, welche mit ihrem Leib auch ihren Geist beherrschten, keine Spur in ihrem Wesen zurückblieb. Wie alle wollüstigen Naturen war sie eigentlich prüde. Die Kunst, sich in jedem Augenblicke von tiefen Einflüssen frei zu machen, war bei ihr in seltenem Grade zu finden: es scheint, daß ein Mann nur so lange Reiz für sie hatte, als sein Gedankenleben für sie geheimnisvoll war. Sie war eine Plebejerin des Geistes, trotz ihres hochinteressanten Stammbaums, der für eine Romandichterin ihrer Art eigens erfunden scheint. Wer erkennt in dieser Venuspriesterin nicht mit einer geheimen Freude den seltenen Typus des „Weiblichen Don Juan“, der nicht aus Durst nach Macht von Mann zu Mann gaukelt, sondern aus Durst nach Beherrschtwerden? Die Sand glaubte in jedem mehr oder minder berühmten Manne den geborenen Herrscher gefunden zu haben; aber, unfähig als reines Weib in dem Geliebten aufzugehen, wie nicht minder unfähig, ihn ganz zu erfassen, begnügte sie sich mit der Rolle eines geistigen Vampyrs: sie sog die Geliebten aus, um den fremden Geist in unselbständiger Weise zu reproduzieren. Uebrigens war sie leicht geneigt, alle Dinge in der Welt vom Standpunkte der Liebe aus zu beurteilen. Damit ist eigentlich Alles gesagt.

41.

Jede Kultur muß im Byzantinismus endigen. Ein entsetzlicher Gedanke, daß die Welt von Zeit zu Zeit Barbaren braucht.

42.

„Bildung vermittelt!“ sagt in höchst bezeichnender Weise David Strauß. Wir aber sagen: „Bildung trennt!“ Das Aufdämmern dieser Wahrheit gehört zu den schmerzlichsten Erfahrungen gewisser Geister.

43.

Die besten Bücher der neuesten Schriftsteller entspringen aus pathologischen Zuständen: das moderne Individuum hat die Scham des Geistes verloren. Wir sind so weit entfernt von allen natürlichen Menschen, daß H. Taine Napoleon als ein Phänomen des Atavismus, als einen Condottiere der großen Renaissance erklären muß, deren Erbe wir noch nicht aufgezehrt haben.

44.

Welch großen Aufwand an Genie macht nicht die Natur oft, um nur ein einziges bedeutendes Werk zu erhalten: als Beispiel möge Musset gelten, der als vas dei in seiner Jugend nicht seinesgleichen besaß. Und was war das Resultat eines so großartigen Aufwandes? Ein paar Hundert unsterbliche Verse, worauf die Schöpferin das Gefäß zerbrach, daraus die unsterblichen Thränen geflossen.

Natura lo fece e poi ruppe 'l stampo.

Wenn nur der Untergang auch schön gewesen wäre!

45.

Vom Nessushemd der Erinnerungen werden nur die allerzartesten Seelen getötet.

46.

Die Menschen sehr alter Epochen nähern sich dem Höflingstypus.

47.

Alle französischen Moralisten sind Pessimisten, im Gegensatz zu den Dichtern der Nation. Es bedurfte der geschärften Beobachtungsgabe der Höflinge, um zu dieser Weltanschauung zu gelangen. L'homme est maintenant en disgrâce chez tous ceux qui pensent, et c'est à qui le chargera de plus de vices; mais peut-être est-il sur le point de se rélever et de se faire restituer toutes ses vertus .... et bien au-delà.

Vauvenargues hatte gut prophezeien: Rousseau der Optimist, war nicht fern. Die französische Misanthropie ist bitterer als die deutsche, aber nicht satanischer. Der Cyniker Chamfort, der Parasit des geistreichen Adels, weiß auch seinen bittersten Maximen die höchste Anmut einer fast griechischen Einfachheit zu verleihen.

48.

Jede große Idee muß sich umkleiden, das heißt in eine andere Sprache übersetzen lassen, wobei es allerdings nie ohne Zwang abgeht, so daß jedes Aneignen einer fremden Civilisation besten Falls ein Umkleiden von allerlei Anschauungen ist. Zum Glück hat die Masse, bis zum gebildeten Pöbel hinauf, kein geschärftes Auge, um das Fremde, welches jeder feine Geist anfangs mit leisem Mißbehagen empfindet, zu bemerken.

49.

Es gibt Schriftsteller, welche bei aller ihrer Subjektivität kaum die Lust erwecken, ihr persönliches Leben kennen zu lernen. Die Werke Anderer erscheinen bei aller Unpersönlichkeit wie Ausstrahlungen einer besonderen Natur, in die wir einen Einblick wünschen, weil sie geheime Abgründe zu bergen scheinen, weil auf ihnen der lockende Reiz des Geheimnisses liegt, der in die Bewunderung jene feinsten Schauder vor allem Unbestimmbaren, Boshaften fließen läßt.

Ihr Gedanke scheint weiter leuchten zu wollen, als er wirklich vermag, über einer Tiefe zu zittern, die wir Alle in seltsamen Stunden in uns wahrgenommen haben. Naturen, die ganz glänzende Oberfläche, besitzen (es sei dies ohne Verachtung gesagt) nie jenen Zauber einseitiger Persönlichkeiten. Und das Persönliche ist bei uns seltener als sonstwo, vielleicht weil wir große Lerner sind.

50.

Er hat genug Geist, um nicht zu viel zu haben. Seltsames Wort einer geistreichen Nation, bei der es die meisten Menschenkopien gibt.

51.

Man vergesse beim Studium der Nationen, wie der einzelnen Menschen nie, möglichst genau zu erforschen, auf welche Weise sich bei ihnen das Gesetz der Ergänzung äußert: die einzelne Nation, wie das Individuum, hat den Drang, jene Eigenschaften zu erwerben, die ihrem Charakter am fernsten liegen, und versteht es, diesen Drang in ausgezeichneter Weise zu leugnen oder zu maskieren. Wie bezeichnend für die Franzosen ist doch ihr Verhältnis zur Poesie, die ihnen heute, in einem antipoetischen Zeitalter, wirkliches Bedürfnis scheint, so daß sie in der Epoche der Prosa nicht nur ausgezeichnete Arbeiter (ciseleurs) des Verses, sondern auch verständige Leser haben, welche das Technische einer alten, höchst kunstreichen Versifikation genießen und zu schätzen wissen. Wie bezeichnend ist ferner das Verhältnis der Engländer zum Christentum, dessen sie bedürfen, um die sinnlich düstere Bestie im Angelsachsen zu zähmen, da die Philosophie oder irgend eine Moral bei dieser unphilosophischen Nation nicht dazu ausreicht. Wie stellen das wissenschaftliche Streben Goethe's, der Wertherdrang des Artillerielieutenants Napoleon, die Thatpreiserei Carlyle's die eigentliche Natur und Begabung dieser Männer in das helle Licht der Gegensätze. Und darf hier nicht an die Erfolganbeterei der jetzigen Deutschen, eines ehemals philosophischen Volkes, erinnert werden?

52.

Einen Mann, dessen Herzensneigungen durch den Geist kommen, darf man unbedingt als überlegenen Kopf ansehen.

53.

Die lateinischen Völker, namentlich aber die Franzosen, werden viel leichter Stimmungsdilettanten als die germanischen, obwohl ihrer Sprache das Wort Stimmung gänzlich fehlt: Dafür haben sie die Sache, das heißt Lust und Laune sich seltsame Zustände des Geistes zu erklären, diesen zu analysieren und auf diese Weise die eigene Persönlichkeit zu genießen. In dem allgemeinen Werden, dessen Begriff ihnen bis vor kurzem

fremd, ziehen sie einen Gegenstand an sich, um ihn, losgetrennt von seiner natürlichen Umgebung, einer genauen Besichtigung zu unterwerfen. Sie allein haben den Mut, die Blüten einer mürben, oder gar schon angefaulten Kultur zu pflücken, ohne jene falsche Scham, welche den Niedergang als Schmach empfindet, während er doch in Wirklichkeit nur die Folge eines übermäßigen Reichtums, der das Individuum erdrückt, indem er seine Eindrucksfähigkeit ins Maßlose steigert, es zum Dilettanten macht.

54.

Le cynisme confine à la chasteté! (Flaubert.)

Ja, aber nur bei bedeutenden Geistern, welche, im freudigen Uebermut der Erkenntnis, auch einmal herabsteigen dürfen, ohne befürchten zu müssen, daß sie dabei ihre heitere Würde verlieren; nur die überlegenen Spötter, welche genug gelitten, werden den Humor auch da zu genießen wissen, wo die Natur ihre Rache nimmt. Es liegt im Cynismus der freien Geister nicht nur eine spöttische Lust, sondern auch ein geheimer Groll: Alexander der Große und Byron haben vor gewissen natürlichen Verrichtungen das Menschsein am deutlichsten gefühlt.

55.

Wie, wenn die Romantik nur der Bauernaufstand, oder besser der Bürgeraufstand des Geistes gewesen wäre, ein erwünschter Anlaß für alle mittelmäßigen Geister, zu protestieren gegen eine enge, in ihrer Tüchtigkeit lächerliche Welt, bei deren Verachtung man nicht nur die ersehnte Freiheit, sondern auch eine ironische Ueberlegenheit genoß? Die deutschen Romantiker entstammten ja dem Bürgertum; sie bedurften der Ironie, um überhaupt geistig leben zu können, und des gewaltigen Drangs nach großen Gefühlen, nach Macht, die sie denn, bei durchaus mittelmäßiger Begabung, nicht anders stillen konnten, als durch einen ausschließlichen Geistesaristokratismus, der zu kraftlos war, um durch eine mühsame Ausbildung des eigenen Geistes zum tiefen Gefühl einer überlegenen Persönlichkeit zu gelangen. Goethe war kein Romantiker, wenn auch die

Blaublümler, mit dem Instinkt der Schwächlinge und anschmeckenden Kenner, seine Werke als große Erzeugnisse priesen. Es darf nicht Wunder nehmen, wenn die Söhne des deutschen Bürgertums, dem, bei aller hausbackenen Tüchtigkeit, der große Ausblick fehlte, jene ersehnte Einheit des Lebens im Mittelalter zu finden glaubten.

Auch der französische Romantismus kämpfte gegen eine Bourgeoisie, deren Führern man eine gewisse Bildung nicht absprechen kann. Der Masse des Bürgertums liegt der Drang nach geistigen Erlebnissen und Abenteuern, nach verwegenen Neuerungen und geistigen Ausschweifungen durchaus ferne.

56.

Graf von Schack. — „Ein halbes Jahrhundert." Die Deutschen pflegen unehrlich gegen ihre geistigen Erlebnisse zu sein; sie lieben es, ihr eigenes Leben zurecht zu dichten, wäre es auch nur, um den Genuß jener feinen Individuen kennen zu lernen, die ihre eigene Vergangenheit als wohlgelungenes Schauspiel empfinden. Unsere Litteratur ist arm an Memoiren, an Denkwürdigkeiten, in denen sich eine Natur in vornehm-wahrer Weise auszusprechen wagt. Die Kunst, sich selbst in eine gewisse Ferne zu rücken, die wohlwollende Mäßigung des freien Mannes, die behagliche Gabe der Mitteilung scheinen dem Deutschen, einzelne seltene Fälle ausgenommen, versagt zu sein. Kein Wunder: waren doch die Gelehrten unsere hauptsächlichen Träger der Kultur, also ein Stand, der die Form von jeher abzulehnen suchte. — Wenn wir auf das alte Frankreich des Ancien-Régime blicken, so sehen wir eine Menge Menschen, deren ganze Lebenskunst darin besteht, sich behaglich mitteilen zu können.

Ohne Individuen im modernen Sinne des Wortes zu sein, schöpfen sie von den Schätzen einer alten geistreichen Kultur, die ruhig vor ihren heitern Augen ausgebreitet liegt; gezwungen, eine Rolle auf den Höhen des Lebens zu spielen, blind genug, um ohne Besorgnisse das Leben von der sonnigsten Seite zu nehmen, hegen sie keine Zweifel an ihrem Geist und ihrer Stellung. Der Leidenschaften bar, sprechen sie alle die gleiche Sprache, hegen sie alle die gleiche Ansicht vom Leben, dem ein spottendes Lachen und die Freude an der Erkenntnis fortdauern-

den Reiz verleihen. Da ist in ihrem Verhältnis zu den Menschen nichts von der tiefen Unruhe des Plebejers zu merken; der Geist, der die Erfahrungen einer langen Bildnng in blendende Sätze umprägt, wirft einen verklärenden Goldschimmer auf die äußerste Verderbnis.

Wir alle lieben das Leben, die triumphierende Freude am Dasein. Diese Leute, welche zu ihrer Belustigung oder Rechtfertigung ihre Denkwürdigkeiteu niederschrieben, besaßen das Geheimnis der Form, die ihr ganzes Leben regelte, einzwängte, aber auch mit der Sicherheit lächelnder Anmut umgab. Nur in einzelnen Fällen — der Herzog de Saint-Simon ist solch ein glänzender Fall — besitzen diese Denkwürdigkeiten eines schuldbeladenen, glücklichen Geschlechtes Tiefe. (Stendhal, welcher seine genialen Bemerkungen über Land und Leute in der nachlässigsten Form hinzuwerfen pflegte, bemerkt einmal, daß es nur im Frankreich des Ancien-Régime Glückliche gegeben habe.) Auch der adelige Dichter, der in drei Bänden von seinen Erinnerungen erzählt, ist keine tiefe Natur. Als Mann der sichern Lebensform, als reicher Edelmann, besitzt er die Gabe der Mitteilung: er schreibt einen vortrefflichen Stil, er begnügt sich, die Sonnenseite seines still-reichen Lebens darzustellen, wenn er auch nicht verhehlen kann, daß ihm seine Mißerfolge als Dichter sehr nahe gehen. Halten wir uns vor Allem an ein bedeutsames Geständnis des dichtenden Grafen: er gesteht, daß er stets seine Heimat in der Vergangenheit, in den verschiedensten Zeitaltern und Kulturen gesucht habe, bis ihm endlich das alte Hellas als bleibende Heimstätte seiner Seele erschienen sei. Ja, Graf Schack ist ein Maun der Vergangenheit, wenn er sich auch des öfteren glücklich schätzt, in unserer glorreichen Zeit, die doch alle Märchen von tausend und einer Nacht übertreffe, gelebt zu haben. Er vergöttert die Form, Platen; er dichtet wie Byron, ohne dessen titanische Kraft: er ist Epigone im vollsten Sinne des Wortes. Eifriger Reisender, liebt er es, seine Eindrücke in wohl gerundeter Form festzuhalten; aber seine Bilder besitzen nicht die reiche Feinheit der modernen Landschafter. Er weiß Gegenwart und Vergangenheit eines Ortes in einem Gefühl zu genießen; aber er bringt niemals einen neuen geistreichen Gedanken über die Vergangenheit vor, wie Goethe, oder Stendhal, der unzählige Anregungen gibt. Als großer Herr hat er viele berühmte Menschen gekannt, über

die wir gerne Eigentümliches erführen; aber seine Urteile gleichen den Aeußerungen der geistreichen Dutzendmenschen: der Graf versteht nicht die feine Kunst, ein unvergeßliches Porträt mit wenigen Strichen zu zeichnen, die Stellung eines bedeutenden Mannes in wenigen Sätzen zu markieren. Auf seinen Fahrten zu den ehrwürdigen Trümmern aller Kulturen, nach Aegypten, nach Granada, erscheint er als der gefühlvolle Reisende, der sich vor dem Anblick majestätischer Vergänglichkeit erinnert, daß er ein Dichter ist; aber er kennt nicht jenen poetischen Schrecken tiefer Naturen vor dem ungeheuern Mysterium des Weltalls. Er ist eben stets ein Mann der Form, der die Weltgeschichte als ästhetisches Schauspiel empfindet, in dem die Kräfte gemäßigt wirken und eine Harmonie erzeugen, die uns wenig interessant erscheint. In mancher Hinsicht zeigt sich der dichtende Edelmann borniert (Graf Schack ist nicht groß genug, um den Edelmann vergessen zu lassen). Als Deutscher einer älteren Generation, als deutscher Edelmann ist Schack eine gesunde Natur; bei einem ausgesprochenen Mangel an Sinn für Nüancen, ist er stets wohlwollend und gerecht, begeistert für alles Edle und Große der Vergangenheit und Gegenwart, für die Schönheiten der Kunst und der Natur. Aber alles dieses genügt nicht, um aus einem Manne, den seine äußere Stellung über den befruchtenden Schmerz hinwegtrug, zu einem großen Dichter zu machen.

Und in der That, Graf Schack ist kein großer Dichter, dessen Vernachlässigung der Nation als Verbrechen angerechnet werden könnte. Er hat, nach seinem eigenen Geständnis, Alles genossen, was diese Erde bieten kann. Wie viele Größere, welche dieses nicht von sich sagen können, haben unter langer Verkennung gelitten! — Oder darf man hier, einer allgemeinen Neigung folgend, an das Gesetz der Kompensation in der Natur denken, nach welchem eine Persönlichkeit, die mit sonnigem Behagen die alten Formen der Vergangenheit genießt, sicher im Besitze des Erworbenen in Kunst und Wissenschaft, die wertvollen Ecken und Eigenheiten der Individualität einbüßen muß? Wenn auch, wie es scheint, das allseitige aufnahmsfähige Individuum die Frucht der Früchte am Lebensbaum zu werden verspricht, das heißt eine Art Mensch, in welcher der Krieg der Triebe zu charakterloser Harmonie herabgestimmt ist, so ziemt uns immer noch der gute Geschmack, das einseitige Individuum vorzuziehen.

Nur das Persönliche hat das schöne Vorrecht, uns Bewunderung abzuringen: die Bildung wie auch der Geist, die heute billig geworden sind, kommen erst in zweiter Reihe, vielleicht als erheiterndes Schauspiel, das zum Ausruhen verlocken darf. Graf Schack ist, es kurz zu sagen, keine Persönlichkeit im hohen Sinne des Wortes: er hat kein neues Wort gesprochen, er hat nur ein Erbe mit Geschmack und Geist auszugeben verstanden. Er gehört zu jenen alleredelsten Epikuräern des Geistes, zu jenen Geistesaristokraten, welche in einem demokratischen Zeitalter leicht verkannt werden. Der wahre moderne Dichter muß über den Geistesaristokraten hinausstürmen, er muß die beiden Parteien, die Genießenden und Erwerbenden, die Männer der Vergangenheit und Zukunft überwinden, vor allem aber mit einem eisernen Sinn für die Thatsache begabt sein, den goldenen Sinn für Beschränkung und doch die volle Kraft des Willens besitzen. Für Männer wie Graf Schack ist das Leben, trotz aller innern Kämpfe und Erlebnisse, doch nur glänzende Oberfläche. Die allerschwerste Kunst bleibt doch die, sich geistige Erlebnisse zu verschaffen, die des Blickes der Edeln wert sind.

57.

Männer, wie Paul Heyse, sind bei aller Begabung fast nie das Glück einer Litteratur, ja eher ein Unglück zu nennen, insofern sie, als Pfleger eines gealterten, engen Geschmacks, die Bildung neuer Formen mit neuem Gehalt verhindern.

Sie sind geborene Epigonen: die Schönheit der übernommenen Form wird zur charakterlosen Glätte, die Pflege des Idealen zur Feigheit vor den schrecklichen Seiten und Problemen des Lebens, die bewußte Künstlerschaft zum seichten Epikuräertum, und ehe man sich's versieht, ist auch die Manier da, mag sie sich auch nur, wie bei Paul Heyse, in einer süßlichen Form äußern. Ich frage Alle auf's Gewissen, ob sie je, bei der Lektüre dieses zu fruchtbaren Schriftstellers, einen tiefen unerwarteten Schauer des Göttlichen, einen plötzlichen, ungeahnten Einblick in das unermeßliche Reich der Schönheit genossen haben. Da redet man sich dann billigerweise mit der Vornehmheit hinaus, obwohl ja gerade jenes rastlose Produzieren, jenes Etwas-sein-wollen, was man nicht ist,

zum Beispiel Dramatiker, durchaus plebejisch genannt werden muß. Auch als Prosaiker hat Heyse nie die ruhige Meisterschaft eines Goethe oder Gottfried Keller erreicht, deren Größe sich gerade darin offenbart, daß sie, als große Herren der Sprache, auch hie und da eine Nachlässigkeit wagen dürfen, was nicht besagen will, daß sie je schlecht schreiben, wie es Heyse bisweilen that. Wir bedürfen der Dichter für Männer; ein Schriftsteller, der Liebling der heutigen Frauen und nur der Frauen ist, kann nie zu den großen Meistern gehören.

58.

Es war für mich höchst lehrreich zu sehen, wie einer der geistreichsten Lateiner, der seltsame, kluge, liebenswürdige, tiefe Epikuräer Stendhal zu Shakespeare kam: nämlich durch die Renaissance, als deren größter Sohn der Brite, wenigstens für den Norden, gelten mag. Indem der Franzose die überschäumenden, grausamen, listigen, gewaltthätigen, italischen Naturen, welche der Katholizismus nicht gezähmt hatte, weil sie ihn als Schmuck des Lebens empfanden, kennen, lieben, analysieren lernte — (er war ein Anbeter der Energie, als Offizier Napoleons, der selber ein titanischer Anachronismus) — sah er sich plötzlich in die wundersame Welt Shakespeare's versetzt und verstand sie, der einzige unter den Franzosen, welcher Shakespeare wirklich liebte. Große helle, vornehme Naturen stehen mit Entzücken vor der reichsten Welt, die allen moralisierenden Puritanern ein Greuel sein muß: auch Ibsen liebt Shakespeare nicht. —

59.

Ich las die Gedichte der Freifrau Annette von Droste-Hülshoff, der größten deutschen Dichterin, wie man in vielen Litteraturgeschichten lesen mag, und hatte dabei ein ganz eigenes Gefühl: da ist viel männliche Kraft, dichterische Anschauung, Kühnheit, eine überraschende Preziosität neuer Bilder, sinnige Belebung der Natur; aber was durchaus mangelt, ist der Zauber einer reinen Form, ich möchte sagen, jene innere Schönheit, die sich nicht erklären läßt, von den Verstößen gegen den Rythmus gar nicht zu reden. Diese Frau war, um es

mit einem Wort zu sagen, vielleicht eine bedeutende Dichterin, aber keine Künstlerin, wie auch ihre größeren Schwestern George Sand und George Eliot. Wir Wenigen, die heute noch Poesie zu lesen verstehen und einen gut gebauten Vers zu schätzen wissen, entzückt über eine plötzlich überraschende Schönheit und Feinheit irgend einer Wendung oder eines Bildes, sind vielleicht zu verwöhnt, um den guten Wein aus schlecht ziselierten Bechern trinken zu wollen. Und was thut's? Wir stehen so allein, so abseits von der Masse der Nation, daß das Zusammentreffen mit einem wirklichen Kenner als ein seltenes Fest des Geistes erscheint und leicht den Ausbruch eines kleinen Stolzes herbeiführt, wovon ich eben, vielleicht um Tadel zu ernten, ein kleines Beispiel gegeben habe.

60.

Prostitution des Geistes. — Der moderne Mensch kann vor lauter notwendiger Ueberwindung von Seelenzuständen, an denen er zu leiden pflegt, zu gar keinem ruhigen Genusse seiner Persönlichkeit, sowie zu keinem Schaffen mehr gelangen. Das Dichten aber, wie das Schaffen überhaupt, ist ein fortwährendes herrliches Gericht der innern Fülle, ein Abstoßen alles Dessen, was das Erfassen einer reichen Gegenwart verhindert, ein ewiger Kampf um die Freiheit, welche das Ueberwundene nur abgethan, um es aus der Ferne um so sicherer zu besitzen. Nun besitzen aber nur wenige Menschen die Gabe, allen überwundenen Zuständen ein Monument zu setzen, sich frei zu schaffen, und sind deshalb gezwungen, auf Jene zu lauschen, welche vorgeben, den modernen Menschen, dieses höchst unzufriedene, selbstquälerische Produkt einer alten Civilisation genau zu kennen. Sie sind dieser zahlreichen Menschenklasse, ich meine den Litteraten, welche von der Prostitution des Geistes leben, in höchstem Grade dankbar, wenn sie ihre eigenen Leiden durch die Schilderung genießen können, gleich einem plötzlich anmutig fern gerückten Schauspiel. Nur die wirklich schöpferischen Geister, welche einem harten Zwang gehorchen, fühlen die ganze Verächtlichkeit des Litteratentums, das auf alle Fälle keines Mitleids würdig erscheint. —

61.

Ueberſättigung. — Es iſt ein großer Irrtum, zu glauben, daß die Ueberſättigung nur durch das Uebermaß des Genuſſes eintreten könne. Es gibt heute, wo die Willkür des Individuums ſich nirgends recht entfalten kann, zahlreiche Seelen, in denen der übermäßige Wunſch, das titaniſche Verlangen zu früh erwacht — und zu raſch erloſchen ſind, eben weil das Uebermaß des Begehrens alle Willenskraft im Keim erſtickt hat. Es iſt ſchwer, ſchon als halber Jüngling die Erfahrung der Greiſe nehmen und damit leben zu müſſen, und wir Alle ſind mehr oder minder in dieſem Falle. Doch, wer nicht jung geweſen, kann auch kein Mann ſein! Und heute wimmelt es von Greiſen, die noch nicht einmal fünfundzwanzig Jahre alt ſind! —

62.

O du wunderſame Stille des Abends, du harmoniſche Ruhe, die aus dem Herzen aufſteigt, ſiegreich milde, und allmählich mein ganzes Weſen überflutet.

Fern, vor meinem Fenſter, in den goldnen Schleiern der wunderbar reinen Abendluft ſtehen die verdämmernden Alpen, wie eine ſchimmernde Rieſenkrone des jungen Frühlings. Mein Auge kann das wunderſame Spiel des Lichtes nicht genug verfolgen, ſich nicht ſättigen an den lockenden Nüancen; das tiefe, ſtrahlende Gold erblaßt unmerklich leiſe zu bleichem Schein, zu fremdartiger Helle; roſige, unglaublich zarte Hauche verſchwimmen, kaum aufgetaucht, an den Maſſen der dunkelnden Fernen. Alles reine Licht ſcheint aufwärts zu ſtrömen in das klare, wolkenloſe All. Ich bin ſo voll des Glücks des wunderbarſten Schauens, das die Seele hell macht wie ein Spiegel, auf dem alle flüchtigen Hauche des reichen Dämmerſpiels ſichtbar werden. Kein aufdringlicher Ton, kein vorlauter Duft, kein blendender Schimmer ſtört die tiefe Harmonie, das heitere Aufnehmen des glorreich verdämmernden Bildes, welches eine geheime Süßigkeit erweckt, die verwandt mit der glücklichen Wehmut vor allem Schönen. O wunderſame Stille, meertiefes, meerſtilles Glück des Abends!

Ende.

Druckfehler.

Seite 54, Zeile 13 von oben lies: von größter Schärfe des Ausdrucks 2c.

Seite 112, Zeile 2 von unten lies: als alle 2c.

Inhalts-Verzeichnis.